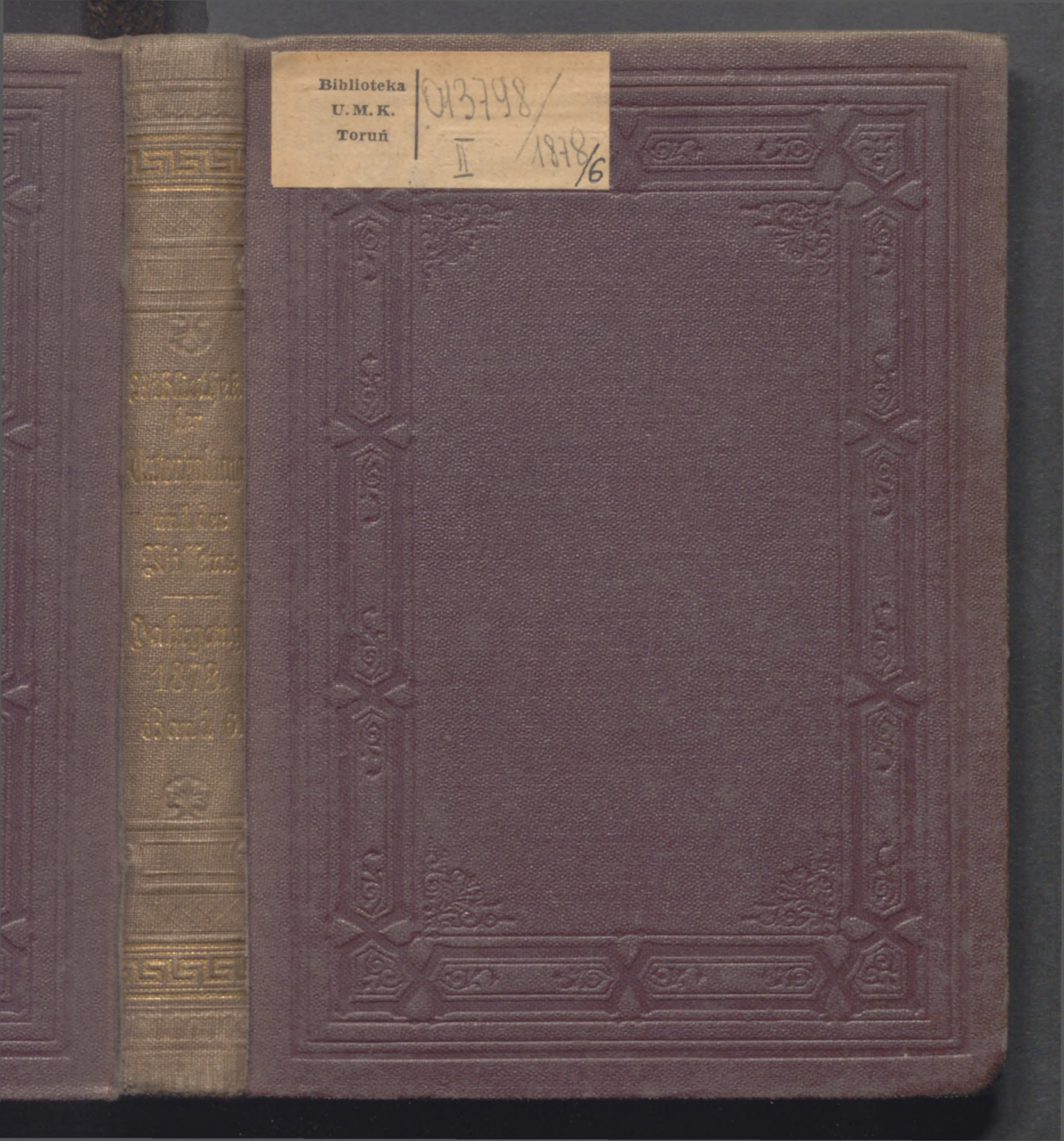
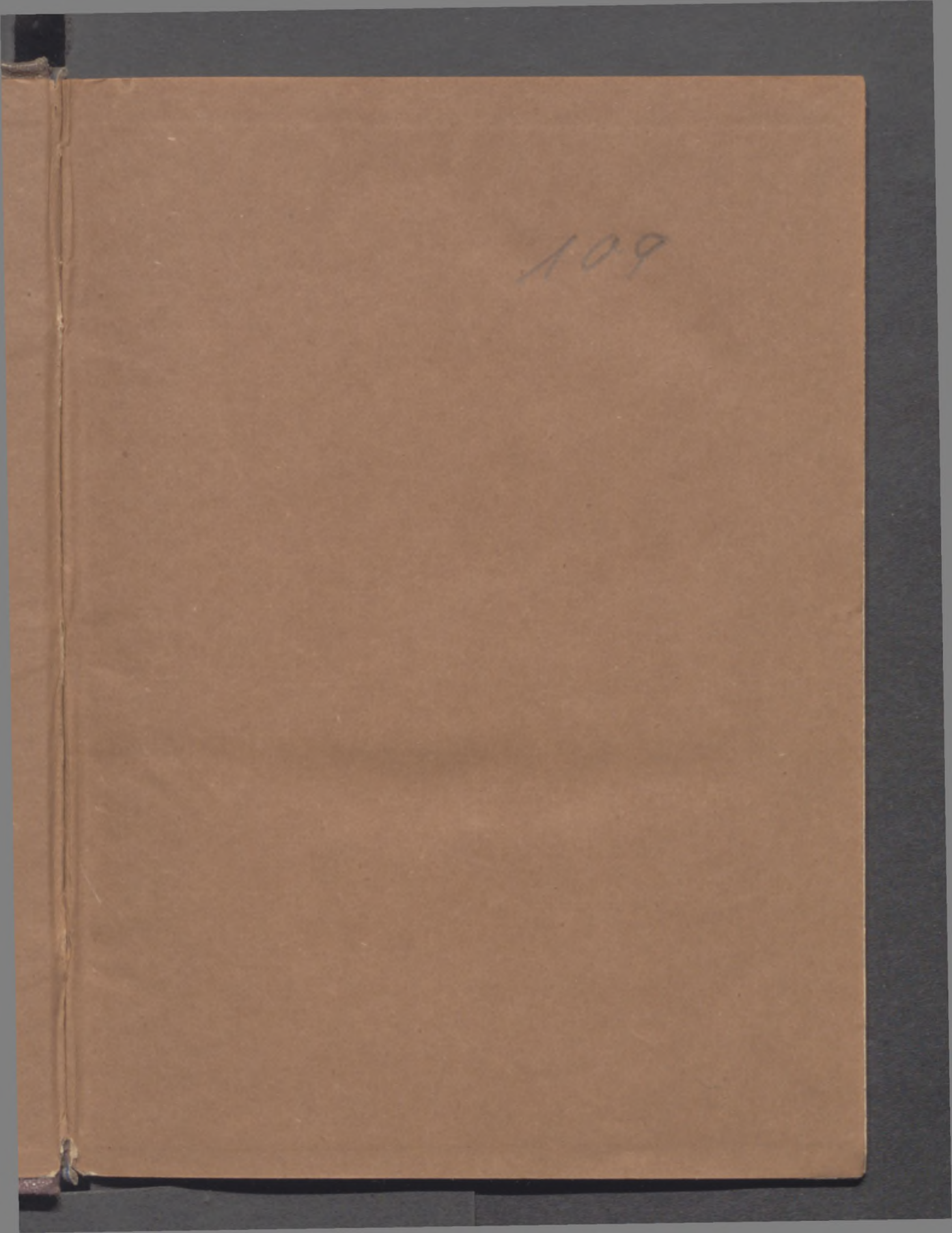

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens
Jahrgang 1878.
Band 6.




109



Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1878.

Sechster Band.

Stuttgart.

Verlag von Hermann Schönlein.

Inhalts-Verzeichniß.

Verschwunden.

Roman

von

Ewald August König.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Von der Familie Berninger's erfuhr nur Paul den wahren Stand der Dinge, er wurde selbst dem Geschäftspersonal geheim gehalten. Der Chef des Hauses hielt bis zum letzten Augenblick an der Hoffnung fest, daß es ihm gelingen werde, das Furchtbare abzuwenden.

Und doch war Alles vergeblich, wie er selbst seinem Sohne gestehen mußte, die befreundeten Bankiers hatten bedauernd die Achseln gezuckt, und von den bisherigen guten Freunden wollte keiner eine Bürgschaft für den redlichen, schwergeprüften Mann übernehmen.

Aber als der verhängnißvolle Tag kam, an dem die Wechsel vorgezeigt werden mußten, war Gottfried Berninger so ruhig und heiter wie je zuvor. Alle Forderungen wurden prompt gedeckt, und das Haus Berninger und Sohn stand so fest wie je vorher.

Von wem er das Geld erhalten hatte, erfuhr Niemand, selbst Paul nicht, eine darauf bezügliche Frage des Letzteren war ruhig aber entschieden zurückgewiesen worden.

Seitdem hatte das Geschäft Gottfried Berninger's wieder einen erfreulichen Aufschwung genommen, während es mit seinem Bruder mehr und mehr bergab ging.

Kurz vor dem Ende seines Bruders hatte Gottfried Berninger eine Geschäftsreise angetreten, er kehrte erst am dritten Tage nach der Katastrophe zurück. Durch die Zeitungen war er bereits von dem Vorgefallenen unterrichtet, er hatte die Aufforderung Wolfgangs gelesen, sowie eine Bekanntmachung des Staatsanwalts, in welcher die unbekannte Finderin des Paletots aufgefordert wurde, sich ungesäumt zu melden.

Sofort nach seiner Ankunft hatte er sich von seinem Sohne über den Geschäftsgang und die während seiner Abwesenheit eingelaufenen Briefe Bericht erstatten lassen, dann war er in seine Privatwohnung gegangen und jetzt saß der große, ziemlich beleibte Herr seiner Frau gegenüber.

„So wäre also von Seiten der Familie nichts geschehen, um die Hinterbliebenen meines unglücklichen Bruders zu trösten?“ fragte er in vorwurfsvollem Tone, und ein harter, strenger Zug umzuckte seine Mundwinkel.

Aus den blaugrauen Augen der hageren Frau leuchteten Hohn und Geringschätzung.

„Waren wir denn dazu verpflichtet?“ erwiederte sie trotzig. „Haben die Kinder Deines Bruders sich jemals um uns gekümmert? Haben sie sich nicht unserer geschämt und jede Begegnung mit uns vermieden? Wie man's treibt, so geht's! Deinem Bruder ist dieses Ende längst vorausgesagt worden, ich kann kein Mitleid mit ihm haben.“

„Sei nicht so hart, Lydia!“ sagte Berninger warnend,

„keiner unter uns ist ohne Fehl und wir Alle bedürfen der Vergebung! Unglück, selbst wenn es verschuldet wäre, fordert immer das Mitleid heraus, und die Kinder meines Bruders haben keinen Theil an den Sünden ihres Vaters."

„Sie werden bestraft für ihren Hochmuth —"

„Auch diesen Vorwurf weise ich zurück!" fuhr Berninger mit gehobener Stimme fort. „Wolfgang und Elsa sind niemals hochmüthig gewesen, ihnen hat der Luxus, mit dem der Vater sie umgab, keine Freude gemacht, und wenn der Verkehr zwischen unseren Familien abgebrochen wurde, so lag die Schuld mehr auf unserer, als auf ihrer Seite."

„Da müßten wir wohl noch um Verzeihung bitten?" spottete Frau Berninger mit wachsender Gereiztheit. „Hast Du denn ganz vergessen, wie Du vor Kurzem noch über Deinen Bruder urtheiltest? Ist es Dir nicht mehr erinnerlich, daß er Dich verhöhnte, als Du ihn vor den Gefahren warntest, die seiner Ehre drohten? Und nun willst Du behaupten, an uns liege die Schuld? Wahrlich, wenn Du das behauptest, dann kannst Du ebenso wohl auch uns den Vorwurf machen, wir hätten diesen Gründer zum Selbstmord getrieben!"

Berninger hatte die Stirne in Falten gezogen, ein Blick der tiefsten Entrüstung traf aus seinen flammenden Augen die hagere Frau.

„Sprich nicht so kindisch!" sagte er. „Das Hazardspiel meines Bruders habe ich nie gebilligt, ich würde mich auch dann nicht mit ihm ausgesöhnt haben, wenn er bei Zeiten sich zurückgezogen und seinen leicht erworbenen Reichthum gerettet hätte. Aber Haß habe ich ihm niemals nachge-

tragen; ich hatte dazu keine Veranlassung. Wenn er meinen wohlgemeinten Rath und meine Warnung zurückwies, so war das für mich kein Grund, ihn zu hassen; ich würde es vielleicht auch thun, wenn man mir in mein Geschäft hineinreden wollte. Und was sein Ende betrifft, so war es, namentlich in der letzten Zeit, vorauszusehen, daß es so kommen mußte, und ob nun der Todte Mitleid verdient oder nicht, darüber muß Jeder selbst urtheilen. Ich rede auch nicht von ihm, sondern von seinen Kindern. Du hast den Haß gegen meinen Bruder auf sie übertragen, und wenn dieser Haß sie unserem Hause fern hielt, so kann ich ihnen das nicht übel nehmen. Es war von Deiner Seite nur Neid —"

„Wozu sollen diese Vorwürfe dienen?" unterbrach Frau Berninger ihn unwirsch. „Wer auf mich mit hochmüthiger Geringschätzung heruntersieht, der darf auch nicht verlangen, daß ich ihm mit Freundlichkeit entgegenkommen soll. Ich kann nicht heucheln, deshalb bin ich auch nicht hingegangen."

„So hätte Frida gehen müssen!"

„Müssen? Was verpflichtete sie denn dazu? Sie wäre wahrscheinlich zurückgewiesen worden —"

„Glaube das nicht! Elsa bedurfte des Trostes — aber leider denkt Frida ganz wie Du, Du hast den Haß ihr eingeimpft. Ich kann euch nicht helfen, Elsa wird fortan bei uns wohnen, und ich erwarte mit Sicherheit, daß ihr das Mädchen freundlich und gütig behandelt."

Frau Berninger hatte die Brauen hoch hinaufgezogen, dieser ganz unerwartete Entschluß, der mit ihren Ansichten

und Wünschen in keiner Weise übereinstimmte, mußte sie im höchsten Grade befremden.

„Diesen Aerger wirst Du uns nicht anthun," sagte sie aufwallend, „Du würdest den Unfrieden in's Haus bringen —"

„Gemach, Lydia, das Letztere zu verhüten, hängt nur von euch ab!"

„Du forderst den Unfrieden heraus —"

„Ich thue nur, was Pflicht und Gewissen mir gebieten! In unserem Hause ist Raum genug und an den nöthigen Mitteln fehlt es uns auch nicht —"

„Aber ich werde niemals meine Zustimmung dazu geben!" fuhr Frau Berninger leidenschaftlich auf. „Wolfgang ist ja alt genug, um sich der Schwester anzunehmen!" —

„Wolfgang hat sich die eigene Bahn noch nicht gebrochen, der Künstler kann das nicht erzwingen, er muß es abwarten, und auch dann bedarf er noch der Unterstützung."

„Das sind ja sehr schöne Aussichten für uns!" spottete die Frau, während sie mit zitternden Händen an den Bändern ihrer Haube nestelte, „jetzt sollen wir noch die Kinder dieses Schwindlers ernähren! Und doch haben wir dazu nicht die geringste Verpflichtung, sie sind groß und alt genug, um sich selbst durchzuhelfen. Wenn der Maler seine Bilder nicht verkaufen kann, dann mag er Anstreicher und Dekorationsmaler werden, das Handwerk hat einen goldenen Boden. Und Elsa kann Musikunterricht geben, oder eine Stelle als Gesellschafterin annehmen, da sehe ich nicht ein, daß wir für die Beiden arbeiten sollen. Unsere Kinder arbeiten auch, und wenn wir Beide heute stürben, so würde Niemand sich ihrer annehmen."

Gottfried Berninger wanderte mit großen Schritten auf und nieder, der Ausdruck seines Gesichtes wurde immer finsterer und strenger, und so oft sein Blick die hagere Frau streifte, spiegelte sich stets ein ernster Vorwurf in ihm.

Er hatte sie ruhig zu Ende reden lassen, jetzt blieb er vor ihr stehen und kein Zug in seinem Antlitz verrieth, daß ihre Worte irgend welchen Eindruck auf ihn gemacht hatten.

„Und dennoch muß es bei dem bleiben, was ich Dir vorhin gesagt habe," erwiederte er mit unerschütterlicher Entschlossenheit. „Ich hoffe, Du wirst mir Recht geben, wenn ich Dir die Gründe nenne, die mich dazu bewegen, ja geradezu gesagt: zwingen. Niemand kennt sie außer mir, Niemand soll und darf sie erfahren, und ich erwarte von Dir, daß Du meine Mittheilungen als ein unverbrüchliches Geheimniß betrachten wirst."

„Das lautet ja sehr beängstigend!"

„Nicht doch, es ist kein gefährliches Geheimniß, aber die Ehre meines Hauses macht Verschwiegenheit nothwendig. Im vergangenen Jahre stand ich plötzlich vor einer sehr ernsten Gefahr. Geschäftsfreunde, die mir namhafte Summen schuldeten, hatten fallirt, Waaren, von denen ich ein großes Lager besaß, waren durch ungünstige Konjunkturen im Preise gesunken und deshalb augenblicklich unverkäuflich, die Ausstände kamen nicht ein und bedeutende Wechselbeträge, die ich decken mußte, wurden in der nächsten Zeit fällig."

„Aber davon habe ich ja damals gar nichts erfahren!" sagte Frau Berninger bestürzt.

„Wozu auch? Das war eine jener Lasten, die der Geschäftsmann allein tragen muß. Du hättest mir ja doch nicht helfen können, die Sache würde Dir nur die Ruhe geraubt haben. Es war ja immer noch früh genug, Dich auf das Unabwendbare vorzubereiten, wenn ich die letzte Hoffnung auf Rettung verloren hatte. Verstehe mich recht, Lydia, bankerott war ich selbst im schlimmsten Falle nicht, aber ich hätte meine Zahlungen einstellen müssen, und man weiß ja, wie es dann zu gehen pflegt. Die Gläubiger würden ihr Guthaben gefordert, die Schuldner mit ihren Zahlungen zurückgehalten haben, mein Kredit war erschüttert und eine einzige Wechselklage hätte zur Eröffnung des gerichtlichen Konkurses führen können. Dann würde mein Vermögen hingereicht haben, die Schulden zu decken, aber ich war ein Bettler, mit leeren Händen und ohne Kredit konnte ich von vorne wieder anfangen und auf einen grünen Zweig wäre ich nie wieder gekommen.“

„Das war ja eine entsetzliche Situation!“

„Was ich in jenen Tagen durchgemacht habe, das läßt sich nicht beschreiben, und wenn ich jetzt darauf zurückblicke, dann begreife ich selbst nicht, wie ich es ertrug. Ich wandte mich an bewährte Geschäftsfreunde, sogar an Wucherer und Pfandleiher um ein Darlehen; ich bewies ihnen, daß ich später in der Lage sein würde, das Geld zurückzuzahlen, aber keiner von ihnen wollte mir helfen, der Eine wandte vor, er habe das Geld nicht flüssig, der Andere verlangte sichere Bürgen, kurz, Jeder erfand einen scheinbar begründeten Vorwand, mich abzuweisen. Die Wechsel sollten am anderen Tage vorgezeigt werden und meine Kasse war leer,

ich sah keinen anderen Weg mehr, ich wandte mich an meinen Bruder, es war das Letzte, was ich thun konnte, um späteren Vorwürfen vorzubeugen."

„Das war ein saurer Gang!" sagte die hagere Frau, die in athemloser Spannung zuhörte.

„Gewiß, aber Klemens half augenblicklich, er zögerte keinen Augenblick, nachdem ich ihm meine Lage geschildert hatte. Dreißigtausend Thaler wies er mir auf seinen Bankier an, mein Anerbieten, ihm einen Schuldschein auszustellen, lehnte er ab. Und nun möchte ich Dich fragen, wie Du darüber urtheilst!"

Frau Berninger schüttelte das Haupt.

„Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll," erwiederte sie.

„Höre weiter! Die Gefahr war glücklich beseitigt, aber ich sah voraus, daß ich das Geld sobald nicht zurückgeben konnte, die Verluste, die ich erlitten hatte, waren zu bedeutend. Ich hielt es für meine Pflicht, das meinem Bruder mitzutheilen und ihn zu bitten, selbst den Termin zu bestimmen, wann die Rückzahlung erfolgen müsse. Er sandte mir meinen Brief zurück mit dem Bemerken, daß ich ihm nichts schulde, er könne ja auch einmal in Noth und Verlegenheit kommen, dann erwarte er von mir dieselbe Hilfe. Dabei ist es denn geblieben, ich wollte nun auch die Sache nicht mehr erwähnen, bevor ich nicht in der Lage war, die Schuld abtragen zu können. Da erhielt ich vor kurzer Zeit einen Brief von Klemens, in dem er mir schrieb, das Schicksal seiner Kinder bereite ihm Unruhe, er sei nicht so reich, wie man glaube, und wenn er plötzlich sterbe und seine Angelegenheiten in Unordnung hinterlasse,

so könnten Armuth und Elend über seine Kinder herein=brechen, ich möge ihm versprechen, mich in diesem Falle ihrer anzunehmen. Und versprochen habe ich es ihm, denn ein Dienst ist des andern werth, und ich ahnte derzeit nicht, wie bald ich an dieses Versprechen erinnert werden sollte. Und nun sage selbst, was ich thun muß!"

Die hagere Frau hatte das Haupt auf die Brust gesenkt, die herzlose Härte war aus ihren Zügen verschwunden.

„Ich habe das Alles nicht gewußt," sagte sie; „freilich, wenn die Dinge so liegen, dann ist es unnütz, noch ein Wort darüber zu reden."

„Ich danke Dir," erwiederte der Kaufmann bewegt, „ich kenne Dich und weiß, daß Du nun Deinen Groll über=winden wirst, und von Frida erwarte ich, daß sie eben=falls dem Unglück Rechnung tragen wird, das ihre Ver=wandten betroffen hat."

„Und dennoch möchte ich Dich fragen, könnte nicht eine besondere Wohnung für die Beiden gemiethet werden?"

„Nein! Sie würden darin ein Almosen erblicken und dasselbe gewiß zurückweisen. Was geschehen soll, das muß ganz geschehen, Lydia!"

„Du könntest ihnen ja die Zinsen jenes Kapitals zahlen und später das Kapital selbst ihnen zurückgeben."

„Das Letztere wird auch geschehen, aber darüber können noch einige Jahre verstreichen. Und ich darf ihnen auch jetzt noch nicht die Sache enthüllen; ich darf mit Niemand darüber reden, die Gläubiger des Falliments könnten einen Prozeß gegen mich anstrengen, um jene Summe zurückzu=fordern, und verlöre ich diesen Prozeß, dann wäre ich ruinirt.

Ich will das Kapital den Kindern erhalten, Du wirst mir darin Recht geben."

„Gewiß!" erwiederte Frau Berninger seufzend. „Wirst Du Beide zu uns in's Haus nehmen?"

„Diese Frage kann ich erst dann beantworten, wenn ich mit ihnen geredet habe. Wolfgang wird hier vielleicht keinen passenden Raum für ein Atelier finden und deshalb vorziehen, eine andere Wohnung zu beziehen —"

„Dann könnte ja Elsa ihn begleiten!"

„Die Wohnung würde zu theuer sein, und wie gesagt, ich darf ihnen diesen Vorschlag nicht machen, unter dem Druck eines schweren Schicksalsschlages ist man nur zu sehr geneigt, sich verletzt zu fühlen. Also sprich mit Frida und sage ihr, was ich von ihr erwarte. Paul und Ottokar werden ihre Verwandten nicht unfreundlich empfangen, sie haben die Entfremdung zwischen den Familien stets bedauert."

Von der Stirne Berninger's waren die finsteren Wolken verschwunden, als er bald nach dieser Unterredung das Haus verließ.

Es war ihm doch lieb, daß seine Frau Vernunft angenommen und die Nothwendigkeit seines Vorhabens eingesehen hatte; er durfte nun auch darauf vertrauen, daß sie ihren Groll gegen die Waisen überwinden werde.

Größere Sorge bereitete ihm jetzt die Frage, wie man sein Anerbieten im Hause seines Bruders aufnehmen würde.

Er kannte den stolzen Sinn Wolfgangs, der Niemandem zu Dank verpflichtet sein wollte, und solchen Stolz beugte das Unglück nicht, es verhärtete ihn nur und machte ihn trotzig.

Daniel öffnete ihm die Thüre. Der Diener trug noch immer die silberbordirte Livree, mit der seine hochmüthige Miene vortrefflich harmonirte.

Schweigend verbeugte er sich auf die Frage Berninger's, ob die Herrschaft zu Hause sei. Der Kaufmann folgte ihm die Treppe hinauf und wieder umzuckte ein harter Zug seine Lippen, als sein Blick auf die Gemälde und Statuetten fiel, mit denen Treppenhaus und Korridore verschwenderisch geschmückt waren. Er mochte wohl an die einfache Ausstattung seines eigenen Hauses denken, und der Vergleich, der daraus sich ergab, lag nahe.

Hier Alles nur leerer, trügerischer Schein, dort eine einfache aber gediegene Wirklichkeit!

Der Diener öffnete die Flügelthüre mit demselben Aplomb, mit dem er es in der Glanzperiode seines Herrn gethan hatte, Berninger schritt rasch an ihm vorbei und schloß Elsa, die in schwarzer Trauerkleidung ihm entgegen kam, in die Arme.

„Ihr müßt entschuldigen, daß ich nicht eher gekommen bin," sagte er mit herzlicher Theilnahme, „erst vor einer Stunde bin ich von der Reise zurückgekehrt."

Wolfgang trat auf ihn zu und bot ihm die Hand.

„Dir nehmen wir das nicht übel," erwiederte er, „wir dachten uns gleich, daß Du abgehalten seiest, aber —"

„Jawohl, die Tante hätte kommen können, oder Frida," schnitt Berninger ihm das Wort ab, „aber die beiden Frauenzimmer wissen jetzt noch nicht, wo ihnen der Kopf steht, so furchtbar hat das Unglück sie angegriffen, und dann fürchteten sie auch, ihr könntet an der Aufrichtigkeit ihrer

Theilnahme zweifeln und ihnen den Vorwurf machen, der Grund ihres Besuches sei nur die Neugierde."

„Wir konnten allerdings nicht erwarten —"

„Ich bitte Dich, Wolfgang, lassen wir die alten Geschichten ruhen. Hätte ich die unseligen Spekulationen Deines Vaters gebilligt, so würde ich bis an sein Ende sein bester Freund geblieben sein; aber ich konnte das nicht, und ihn ärgerte es, daß ich ihm meine Ansicht so gerade heraus sagte. Vielleicht seid ihr jetzt mit mir derselben Meinung, nachdem das Ende, das ich längst vorausgesagt habe, mit seiner Last gekommen ist!"

„Es hat uns getroffen wie ein vernichtender Blitz aus wolkenloser Höhe!" sagte Elsa, die Augen mit der Hand bedeckend. „Wer hätte dieses Ende ahnen können!"

„Ihr hattet wirklich keine Ahnung davon?" fragte Berninger.

„Nicht die geringste," erwiederte Wolfgang, „wir können noch immer nicht glauben, daß er selbst den Tod gesucht haben soll."

„Hm, ja, die Zeitungen fabelten da von einer bedeutenden Geldsumme, die Dein Vater in der Tasche gehabt haben soll."

„Das ist keine Fabel, sondern Wahrheit."

„Und der Verunglückte ist noch immer nicht gefunden worden?"

„Nur sein Paletot."

„Welche Bewandtniß hat es damit?" fragte Berninger rasch, indem er den Blick prüfend auf den jungen Mann heftete.

„Ich kann das Räthsel nicht lösen," erwiederte Wolfgang achselzuckend. „Eine schlecht gekleidete Frau aus den untersten Ständen hat diesen Paletot einem Pfandleiher gebracht —"

„Und ist es wirklich der Paletot Deines Vaters?"

„Das steht unzweifelhaft fest; man hat in einer Tasche desselben sogar seine Adresse gefunden."

„Und die Frau?"

„Ist bis heute noch nicht ermittelt worden."

Berninger schüttelte mit ernster Miene das Haupt.

„Sie wird dem Pfandleiher einen falschen Namen genannt haben," sagte er. „Das ist allerdings eine verdächtige Geschichte und ich hoffe, die Polizei wird Alles aufbieten, um sie aufzuklären; wo der Paletot gefunden worden ist, da muß doch auch die Leiche gewesen sein."

„Das Schlimmste dabei ist, daß dieser Umstand einem entehrenden Verdacht zur Bestätigung dienen muß," antwortete Wolfgang, und das Beben seiner Stimme verrieth die innere Erregung. „Man will behaupten, mein Vater habe mit dem Sprung in den Fluß nur eine Komödie gespielt und sei mit dem Gelde durchgegangen —"

„Wer behauptet das?" fuhr der Kaufmann zornig auf. „Dein Vater war in der letzten Zeit leichtsinnig geworden und er mag es auch bei der Jagd nach dem Reichthum mit den Mitteln zum Zweck nicht so genau genommen haben, aber zu einem solchen Schurkenstreich war er nicht fähig!"

„Das sagen wir auch," fuhr Wolfgang fort, während er auf dem weichen Teppich langsam auf und nieder wan-

derte, „aber das Gerücht ist nun einmal aufgetaucht und die bösen Zungen finden ihre Freude daran, es eifrig zu verbreiten.“

„Deshalb muß Alles aufgeboten werden, die Leiche zu finden, damit diese Gerüchte verstummen.“

„Kann noch mehr gethan werden, als schon geschehen ist?“

„Man müßte Schiffer mit Kähnen den Fluß hinunter schicken und ihnen eine besondere Belohnung versprechen.“

„Auch das ist geschehen.“

„Na, dann muß man sich gedulden und abwarten,“ sagte Berninger, „erzwingen läßt es sich ja nicht. Wie sieht's denn da unten aus?“

„Das Geschäft ist sofort geschlossen worden.“

„Und die Gläubiger wissen wohl nicht, wo hinaus mit ihrer Wuth?“

„Du kannst Dir denken, wie aufgebracht sie sind, zumal es heißt, daß kaum zehn Prozent herauskommen sollen.“

„Das wäre allerdings stark!“

„Ich habe darüber nachgedacht, ob und in welcher Weise die Ehre des Vaters gerettet werden könne, aber eine Summe von fünfzig- bis sechzigtausend Thalern binnen wenig Jahren zu verdienen, ist für mich geradezu ein Ding der Unmöglichkeit.“

„Und ich glaube, daß diese Summe nicht einmal genügen würde,“ erwiederte der Kaufmann kopfschüttelnd.

„Zur völligen Tilgung der Passiva freilich nicht, aber die Gläubiger würden dann vielleicht auf einen Akkord eingehen.“

„Glaub's nicht, Wolfgang! Die Erbitterung ist zu

groß, und wenn man unparteiisch richten will, so muß man zugeben, daß diese Erbitterung begründet ist. Durch die Gründungen Deines Vaters haben sehr viele Leute ihr Vermögen verloren, und das vergißt man ihm nimmermehr."

Wolfgang war am Fenster stehen geblieben, gedankenvoll blickte er hinaus.

„Ich verstehe davon nichts," sagte er, „aber ich meine, der Vater könne bei diesen Gründungen für sich selbst nichts verdient haben, und damit fiele dann jeder Vorwurf gegen ihn fort."

„Ich möchte wünschen, daß es so wäre, aber hätten die Gründer nichts verdient, so würden auch die Gründungen nicht entstanden sein. Habt ihr schon für eure Zukunft einen Plan entworfen?"

„Was ist da zu entwerfen?" erwiederte Wolfgang bitter. „Ich werde mich gedulden müssen, bis ich meinem Talent Anerkennung verschafft und einen Mäcen gefunden habe, der meine Bilder kauft. Bis dahin gedenke ich Unterricht zu geben, es ist ein saures, aber doch auch ein ehrlich verdientes Brod."

„Und Du, Elsa?"

„Ich suche eine Stelle als Gouvernante oder als Gesellschafterin."

„Das wäre eine traurige Existenz!"

„Müssen nicht Tausende sie wählen?"

„Vergiß nicht, daß diese Tausende unter anderen Verhältnissen aufgewachsen sind, daß für sie ein mehrjähriger Aufenthalt in der Fremde, selbst in der Stellung einer Dienerin, viel des Interessanten und Angenehmen bietet,"

sagte Berninger ernst. „Du würdest Dich in eine solche Stellung nicht hineinfinden, würdest nicht gehorchen können und in dem Geringsten eine verletzende Zurücksetzung erblicken."

Ein wehmüthiges Lächeln umspielte flüchtig die Lippen des Mädchens:

„Wenn der Schritt geschehen ist, so wäre es kindische Schwäche, ihn zu bereuen, und daß er geschehen muß, wirst Du selbst zugeben."

„Daß er geschehen muß? Nein! Ich biete euch Beiden ein Asyl in meinem Hause, ihr könnt da ruhig abwarten, was die Zukunft euch bringen wird."

Wolfgang machte eine hastige, ablehnende Bewegung, dem scharf beobachtenden Blick Berninger's entging das nicht.

„Fürchtet nicht, daß ein unfreundlicher Empfang euch in meinem Hause erwarten könne," fuhr er fort, „ich habe mit meiner Frau bereits Rücksprache genommen, sie ist mit Allem einverstanden."

„Tante Lydia hat niemals ein freundliches Wort für uns gehabt," sagte Elsa.

„Damals nicht, als ihr noch in glänzenden Verhältnissen waret! Der Grund ist nicht schwer zu errathen. Etwas Neid klebt jedem Menschen an, man muß das verzeihen können. Ihr seht, ich bin offenherzig," fügte Berninger hinzu, „und ich meine, das müsse euch die Zuversicht einflößen, daß ihr mein Anerbieten getrost annehmen könnt. Wollt ihr euch aber dadurch nicht überzeugen lassen, so leset diesen Brief eures Vaters, es ist

der letzte, den er mir geschrieben hat, und ich habe ihm darauf geantwortet, daß sein Vermächtniß mir heilig sein werde. Tante Lydia hat mir darin Recht gegeben und dem Vorschlage, den ich euch machte, sofort und aus freien Stücken zugestimmt."

Wolfgang las den Brief zuerst, tief und schwer aufathmend gab er ihn seiner Schwester, dann nahm er die Wanderung durch das Zimmer wieder auf.

Gottfried Berninger beobachtete Elsa unverwandt, während ihr von Thränen umflorter Blick über die Zeilen glitt, aus denen die sorgsamste Liebe des heimgegangenen Vaters ihr entgegenleuchtete, er wußte, daß diese Worte auf ihr Herz einen tiefen Eindruck machen würden, und alle seine Wünsche und Hoffnungen gipfelten in diesem Moment nur in dem einen Punkte, daß sie sein Anerbieten annehmen möge.

Wurde doch dadurch allein ihm die Möglichkeit geboten, den Dank, den er dem Bruder schuldete, abzutragen.

„Und diesen edlen Mann will man jetzt so schändlich verleumden!" sagte sie, den Brief zusammenfaltend. „Dieses Schreiben müßte man veröffentlichen, um die Verleumder zu entlarven!"

„Ich glaube nicht, daß Du diesen Zweck damit erreichen würdest," erwiederte Berninger achselzuckend. „Die Feinde Deines Vaters würden in ihm nur den Beweis suchen, daß es seine Absicht gewesen sei, selbst sich das Leben zu nehmen."

„Und leider würden sie diesen Beweis auch finden!"

sagte Wolfgang. „Onkel Gottfried hat Recht, wir müssen die Verleumder reden lassen und es den kommenden Ereignissen anheimstellen, ihre Behauptungen zu widerlegen. Die Veröffentlichung dieses Briefes, an die Du wohl im Ernste nicht denken wirst, würde man für eine alberne Komödie halten."

„Und nehmt ihr nun mein Anerbieten an?" fragte Berninger.

„Ich für meine Person muß mit dem herzlichsten Dank für Deine Güte ablehnen," erwiederte der junge Mann, „und zwar aus verschiedenen Gründen. Zum ersten finde ich in Deinem Hause kein nach Norden gelegenes Atelier, und zum zweiten würde es mir peinlich sein, Dir auf der Tasche zu liegen, während Deine Söhne die Mittel zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse selbst verdienen."

„Nun denn, so miethe Dir eine andere, geeignete Wohnung, und das Uebrige wird sich finden. Von dem Bruder Deines Vaters wirst Du wohl eine Unterstützung annehmen —"

„Nur unter der Bedingung, daß ich Dein Schuldner bleibe und später das Geld zurückzahlen darf."

„Ganz nach Deinem Belieben!"

„Dann nehme ich es mit Freude an, und ich werde Dir dankbar dafür sein, so lange ich lebe."

„Darüber reden wir später. Und Du, Elsa?"

„Auch ich trage Bedenken —"

„Ich sehe keine!" unterbrach Wolfgang seine Schwester. „Daß Du Dich in der Stellung einer Dienerin höchst unglücklich fühlen würdest, bedarf gewiß keiner Frage, und

schon deshalb rathe ich Dir, das großmüthige Anerbieten Onkel Gottfrieds anzunehmen. Der Vater hat selbst es gewünscht —"

„Aber Tante Lydia!" warf Elsa zögernd ein.

„Ich gebe Dir nochmals die Versicherung, daß sie Dich freundlich empfangen wird," sagte Berninger, „wäre ich davon nicht überzeugt, so würde ich Dir nicht zureden."

„Wird man mir nicht vorwerfen, ich könne meine Kenntnisse verwerthen und selbst die Sorge für meine Existenz übernehmen? Ich müßte diesen Vorwurf als berechtigt anerkennen —"

„Nein, er ist nicht berechtigt!" erwiederte Wolfgang rasch. „Es wäre grausam, Dich in die Fremde hinausstoßen zu wollen, so lange die Nothwendigkeit dafür nicht vorhanden ist. Man würde das Unglück unseres Vaters benutzen, um Dich zu demüthigen, Dich nur als Dienerin betrachten und Pflichten von Dir verlangen, ohne Dir Rechte einzuräumen, man kennt ja das traurige Los der Gouvernanten, es ist um so schwerer zu ertragen, je angenehmer und glänzender die Verhältnisse waren, in denen sie früher lebten. So nimm denn das freundliche Anerbieten des Onkels an, vielleicht komme ich schon bald in die glückliche Lage, mich mit Dir wieder vereinigen, in meiner Wohnung Dir ein Asyl anbieten zu können."

Elsa war in Nachdenken versunken; es sprach Manches gegen die Annahme dieses Anerbietens, und doch mußte sie auch dem Bruder Recht geben, die Existenz einer Gouvernante war nichts weniger als verlockend und beneidenswerth.

„Ihr werdet dieses Haus ohnehin in den ersten Tagen

räumen müssen," nahm Berninger nach einer Pause wieder das Wort, während er den Blick durch das verschwenderisch ausgestattete Zimmer schweifen ließ, „und kann ich euch auch die Pracht nicht bieten, die hier euch umgeben hat —"

„Lassen wir das, Onkel!" fiel Wolfgang ihm in's Wort, „wir scheiden von dieser Pracht ohne Bedauern! Es wäre besser gewesen, wir hätten sie niemals kennen gelernt und wir wohnten noch in unserem alten Hause."

„Ja, ja, dann wäre Alles anders gekommen," nickte Berninger, „aber Geschehenes läßt sich durch Klagen und Vorwürfe nicht ungeschehen machen. Ich darf Dich also erwarten, Elsa?"

„Ja, ich werde kommen," erwiederte das Mädchen, wie aus einem Traume erwachend, „aber heute nicht, ich bleibe hier, bis Wolfgang eine Wohnung für sich gefunden hat."

„Gut, gut, ich dränge Dich nicht, sobald Du kommst, wirst Du willkommen sein. Und wenn Du des Rathes oder der That bedarfst, Wolfgang, dann weißt Du ja, wo ich wohne."

Er reichte Beiden die Hand und nickte ihnen noch einmal zu, dann stieg er langsam die Treppe wieder hinunter und innere Befriedigung spiegelte sich in seinem Antlitz.

Vor der Thüre des Comptoirs blieb er stehen, einen Augenblick schien er zu zögern, dann trat er rasch hinein.

Bernhard Schlickum saß hinter einem Berg von Büchern, über den er kaum hinübersehen konnte; als er den Eintretenden erkannte, erhob er sich rasch, um ihm entgegenzugehen.

„Ich hatte erwartet, daß Sie kommen würden, sobald

Sie von Ihrer Reise heimgekehrt seien," sagte er, während er seine Hand in die des Kaufmanns legte und ihm ernst in's Auge schaute. „Es hat sich hier in der kurzen Zeit Vieles geändert, das Ende ist gekommen, wie Sie es damals voraussagten, nur noch etwas schlimmer."

„Und haben Sie es nicht auch vorausgesehen?" fragte Berninger mit leisem Vorwurf. „Sie waren das Faktotum meines Bruders, konnten Sie ihn nicht zurückhalten und noch im letzten Augenblick ihm ein ernstes: Halt! zurufen?"

„Glauben Sie wirklich, daß mir das möglich gewesen wäre, oder daß ich nur etwas damit erreicht hätte?" erwiederte der Buchhalter kopfschüttelnd. „Sie haben doch auch den starren Sinn Ihres Bruders gekannt, der gerade in diesem Punkte für Rath und Warnung unzugänglich war."

Berninger nickte zustimmend und ließ sich auf einen Stuhl nieder, während der junge Mann hinter seine Bücher zurückkehrte.

„Er vertraute zu sehr auf die Beständigkeit des Glückes," sagte er, „und doch hatte die Erfahrung ihn genugsam gelehrt, daß es eine gefährliche Bahn war, auf der er wanderte. Aber mit philosophischen Betrachtungen wird jetzt nichts mehr geändert. Wie viel wird für die Kreditoren herauskommen?"

„Sehr wenig!" antwortete Schlickum achselzuckend. „Herr Berninger glaubte bis zum letzten Augenblick, das Blatt müsse sich zu seinen Gunsten wieder wenden, und diesem Glauben ist das Letzte geopfert worden."

„Ich kann mir das denken! Man spricht von zehn Prozent!“

„Wenn noch so viel herauskommt!“

„Sie glauben es nicht?“

„Eine sichere Berechnung läßt sich ja hier unmöglich machen, so lange man nicht weiß, ob die Ausstände einkommen und zu welchem Preise Haus und Mobiliar verkauft werden. Außer werthlosen Aktien ist so zu sagen nichts vorhanden, und unter den Debitoren sind Mehrere, die ebenfalls vor dem Bankerott stehen. Der Gründungsschwindel hat ja die solidesten Geschäftsleute zu unsinnigen Spekulationen verführt, und die daraus entspringenden Konsequenzen zeigen sich erst jetzt.“

„Und wie ist es mit der Summe, die mein Bruder mitgenommen haben soll?“

„Ja, das ist eine fatale und zugleich eine räthselhafte Geschichte,“ erwiederte der Buchhalter, abermals die Achseln zuckend. „Daß er das Geld empfangen hat, das steht fest, ich habe mit eigenen Augen seine Quittung gesehen —“

„Und wofür empfing er es?“

„Für Aktien, die er am Tage vor seinem Tode verkaufte. Es waren die letzten guten Aktien, die wir noch besaßen, und wie er mir sagte, wollte er damit noch einmal einen Einsatz wagen, auf den er große Hoffnungen zu setzen schien.“

„Waren es nicht sechzigtausend Thaler?“

„Jawohl.“

„Und daß er eine so bedeutende Summe in der Tasche getragen haben soll, das ist mir nicht recht erklärlich,“

sagte Berninger, während er gedankenvoll auf den Fußboden blickte. „Er konnte doch am Sonntage das projektirte Geschäft nicht machen wollen!“

„Und daß er mit dieser Summe in der Tasche absichtlich in den Fluß hinuntergesprungen sein soll, das ist noch unerklärlicher,“ erwiederte Schlickum. „Ich werde, offen gestanden, daraus nicht klug, und wenn die Verleumdung sich dieser Sache bemächtigt, um daraus ihre Schlüsse zu folgern, so ist das sehr natürlich, und ich weiß nicht, wie man ihr entgegentreten soll.“

„Man läßt die Leute reden, das ist das Beste!“

Dem jungen Manne stieg das Blut in die Wangen, ein bitterer, vorwurfsvoller Blick traf den beleibten Herrn, der nachdenklich das Kinn auf die Krücke seines Stockes stützte.

„Der Familie können diese Verleumdungen doch nicht gleichgiltig sein,“ sagte er, „die Kinder Ihres Herrn Bruders —“

„Was wollen Sie denn dagegen machen?“ unterbrach Berninger ihn. „Man muß abwarten, bis die Leiche gefunden ist, ich denke, dann werden sich auch die Banknoten finden, und von einem entehrenden Verdacht kann alsdann keine Rede mehr sein.“

„Wenn das Alles nur so kommt, wie Sie voraussetzen! Ich fürchte, daß wir uns in diesen Erwartungen getäuscht sehen können. Wenn nun das Geld nicht bei der Leiche gefunden würde?“

„Dann müßte man es anderswo suchen.“

„Kann die Leiche, wenn sie aufgefunden wird, nicht

beraubt werden? Ich möchte sogar glauben, daß dies bereits geschehen ist. Wie ist die unbekannte und jetzt noch nicht ermittelte Frau zu dem Paletot des Verunglückten gekommen? Läßt es sich annehmen, daß sie sich mit dem Rock allein begnügt haben soll?"

„Es liegt etwas Wahres in Ihren Worten," erwiederte Berninger gedankenvoll, „aber wie kann man sich Gewißheit darüber verschaffen? Doch nur durch die Ermittelung jener Frau, und die müssen wir der Polizei überlassen."

„Die Polizei löst auch nicht jede Aufgabe! Und etwas Anderes kommt hinzu, was mir ernste Besorgnisse einflößt. Sie werden sich erinnern, daß Ihr Herr Bruder die Rübenzucker-Aktien-Fabrik gegründet hat —"

„Ja, ja, es war von allen Gründungen die faulste!"

„So behauptet man jetzt, damals hatte man Vertrauen dazu. Graf Starenfels, der dieser Aktiengesellschaft sein Gut verkaufte, hat sein ganzes Vermögen dabei eingebüßt und behauptet nun eigensinnig, er sei unser Gläubiger, und Klemens Berninger müsse ihn für den Verlust entschädigen. Diese Auffassung ist natürlich durchaus falsch, der Graf hätte seine Aktien rechtzeitig verkaufen sollen, dann würde er keinen Verlust gehabt haben, er ist einzig und allein Gläubiger der Zuckerfabrik. Aber das will er nicht einsehen, und sein Haß gegen Klemens Berninger verleitet ihn zu der Behauptung, es liege hier weder ein Selbstmord noch ein Unglücksfall vor, Herr Berninger habe nur eine Komödie gespielt, um mit der bedeutenden Summe sich in Sicherheit zu bringen."

„Na, wir können keinem Menschen verbieten, sich seine

eigene Ansicht über dieses Ereigniß zu bilden," erwiederte der Kaufmann, „die späteren Ereignisse müssen die Wahrheit feststellen."

„Sehr wohl! Nun aber dient die Auffindung des Paletots dazu, den Verdacht des Grafen zu bestätigen, und der Letztere soll sich vorgenommen haben, in eigener Person den etwaigen Spuren nachzuforschen und sie zu verfolgen."

„Und das beunruhigt Sie?" fragte Berninger. „Es kann uns ja nur angenehm sein, wenn recht viele Personen sich mit der Lösung dieses Räthsels beschäftigen, oder glauben auch Sie, daß mein Bruder diese Komödie gespielt haben könne?"

Die letzten Worte waren in sehr scharfem Tone gesprochen, es schien fast, als ob eine Drohung sich hinter ihnen verstecke.

„Nein, das glaube ich nicht," erwiederte der Buchhalter, den Blick ernst und voll auf ihn heftend, „wenn auch mancher schwere und gerechte Vorwurf ihm gemacht werden kann, ein Schurke ist er nicht. Ich werde nie vergessen, welchen Dank ich ihm schulde, und von meiner Seite wird gewiß nichts geschehen, was einen Makel auf ihn werfen könnte."

Berninger hatte sich erhoben, langsam schritt er auf die Thüre zu.

„Ich zweifle nicht daran, daß Sie Ihre Pflichten treu erfüllen werden," sagte er, „wir Alle müssen uns jetzt auf Sie verlassen. Und was die verleumderischen Gerüchte und Behauptungen betrifft, so legen Sie darauf keinen Werth, mit Worten kann man sie nicht widerlegen, man muß die Thatsachen reden lassen."

Damit ging er hinaus, und er hatte die Hausthüre noch nicht erreicht, als diese haftig geöffnet wurde und Berthold Silberberg eintrat.

„Sie sind's?“ fragte Silberberg überrascht. „Das ist mir sehr angenehm, mit Ihnen wird man jedenfalls ein vernünftiges Wort reden können.“

„Sind Sie auch Gläubiger?“ erwiederte Berninger.

„Ach was, davon spreche ich nicht, es ist ja auch nicht der Rede werth! Den Verlust kann ich verschmerzen, und thäte ich's nicht der Familie wegen, würde ich mich um die Sache gar nicht weiter bekümmern.“

„Und worüber wollen Sie mit mir reden?“

„Ueber die Summe, die Ihr Bruder mitgenommen haben soll. Daß er in den Fluß gesprungen ist, habe ich mit eigenen Augen gesehen, ich befand mich ja ebenfalls auf dem Schiffe, und es fiel mir auf, daß Klemens Berninger auf den Radkasten hinaufkletterte, wo doch kein Passagier etwas zu suchen hat. Die Geschichte mit dem Paletot, aus der so großer Lärm gemacht wird, hat für mich gar keinen Werth, der Paletot hing wie ein Mantel lose über seinen Schultern, es ist ganz natürlich, daß er ihn im Wasser verlieren mußte.“

„Wissen Sie das ganz bestimmt?“

„Ich kann einen Eid darauf schwören. Dem Polizei-Direktor habe ich das bereits mitgetheilt, er mag nun darüber denken wie er will, ich lege kein Gewicht darauf. Und daß die Banknoten sich in dem Paletot befunden haben sollen, ist auch nicht anzunehmen, so leichtsinnig ging Ihr Bruder mit dem Gelde nicht um. Ich bin ja Commis

gewesen in diesem Hause, ich weiß, wie peinlich Herr Klemens Berninger in diesem Punkte war, er hatte nie eine nennenswerthe Summe in der Tasche. Und nun behauptet man, er solle an einem Sonntage sechzigtausend Thaler bei sich geführt haben? Ich frage Sie offenherzig, was halten Sie davon?"

„Räthselhaft ist mir das auch," erwiederte Berninger, dem die Unterredung nichts weniger als angenehm zu sein schien, „aber Gewißheit werden wir darüber erst dann erhalten, wenn die Leiche aufgefunden ist."

„Und wenn sie nun nicht aufgefunden wird?"

„Halten Sie das für möglich?"

„Möglich ist eben Alles!"

„Also schließen Sie sich auch dem Verdacht an —"

„Herr Berninger, dagegen muß ich mich entschieden verwahren!" unterbrach Silberberg ihn mit scharfer Betonung. „Ich würde die Achtung vor mir selbst verlieren, wenn ich einen Mann, den ich trotz seiner Eigenheiten stets geachtet habe, nach seinem Tode mit gehässigen Verleumdungen verfolgen sollte! Jenen Verdacht kann und muß ich um so entschiedener zurückweisen, weil ich ja Augenzeuge des Selbstmords gewesen bin. Dennoch sage ich, es ist möglich, daß die Leiche nicht gefunden wird, und die Erfahrung bestätigt diese Behauptung. Es ist schon oft vorgekommen, daß der Körper eines Verunglückten Monate lang unter dem Wasserspiegel festgehalten wurde und später, bis zur Unkenntlichkeit entstellt, eingescharrt werden mußte. Derselbe Fall könnte hier auch eintreten, was für die Familie sehr unangenehm wäre."

„Man würde dann immerhin irgend etwas vorfinden, was als Erkennungszeichen dienen könnte!“

„Vielleicht!“ sagte Silberberg achselzuckend. „Die Hauptsache bleiben die Banknoten, und darüber habe ich mir eine etwas andere Ansicht gebildet, an der ich festhalte, trotzdem ich keinen Glauben dafür finde. Darf ich Sie bitten, mich in den Garten zu begleiten? Wir sind dort ungestört, und es wäre mir unangenehm, wenn ein unberufener Lauscher von meiner Ansicht Kenntniß erhielte.“

„Das klingt ja sehr geheimnißvoll!“ spottete Berninger, während er dem jungen Herrn folgte, der rasch voranschritt.

Silberberg antwortete nicht, er trat in eine Laube und bot seinem Begleiter einen Armstuhl an, dann ließ er den prüfenden Blick durch den Garten schweifen, und in dem Lächeln, welches dabei seine Lippen umspielte, lag etwas Boshaftes.

„Daß Ihr Herr Bruder das Geld in Empfang genommen hat, steht fest,“ sagte er mit gedämpfter Stimme, „Schlickum, sein Faktotum, gibt das ebenfalls bedingungslos zu. Klemens Berninger hat sogar eigenhändig diese Summe in's Kassenbuch eingetragen, soll aber trotzdem das Geld in der Tasche behalten haben. Ich frage Sie, ist das denkbar? Zu welchem Zwecke behielt Ihr Herr Bruder das Geld? Schlickum erwiedert darauf, sein Chef habe noch einmal das Glück auf die Probe stellen wollen. Gut, wenn dies wirklich sein Vorhaben war, so konnte doch das Geschäft erst am Montag gemacht werden, und nichts war natürlicher, als daß Herr Berninger die große Summe so lange dem diebessicheren Geldschrank anvertraute. Ferner

wird wohl kein Kassirer so dumm und leichtfertig sein, daß er Summen in sein Kassenbuch eintragen läßt, die ihm nicht übergeben werden."

„Wenn der Chef das thut —"

„Bitte sehr, wer das thut ist einerlei, der Kassirer ist der Einzige, der dafür verantwortlich bleibt!"

„Er mag seine Gründe gehabt haben, dem Kassirer diese Summe nicht anzuvertrauen."

„Wenn Sie das glauben, so müssen Sie auch meiner Ansicht beipflichten," nickte Silberberg, „Sie ertheilen ja dadurch dem Kassirer ein Mißtrauensvotum."

„Das wollte ich gerade nicht gesagt haben!"

„Aber es liegt in Ihren Worten. Indessen, Herr Klemens Berninger konnte immerhin ihm die Summe anvertrauen, da er selbst ebenfalls die Schlüssel zum Geldschrank besaß, so war es für ihn ein Leichtes, sich zu jeder Stunde von dem Vorhandensein des Geldes zu überzeugen. Und welchen Zweck hätte es gehabt, mit dieser Summe in der Tasche in den Fluß zu springen?"

Berninger schüttelte den Kopf, es schien ihm offenbar noch nicht klar zu sein, wohinaus der junge Herr wollte.

„Wenn man vernünftig über die Sache nachdenkt, so muß man annehmen, daß Klemens Berninger die Aktien verkauft hat, ohne sich einer bestimmten Ansicht bewußt zu sein," fuhr Silberberg fort. „Vielleicht wollte er das Glück, das ihm früher so günstig gewesen war, noch einmal auf die Probe stellen, aber dazu mußte er doch auch eine Gelegenheit abwarten, die sich an einem Sonntag schwerlich ihm bieten konnte. Und weshalb trug er die Zahlung in

das Kassenbuch ein, wenn er dem Kassirer das Geld nicht geben wollte? Ich behaupte, Schlickum hat diese Summe in Empfang genommen, sie ist am Samstag Abend in den eisernen Kassenschrank gelegt worden."

„Und wer soll sie herausgenommen haben?"

Silberberg zuckte die Achseln und zeichnete mit seinem Spazierstöckchen Figuren in den Sand.

„Die Nachricht von dem plötzlichen Tode Verninger's machte schon am Sonntag Abend die Runde durch die Stadt," nahm er nach einer Pause wieder das Wort, „Schlickum hat sie natürlich auch erfahren, er war am Montag Morgen der Erste hier —"

„Sie wollen ihn doch nicht beschuldigen?"

„Ich suche nur eine Antwort auf die Frage, wo das Geld geblieben ist? Können Sie diese Frage befriedigend beantworten, so bescheide ich mich gerne, aber so lange dies nicht der Fall ist, bin ich auf Vermuthungen angewiesen. Gelegenheit macht Diebe, und hier war die Gelegenheit so günstig, daß hundert Andere ebenfalls sie benutzt haben würden. Der Kassirer brauchte ja nur zu leugnen, das Geld empfangen zu haben, beweisen konnte man ihm nichts, und an eine Haussuchung dachte Niemand."

„Herr Silberberg, dieser furchtbare Verdacht —"

„Denken Sie ruhig und unter Erwägung aller Gründe darüber nach, so werden Sie finden, daß meine Ansicht mehr für als gegen sich hat. Schlickum ist arm, das wissen Sie wohl auch, er muß eine alte Mutter und eine verwittwete Schwester ernähren. Seine Schwester, die Frau Walther, hat vor einigen Monaten ihren Gatten verloren,

er hinterließ nur Schulden, und es blieb ihr nichts übrig, als zu ihrer Mutter zurückzukehren, die ebenfalls von der Unterstützung ihres Sohnes lebt."

„Hm, das Gehalt des Sohnes —"

„Es war so bedeutend nicht, Herr Berninger. Wenn Ihr Herr Bruder auch tausend Thaler jährlich dem jungen Manne gezahlt hat, so reicht das in der heutigen Zeit kaum hin, die Bedürfnisse dreier Personen zu bestreiten."

„Es kommt darauf an, welche Ansprüche man macht!"

„Die bescheidensten erfordern heutiges Tages ein namhaftes Einkommen. Sie wissen das so gut wie ich, und ich begreife nicht, daß Sie es nicht gelten lassen wollen. Aber es kommt noch etwas Anderes hinzu, was ebenfalls berücksichtigt werden muß. Sehen wir ganz davon ab, daß Schlickum verschuldet sein kann, muß er nicht auch an die Zukunft denken? Was soll er anfangen, wenn er seine Stellung in diesem Hause verloren hat? Darf er erwarten, daß er sofort wieder eine andere ebenso gute oder noch bessere Stelle finden wird? Ich meine doch, alle diese Fragen müßten an ihn herangetreten sein und ihm den Kopf warm gemacht haben. Und unter solchen Verhältnissen halten Sie es für unmöglich, daß er die Gelegenheit benutzt haben soll? Die Größe der Summe darf dabei gar nicht in's Gewicht fallen, da ja eine Gefahr der Entdeckung nicht vorhanden war."

Gottfried Berninger blickte finster vor sich nieder und schüttelte mit ernster, zweifelnder Miene das Haupt.

„Ein Verdacht ist leicht ausgesprochen," sagte er vorwurfsvoll, „darum sollte man ihn ernst nach allen Seiten

hin prüfen, ehe man ihn äußert. Ich habe Herrn Schlickum immer für einen ehrlichen Mann gehalten —"

„Ich ebenfalls," unterbrach Silberberg ihn rasch, „aber wäre es das erste Mal, daß man sich in seinem Urtheil über einen Menschen getäuscht hätte?"

„Nein, aber in dem vorliegenden Falle haben wir noch keine Berechtigung, die Richtigkeit unseres Urtheils zu bezweifeln. Warten wir ab, bis die Leiche gefunden ist, wir werden dann wohl Aufschluß über den Verbleib des Geldes erhalten."

Verninger wollte bei den letzten Worten sich erheben, aber Silberberg legte die Hand auf seinen Arm und hielt ihn zurück.

„Ich darf wohl erwarten, daß Sie über das, was ich Ihnen mitgetheilt habe, schweigen werden?" sagte er. „Es sind persönliche Anschauungen, aus denen eine Anklage erst dann formulirt werden kann, wenn Beweise gefunden worden sind."

„Gewiß, ich werde schweigen."

„Und dann noch Eins. Ich habe den Hinterbliebenen Ihres Herrn Bruders freies Quartier in diesem Hause angeboten, so lange, bis der Käufer desselben Besitz davon nimmt. Darüber kann immerhin noch ein Jahr verstreichen, und vielleicht würde ich den Verkauf noch weiter zu verlängern suchen, da der Werth der Häuser augenblicklich und wohl auch für längere Zeit sehr im Preise gesunken ist. Mein Anerbieten ist abgelehnt worden, wohl aus falschem Stolz —"

„Die Sache ist bereits geordnet," fiel Verninger ihm

kühl in's Wort, „Fräulein Elsa zieht zu mir, und der Maler miethet für sich eine besondere Wohnung."

Silberberg blickte ihn betroffen an, aber der alte Herr schritt, ohne noch ein Wort hinzuzufügen, nach flüchtigem Gruß von dannen.

6. Träume.

„Also so liegen die Dinge?" sagte Silberberg leise, als Gottfried Berninger seinem Blick entschwunden war. „Elsa zieht zu ihm, sie stellt sich unter seinen Schutz? Schön, sie wird in dem Hause dieses Mannes nicht lange bleiben, Madame Lydia Berninger soll ja ein Hausdrache sein, wie er im Buche steht. Gut, meinen Plänen wird dadurch kein Hinderniß bereitet, ich schreite langsam, aber sicher zum Ziele, und was es auch kosten mag, ich ruhe nicht, bis ich es erreicht habe. Dieses Haus muß mein Eigenthum, Elsa mein Weib werden, und ich hoffe mit Zuversicht, Beides zu erreichen! Berninger war ein Esel, er spekulirte noch immer à la hausse, als jedes Kind die Entwerthung aller Papiere schon begriffen hatte, ich habe bei Zeiten die Fahne gewechselt und gewinne noch immer schönes Geld. Verkaufen, so viel und so hoch man nur verkaufen kann und dann die Kurse recht tief herunterdrücken, daß man am Stichtage billig wieder kaufen kann, das ist jetzt das Richtige!

„Gott, es gibt ja so viele beunruhigende Gerüchte, die man in Umlauf setzen kann, Brennstoff liegt in allen Ländern, Frankreich, Spanien, die Türkei, das Drei-Kaiser-Bündniß — Stoff genug, man muß sich nur in Acht nehmen, daß Niemand die Absicht entdeckt. Wenn auch

das kleine Kapital dabei zu Grunde geht, was liegt daran! Jeder sorgt für sich selbst; wenn ich heute ein Bettler würde, gäbe mir kein Mensch einen Heller."

Er lachte laut auf und schritt langsam mit dem Hut in der Hand auf das Haus zu, aus dem er einst hinausgewiesen worden war, und das er jetzt schon als sein Eigenthum betrachtete.

An der Hofthüre stand Daniel, er schien ihn erwartet zu haben.

„Sie ist bei ihm," flüsterte der Diener.

Ueber die Stirne Silberberg's glitt ein finsterer Schatten.

„Schon lange?" fragte er.

„Sei fünf Minuten."

„Und wo befinden sie sich?"

„Im Kabinet. Ich habe die Thüren leise geöffnet; wenn Sie in's Kassenzimmer gehen, werden Sie jedes Wort hören können."

Silberberg nickte befriedigt und trat gleich darauf geräuschlos in das Kassenzimmer.

In der Thür, die dieses Zimmer mit dem Kabinet verband, befand sich ein kleines Fenster, welches von beiden Seiten geöffnet werden konnte und bisher dazu gedient hatte, den mündlichen Verkehr zwischen Chef und Kassirer zu erleichtern.

Dieses Fenster öffnete Silberberg durch den Druck auf eine Feder, die beiden Personen, die sich im Kabinet befanden, bemerkten es nicht. Elsa stand dem Buchhalter gegenüber, aus ihren dunklen Augen sprach festes, unerschütterliches Vertrauen.

„So danke ich Ihnen denn für Alles, was Sie gethan haben, um die Ehre meines Vaters zu retten,“ sagte sie, „er bedarf des Schutzes eines redlichen und energischen Mannes, und Sie werden das Vertrauen nicht täuschen, das er bis zur letzten Stunde seines Lebens in Sie gesetzt hat.“

„Ich werde es rechtfertigen,“ erwiederte der junge Mann, dessen Antlitz eine glühende Röthe überzog, „und kann ich auch allen Verleumdungen nicht entgegentreten, so werde ich doch thun, was in meinen Kräften liegt, um den Namen Ihres Herrn Vaters von den dunkelsten Flecken zu reinigen. Sie wollen also dieses Haus verlassen?“

„Würden Sie an meiner Stelle bleiben?“

„Nein, mein Fräulein, die Pflicht des Dankes, die Sie dadurch sich aufladen würden, wäre zu drückend.“

„Und da es doch einmal geschieden sein muß, so geschieht das besser heute als später,“ erwiederte Elsa. „Ich werde bei meinem Onkel wohnen, sein Haus steht auch Ihnen offen, und ich hoffe, daß Sie dann und wann hinkommen werden, um uns Bericht zu erstatten.“

„Wenn Sie es erlauben —“

„Ich bitte darum, Herr Schlickum, ich darf ja jetzt nur noch bitten und muß für die Gewährung jeder Bitte dankbar sein.“

„Reden Sie nicht so —“

„Lassen wir das, der Wahrheit muß man in's Gesicht schauen können,“ sagte das Mädchen mit einer raschen, abwehrenden Bewegung, und ein herber Zug umzuckte ihre Mundwinkel. „Nochmals meinen herzlichen Dank!“

Sie reichte ihm mit einem schmerzlich wehmüthigen Lächeln die Hand, und als sie hinausging, sah er mit leuchtendem Blick ihr nach.

Silberberg war von dem Beobachtungsposten zurückgetreten, er knirschte mit den Zähnen vor Wuth, und aus seinen flammenden Augen blitzte glühender Haß.

Aber nur einen kurzen Moment währte dieser Paroxismus, Silberberg hatte seine Fassung und mit ihr auch seine äußere Ruhe bald wieder gefunden.

Mit einem gezwungenen Lächeln auf den Lippen trat er in das Kabinet, Schlickum hatte vor seinen Büchern bereits wieder Platz genommen.

„Wie weit sind Sie mit der Bilanz?" fragte er, nachdem er einen Stuhl an den Schreibtisch gerückt und Platz genommen hatte.

„Ich hoffe, morgen damit fertig zu werden," erwiederte der Buchhalter, und die zitternde Stimme zeugte noch immer von innerer Erregung. „Es ist eine mühsame Arbeit —"

„Kann es mir denken, die Bücher werden in der letzten Zeit auch nicht so prompt geführt worden sein wie früher."

„Soll ich daraus einen Vorwurf für mich entnehmen?"

„Bewahre, ich wüßte nicht, was mich zu einem solchen berechtigte, ich wollte damit nur sagen, daß Herr Klemens Berninger wahrscheinlich nicht jedes an der Börse abgeschlossene Geschäft in seine Bücher hat eintragen lassen."

„Wenn das der Fall sein sollte, so wird es wohl erst später sich herausstellen, bis jetzt habe ich noch nichts davon entdeckt."

Silberberg holte ein elegantes Etui aus der Tasche und öffnete es.

„Bitte, nehmen Sie!" sagte er in verbindlichem Tone. „Echt importirtes Kraut, die Cigarre wird Ihnen gefallen."

„Ich danke," erwiederte Schlickum kühl.

„Sie rauchen nicht?"

„Wenigstens nicht während der Arbeit."

„Sie fürchten wohl, es schade den Augen?" scherzte der Börsenspekulant, „bah, ich rauche den ganzen Tag und habe bis jetzt noch keine nachtheiligen Folgen entdeckt. Es muß freilich prima Waare sein!"

„Früher nahmen Sie auch mit einem geringeren Kraut vorlieb!" spottete Schlickum, während er seine Arbeit fortsetzte.

„Das leugne ich nicht; nach der Decke muß man sich strecken! Aber auf einer Matratze schläft es sich doch besser, als auf dem Strohsacke, und wenn man's haben kann, wäre man ein Thor, wollte man es verschmähen. Und ich kann es haben, meine Mittel erlauben mir, das Leben zu genießen, wie es mir gefällt."

Ein leiser Seufzer entfuhr unwillkürlich den Lippen des Buchhalters.

„Und macht das Sie glücklich?" fragte er.

„So glücklich, wie Geld überhaupt machen kann!" erwiederte Silberberg achselzuckend, während er eine Rauchwolke vor sich hinblies. „Wenn man so gar keine Sorgen hat und jeden Wunsch erfüllen kann, so liegt darin doch ein eigenthümlicher Reiz, den Sie freilich nicht kennen."

„Hm, je höher man steht, desto tiefer kann man fallen."

„Sehr wahr, aber das passirt nur den Dummen und Leichtsinnigen!“

„Und zu welcher Sorte gehörte Klemens Berninger?“

„Zu den Leichtsinnigen. Er spekulirte in's Blaue hinein, ohne über die Situation und die daraus nothwendig entspringenden Konjunkturen nachzudenken. Nach dem Krach durfte man nicht mehr darauf hoffen, daß die Papiere wieder steigen würden, im Gegentheil, man konnte mit Sicherheit darauf rechnen, daß selbst die solidesten Aktien fallen mußten. Die kleinen Kapitalisten waren entweder verarmt, oder sie hatten so viel verloren, daß sie sich von der Börse ganz zurückzogen, gekauft wurde also von dieser Seite nichts mehr, und wenn die Nachfrage fehlt, dann sinken die Kurse von Tag zu Tag. Wenn es so mit den soliden Papieren aussieht, welche Hoffnungen darf man dann auf die Spekulationspapiere bauen. Sie waren durch die Hausse so unsinnig in die Höhe geschraubt, daß sie rapid fallen mußten, und dieses Müssen wollte Berninger nicht einsehen. Er spekulirte noch immer à la hausse, er sah nicht einmal, wie stark und geschlossen die Partei der Baisse ihm entgegenstand, und daß dies zum Ruin führen mußte, war vorauszusehen.“

„Sie befanden sich wohl auch bei den Gegnern?“ fragte der Buchhalter ironisch.

„Natürlich! Ich habe augenblicklich umgesattelt und mich sehr wohl dabei befunden.“

„Und jetzt spekuliren Sie auch noch?“

„Was soll ich anders machen? Die Kurse stehen immer noch nicht tief genug; zu den heutigen Kursen ver-

kaufe ich so viel ich kann, denn ich hege die feste Ueberzeugung, daß ich schon in der nächsten Woche bedeutend billiger kaufen kann. Sehen Sie, das ist das ganze Geheimniß, nur muß man immer den rechten Augenblick zu wahren und die Situation zu beherrschen wissen."

„Das heißt, man muß die Mittel kennen und zu benutzen wissen, durch die man die Kurse hinauf oder hinunterschrauben kann!" sagte Schlickum verächtlich. „Daß Andere dadurch um ihr Vermögen betrogen werden —"

„Ach was, das sind landläufige Redensarten! Die guten Anlagepapiere kommen später immer wieder auf ihren vollen Werth, und wer Industriepapiere kauft, der muß sich ebensowohl auf den Verlust gefaßt machen, wie er auf den Gewinn rechnet. Wie gesagt, man muß den richtigen Blick haben; Berninger hatte ihn nur so lange, als das Glück ihn begünstigte, und Ihr Schwager hatte ihn gar nicht."

„Mein Schwager war kein Börsenschwindler!"

In den Augen Silberberg's blitzte es jäh auf.

„Sie scheinen sich Ihr Urtheil darüber ebenso gedankenlos gebildet zu haben, wie die große Menge," sagte er höhnisch, „aber ich nehme Ihnen das nicht übel, sondern denke, daß man Ihnen in Folge der jüngsten Ereignisse schon eine gewisse Bitterkeit zu Gute halten muß!"

Der Buchhalter zuckte die Achseln und ließ sich in seiner Arbeit nicht stören.

„Mein Schwager war ein Ehrenmann," erwiederte er, „nur hatte er den einen Fehler, daß er seine Gutherzigkeit von Jedem mißbrauchen ließ, das hat ihn in Schulden gestürzt, die übrigens insgesammt gedeckt worden sind."

„Habe ich denn daran gezweifelt?“ fragte Silberberg ruhig, während er die Asche von seiner Cigarre abschnellte. „Im Gegentheil, ich nehme an dem Geschick Ihrer Frau Schwester warmen Antheil, und ich habe nur gesagt, Ihr Schwager habe den richtigen Geschäftsblick nicht gehabt. Er hatte keinen Unternehmungsgeist, den in der heutigen Zeit ein Kaufmann haben muß, wenn er sich nicht von der Konkurrenz niedertreten lassen will. Hat Ihre Frau Schwester aus dem Schiffbruch gar nichts gerettet?“

„Nichts, nicht einmal ihren Schmuck; sie hat Alles hergegeben.“

„Das war bitter, aber ehrenvoll.“

„Es überrascht mich, daß Sie dies anerkennen,“ sagte der Buchhalter kalt, „da Sie doch in allen anderen Dingen Ihre eigene Vergangenheit vergessen zu haben scheinen.“

Silberberg lachte, es war ein recht boshaftes Lächeln.

„Tempora mutantur, et nos mutamur in illis!“ sagte er. „Vielleicht kommt auch einmal für Sie die Zeit, in der Sie die Vergangenheit vergessen. Uebrigens brauche ich mich derselben nicht zu schämen, ich habe in allen Verhältnissen, in denen ich mich befand, meine Pflichten treu erfüllt. Haben Sie noch nie daran gedacht, ein eigenes Geschäft zu gründen?“

Schlickum sah den stechenden Blick nicht, der forschend und voll Erwartung auf ihm ruhte, er hatte auch keine Ahnung davon, daß ein besonderer Zweck dieser Frage zu Grunde liegen könne.

„Nein,“ erwiederte er. „Mit leeren Händen daran zu denken wäre Thorheit, und ich bin gänzlich unbemittelt.“

„Bah, das war ich auch —“

„Auf der Bahn, die Sie betreten haben, kann ich Ihnen nicht folgen, ich darf das nicht, da ich nicht für mich allein, sondern auch noch für andere Personen zu sorgen habe.“

Der Buchhalter hatte das in einem harten Tone gesprochen, er schien damit andeuten zu wollen, daß er dieses Thema abgebrochen zu sehen wünsche, es mußte ihm ja auch peinlich sein, daß dieser Parvenü sich so angelegentlich für seine Privat- und Familien-Verhältnisse interessirte.

Silberberg blickte eine Weile schweigend den Rauchwölkchen nach, die in phantastischen Verschlingungen zu der reich mit Stuck verzierten Decke emporstiegen, dann strich er langsam mit der Hand über seinen Vollbart.

„Wir werden sehen!“ sagte er. „Vielleicht können Sie bei mir als erster Buchhalter eintreten, ich bin mit dem Herrn, der jetzt diesen Posten versieht, ohnedies nicht ganz zufrieden, und wenn ich in diesem Hause wohne, dann werde ich wohl auch mein Geschäftspersonal vermehren müssen.“

Schlickum blickte befremdet von seiner Arbeit auf.

„In diesem Hause?“ fragte er. „Gedenken Sie, es zu kaufen?“

„Wenn der Preis nicht gar zu hoch geschraubt wird — jawohl! Freilich, was es gekostet hat, kann ich nicht dafür geben, und ich glaube auch nicht, daß sich Jemand finden wird, der diesen Preis zahlt, für diesen maßlosen Luxus ist heutzutage kein Geld mehr vorhanden.“

„Ich fürchte, Sie fallen in denselben Fehler, in den Berninger verfallen ist,“ erwiederte der Buchhalter warnend.

„In den Fehler der Verschwendung? Seien Sie ohne Sorgen, ich weiß sehr genau, wie weit ich gehen darf! Und was ich mir einmal vorgenommen habe, das setze ich auch durch. Man hat mir in diesem Hause die Thüre gezeigt, ich betrachte es als eine Genugthuung, in demselben Hause Anderen die Thüre zeigen zu können. Rachsucht ist das nicht, ich habe nie daran gedacht —“

„Sei es, was es will, Sie werfen da für eine Idee eine große Summe zum Fenster hinaus!“ unterbrach Schlickum ihn. „Was wollen Sie mit dem großen Hause anfangen? Sie haben keine Familie —“

„Erlauben Sie, meine Mutter wird dieses Haus würdig repräsentiren, und was das Geld anbetrifft, so habe ich darauf nicht zu sehen. Apropos, sprach man nicht im vorigen Jahre einmal davon, der Bruder Berninger's werde seine Zahlungen einstellen müssen?“

Der Buchhalter hatte die Stirne in Falten gezogen, die hochmüthige Ueberhebung des Parvenü's ärgerte ihn.

„Ich erinnere mich dessen nicht mehr,“ erwiederte er kurz angebunden.

„Aber ich entsinne mich der Sache ganz genau. Gottfried Berninger war bei mehreren Falliments mit namhaften Summen betheiligt, und man behauptete auch, er habe in Waaren spekulirt und die Spekulation sei total fehlgeschlagen. Ganz recht, so war's, einige Geschäftsfreunde sagten mir, er habe sich an sie wegen eines Darlehens gewandt, sei aber von ihnen abgewiesen worden.“

„Mit solchen Geschäftsfreunden möchte ich nicht in Verbindung stehen!“

„Was wollen Sie? Verlangen Sie von ihnen in solchen Fällen pekuniäre Unterstützung?“

„Das nicht, aber Verschwiegenheit!“

„Darin kann man auch leicht zu weit gehen, und dann hat man selbst den größten Schaden davon,“ sagte Silberberg kopfschüttelnd. „Weshalb war er so unvorsichtig, sich an seine Freunde zu wenden? Er konnte ja voraussehen, daß dies kein Geheimniß bleiben würde. Ich möchte nur wissen, wer ihm damals herausgeholfen hat!“

Er griff bei den letzten Worten nach dem Kassenbuch, und ehe Schlickum es verhindern konnte, hatte er sich desselben bemächtigt.

„Es befremdet mich, daß er sich jetzt der Kinder seines Bruders so sehr annimmt,“ fuhr er fort, während er langsam in dem Buche blätterte, „die beiden Familien haben nie mit einander harmonirt, ich kann mir nicht anders denken, als daß er besondere Gründe dafür haben muß.“

„Besondere Gründe!“ wiederholte der Buchhalter sarkastisch. „Thäte er es nicht, so würden Sie ihn herzlos nennen, es ist betrübend, daß man hinter einer guten That stets selbstsüchtige Gründe sucht.“

„An gute Thaten, denen keine Selbstsucht zu Grunde liegt, glaube ich nicht.“

„Dann bedaure ich Sie!“

„Sie werden auch zu dieser Erkenntniß kommen. Erinnern Sie sich nicht, daß Klemens Berninger seinem Bruder ein Darlehen gegeben hat?“

„Nein.“

„Also Sie haben keine Zahlung an ihn gemacht?“

„Das wohl, aber es war kein Darlehen.“

„Wissen Sie das so bestimmt?“ spottete Silberberg, während er hastig weiter blätterte. „Wie groß war die Summe?“

„Dreißigtausend Thaler, Sie werden sie übrigens im Kassenbuch nicht finden, das Geld ist Herrn Gottfried Berninger auf unseren Bankier angewiesen worden.“

„So, so, dreißigtausend Thaler!“ sagte Silberberg gedehnt. „Er hat diese Summe nicht zurückgezahlt?“

„Das war nicht nöthig, Klemens Berninger hatte damit eine alte Schuld abgetragen.“

„Ach was, Sie wollen —“

„Ich werde es Ihnen beweisen,“ erwiederte der Buchhalter rasch, während er das Hauptbuch aufschlug, „sehen Sie hier: Gottfried Berninger Haben: Für Kapitalforderung Dreißigtausend Thaler! Soll: An Rimesse auf Schmidt und Sohn: Dreißigtausend Thaler! Damit ist das Conto glatt ausgeglichen.“

Silberberg blickte starr auf die Ziffern, dann schüttelte er zweifelnd das Haupt. „Ich möchte wissen, worauf diese Kapitalforderung sich gründet,“ sagte er, „die Berninger's sind von Hause aus nicht reich gewesen, aus einer Erbschaft kann also diese Forderung nicht herrühren. Und daß Gottfried Berninger seinem Bruder diese Summe geliehen haben soll, werden Sie selbst nicht glauben, er war niemals in so glänzenden Verhältnissen, und abgesehen hievon würde er auch einem Börsenspieler eine solche Summe nicht anvertraut haben.“

„Ich zerbreche mir den Kopf nicht darüber,“ antwortete

Schlickum mit erzwungener Ruhe, „wenn die Gläubiger meinen, Aufschluß darüber verlangen zu müssen, so mögen sie ihn von Herrn Berninger fordern. Ich an Ihrer Stelle würde mich aber sehr ernst bedenken, ehe ich die Kreditoren auf einen so zweifelhaften Punkt aufmerksam machte, man könnte darin eine gehässige Absicht erblicken."

Silberberg preßte die Lippen aufeinander und erhob sich, er fühlte die moralische Ohrfeige, sie gab seinem Haß neue Nahrung.

„Wenn Sie geglaubt haben, daß dies meine Absicht sei, so war das nur eine Vermuthung, die jeder Begründung entbehrt," sagte er. „Im Uebrigen ist es meine Pflicht, die Gläubiger auf Alles aufmerksam zu machen, was in ihrem Interesse liegt, das werden Sie hoffentlich zugeben. Eine gehässige Absicht kann darin Niemand finden, wenn er sie nicht aus persönlichen Gründen suchen will. Guten Abend."

Der Buchhalter warf ihm einen verächtlichen Blick nach und legte die Feder nieder.

„Der Mensch hat mir die Arbeitslust genommen," sagte er ärgerlich, während er die Bücher zuklappte; „mag er auch noch so rein sich hinstellen, ich weiß ja doch, daß er einen boshaften, rachsüchtigen Charakter hat."

Er trug die Bücher in den eisernen Schrank und schloß diesen zu, dann trat er vor den Spiegel, um seine Toilette zu ordnen.

Er würde nicht so ruhig gewesen sein, wenn er von dem Haß Silberberg's eine Ahnung gehabt, wenn er gewußt hätte, wie angelegentlich dieser im Stillen sich bemühte, einen entehrenden Verdacht auf ihn zu werfen.

Da er selbst sich keiner Schuld bewußt war, mußte auch der Gedanke an eine drohende Gefahr ihm fern liegen, und so gab er ohne Rückhalt den berauschenden Träumen sich hin, die seine Seele umgaukelten.

Auch in sein Herz war die Liebe eingezogen, ehe er es wußte und ahnte, und bisher hatte er nicht gewagt, zu glauben, daß dieses beseligende Glück ihm beschieden sein könne.

Seit der Stunde, in der Elsa ihn zum Vertrauten ihres geheimen Kummers gemacht und ihn gebeten hatte, sie über die Verstimmung und Erregung ihres Vaters aufzuklären, war es ihm klar geworden, daß er nur an der Seite dieses Mädchens das erträumte Glück seines Lebens finden werde.

Aber weit entfernt, auf das ihm geschenkte Vertrauen kühne Hoffnungen zu bauen, hatte er selbst sich gesagt, daß es niemals ihm gelingen werde, dieses Glück zu erringen, wußte er doch, wie Klemens Berninger seinen Vorgänger abgefertigt hatte, der so verwegen gewesen war, um die Hand Elsa's zu werben.

Und daß Berninger auch dann, wenn er bankerott und ruinirt war, ihm dieselbe Antwort geben würde, sah er voraus, er kannte den Hochmuth dieses Mannes, den selbst das Unglück nicht beugen konnte. Er hatte inzwischen häufig Veranlassung gefunden, mit Elsa einige Worte zu wechseln, ihre Sorge um den Vater ließ sie über kleinliche Bedenken hinwegsehen, und Bernhard Schlickum war der Einzige, der ihr Gewißheit geben konnte.

So hatte gewissermaßen ein Geheimniß zwischen ihnen sich gebildet, welches die Herzen einander näher führen

mußte, aber auch daraus zog der junge Mann für sich selbst keine Hoffnungen; er würde darin einen Mißbrauch, oder besser gesagt, eine Entweihung des ihn ehrenden Vertrauens erblickt haben.

Ja, wäre er reich gewesen, oder hätte er nur eine gesicherte und ihrem Stande angemessene Existenz ihr bieten können, so würde er keine Minute gezögert haben, den entscheidenden Schritt zu wagen und sie zu bitten, die ganze Last ihrer Sorgen seinen starken Schultern aufzubürden. Aber was konnte er ihr bieten? Armuth und Sorge — das war Alles!

Und dennoch hatte die heutige Unterredung noch einmal die Erinnerung an jene süßen Träume in seiner Seele geweckt, und diese Erinnerung ließ bald alles Andere ihn vergessen.

Vielleicht gelang es ihm, eine gesicherte Existenz sich zu gründen, sobald die Aufgabe gelöst war, welche die Gläubiger Berninger's ihm übertragen hatten, das Glück konnte ja auch ihm einmal lächeln, es konnte über Nacht kommen, wie es wohl oft zu geschehen pflegt. Und Elsa Berninger, die jetzt auch keine großen Ansprüche mehr machen durfte, mußte ja wünschen, aus der abhängigen und peinlichen Lage im Hause ihrer Verwandten befreit zu werden.

Ja, wenn nur Träume sich verwirklichen ließen!

Als der junge Mann in seine bescheidene und ziemlich dürftig ausgestattete Wohnung trat und sein Blick auf Mutter und Schwester fiel, zerflossen alle Illusionen vor der nackten Wirklichkeit, und von allen Hoffnungen, Wünschen und Träumen blieb weiter nichts übrig, als die Gewißheit der Armuth und der drückenden Nahrungssorgen.

Seine Mutter war eine alte, schwächliche Frau; das graue Haar umrahmte ein gutmüthiges, treuherziges Gesicht, aber jeder Zug in diesem ehrwürdigen Antlitz erzählte eine bittere Leidensgeschichte, die Hand des Schicksals mußte schwer und unabläßig auf der Armen geruht haben.

Die Schwester war das getreue Ebenbild des Bruders; die durchsichtige Bläße ihres abgehärmten Gesichts bildete einen allzuscharfen Gegensatz zu der schwarzen Trauerkleidung, und der umflorte Blick der tiefblauen Augen ließ nur zu deutlich erkennen, daß sie sich noch immer nicht in den herben Verlust gefunden hatte.

„Noch immer nichts gefunden, Bernhard?“ fragte die alte Frau, die im Sorgenstuhl am offenen Fenster saß.

Der junge Mann schüttelte verneinend das Haupt und setzte sich der Mutter gegenüber.

„Ich glaube, wir werden uns nun noch einige Zeit gedulden müssen,“ sagte er, indem er ihre Hand erfaßte und tief aufseufzte, „der Strom wird die Leiche mitgenommen haben.“

„Und wie lange bleibst Du noch in dem Hause?“

„Bis meine Hilfe nicht mehr nöthig ist.“

„Kann das schon bald kommen?“

„So bald wohl nicht; die Bilanz ist noch nicht fertig, und dann ist auch noch Vieles zu erledigen, wozu man meiner Hilfe bedarf.“

„Und wenn das Alles geschehen ist?“

„Bis dahin hoffe ich eine neue Stelle gefunden zu haben, Mutter!“

Die alte Frau wiegte bedenklich das Haupt.

„Die guten Stellen sind selten geworden," sagte sie, „die Geschäfte gehen schlecht, viele Commis sind entlassen worden —"

„Darum findet ein tüchtiger und erfahrener Buchhalter immer noch ein Unterkommen."

„Würdest Du nicht besser thun, einen Associé zu suchen?"

Ein ironisches Lächeln glitt über die Lippen Bernhards.

„Das Suchen ist leicht," sagte er, „das Finden aber schwer. Wer sollte denn heutzutage noch Lust haben, ein Geschäft zu gründen? Und welche Anerbieten könnte ich denn auch machen? Ich habe gar nichts —"

„Du hast Kenntnisse!" unterbrach ihn die Mutter, „und Kenntnisse gelten heute so viel wie Geld. Du wirst vielleicht eine reiche Heirath schließen —"

„Baue darauf keine Hoffnungen!" erwiederte er abwehrend.

„Und weshalb sollte Dir dieses Glück nicht blühen können?"

„Glück?" fragte er bitter. „Als Walther um die Hand Susannens warb, träumten wir auch von Glück, und wie sind unsere Träume in Erfüllung gegangen?"

Die alte Frau athmete schwer, und ein dunkler Schatten glitt über ihre Stirne.

„In die Zukunft kann Niemand blicken, mein Sohn," sagte sie mit zitternder Stimme, „man muß Gott Alles anheimstellen. Wir sind stets vom Unglück verfolgt worden, aber ich meine, der langen Nacht müsse endlich doch auch ein heller Tag folgen."

„Wir wollen es hoffen," erwiederte er, „das Beste soll man ja immer hoffen, und uns bleibt nichts Anderes. Ich

werde meinen Weg schon finden, Mutter, dem Muthigen steht ja die Welt offen."

Die junge Wittwe, die gleich nach dem Eintritt des Bruders das Zimmer verlassen hatte, kehrte jetzt wieder zurück und überreichte ihrem Bruder einen Brief.

„Das ist soeben für Dich abgegeben worden," sagte sie mit tonloser Stimme, „Antwort verlangte man nicht."

Bernhard rückte den Stuhl näher an's Fenster, die Abenddämmerung war schon ziemlich vorgeschritten.

Prüfend betrachtete er die ihm unbekannte Handschrift auf der Adresse, dann entfaltete er den Brief, und mit wachsendem Staunen las er die räthselhaften Zeilen:

„Ich warne Sie, seien Sie auf der Hut. Man durchschaut Alles und spricht schon von einer Haussuchung; schaffen Sie das Geld fort, damit Ihnen nichts bewiesen werden kann. Sie können es ja an einem sicheren Ort verstecken; wenn Ihnen die Hilfe eines Freundes wünschenswerth scheint, so stehe ich gerne zu Diensten, Sie können mich heute Abend um zehn Uhr an der Marienkirche finden. Hören Sie auf den Rath eines Freundes."

„Was ist das?" fragte er, von seinem Sitz emporspringend. „Wer hat den Wisch gebracht?"

Die beiden Frauen sahen ihn erschreckt an, in einer so furchtbaren Aufregung hatten sie ihn noch nicht gesehen.

„Was enthält der Brief?" fragte die Mutter besorgt. „Eine Drohung?"

„Nein, eine hinterlistige Warnung, die unmöglich mir gelten kann. Und doch ist dieser abscheuliche Brief an mich adressirt! Susanne, wer brachte ihn?"

„Ein ärmlich gekleideter Knabe.“

„Ist er schon wieder fort?“

„Ja, er schien es sehr eilig zu haben, denn er lief augenblicklich von dannen.“

„Das war ihm befohlen worden,“ sagte der junge Mann, während er abermals einen Blick auf die Adresse warf. „Er sollte keine Auskunft geben! Wer löst mir dieses Räthsel?“

„So lies uns doch den Brief vor!“ erwiederte die Mutter ungeduldig, „aus Deinen Worten werden wir nicht klug.“

Bernhard kam dem Verlangen nach, er hatte nur ein einziges Geheimniß vor seinen Angehörigen, das seiner Liebe, und auch in dieses würde er sie eingeweiht haben, wenn die letztere nicht so hoffnungslos gewesen wäre.

„Sonderbar!“ murmelte Frau Schlickum. „Das lautet allerdings wie die ernste Warnung eines wohlmeinenden Freundes.“

„Ich habe keinen Freund!“

„Gar keinen, Bernhard?“

„Nein, ich habe weder Lust und Zeit gehabt, sie zu suchen, noch Gelegenheit, sie zu finden; dem reichen Manne sind sie Alles, dem Armen nichts, ich bin mir selbst genug.“

„Und welche Bewandtniß hat es mit dem Gelde, von dem in diesem Briefe die Rede ist?“

„Das ist mir selbst räthselhaft.“

„Der Schreiber spricht von einer Haussuchung.“

Unfähig, der in ihm tobenden Aufregung länger zu gebieten, stampfte Bernhard mit dem Fuß auf den Boden.

„Ich weiß nicht, was das Alles bedeuten soll!“ sagte er. „Ich kann mir nur denken, daß hier eine Verwechslung der Personen oder eine Mystifikation zu Grunde liegt, denn ich habe weder eine Haussuchung noch sonst etwas zu fürchten. Es bleibt mir nichts weiter übrig, als den unbekannten Freund an der Marienkirche aufzusuchen und mir einen Commentar zu diesem Briefe auszubitten.“

„Thue das nicht, Bernhard,“ bat Susanne bestürzt. „Wer kann wissen, ob man Dir nicht eine Falle stellen will.“

„Selbst auf diese Gefahr hin muß ich hingehen. In diesem Briefe wird meine Ehre angegriffen, es ist meine Pflicht, sie zu vertheidigen.“

„Ich rathe Dir auch ab,“ sagte die alte Frau, „aber ich weiß freilich nicht, ob dieser Rath der beste ist, den ich Dir geben kann. Ich habe nie an Dir gezweifelt, Bernhard, ich weiß, daß Du kein Verbrechen begehen kannst, aber oft treten Verhältnisse ein, in denen man auch den Schein einer Schuld vermeiden muß.“

Bernhard wanderte mit großen Schritten auf und nieder, in der gereizten Stimmung, in die der Brief ihn versetzt hatte, verletzten ihn auch die Worte der Mutter.

„Nicht einmal der Schein einer Schuld kann auf mich fallen, wenn nicht ein boshafter Feind ihn auf mich werfen will,“ erwiederte er, „ich wüßte wenigstens nicht, wie das möglich wäre. Und diesen Feind muß ich kennen lernen, damit ich weiß, wie ich mich zu schützen habe!“

„Aber wie solltest Du denn zu einem Feinde kommen?“ sagte die Mutter in zweifelndem Tone, „Du hast ja stets

nach dem Grundsatz gehandelt, daß es besser sei, Unrecht zu leiden, als Unrecht zu thun —"

„Doch nicht immer, Mutter! Wo ich in meinem Recht war, da habe ich es auch vertheidigt —"

„Aber Du hast nie dabei einem Menschen wehe gethan!"

„Wo ich es vermeiden konnte, gewiß nicht!"

„Und dennoch solltest Du Feinde haben?"

„Ja. Die Gläubiger Berninger's sind wüthend, daß sie so viel verlieren, und da Berninger selbst nicht mehr verantwortlich gemacht werden kann, so wendet der Haß sich gegen mich. Man weiß, daß ich das Vertrauen meines Chefs in hohem Grade genossen habe, man ärgert sich, daß ich auch jetzt noch ihn vertheidige, und könnte man mir dafür etwas am Zeuge flicken, so würde man es gewiß thun."

„Aber was geht denn Dich der Bankerott Berninger's an?" sagte Susanne bitter. „Du hast ihn weder herbeigeführt, noch hättest Du ihn verhüten können."

„Die Gläubiger denken vielleicht anders über diesen Punkt, ich fange jetzt selbst an zu glauben, daß ich auf meiner Hut sein muß. Aber mit freier, offener Stirne kann ich Allen gegenübertreten, ich bin mir keines Unrechts bewußt."

Die alte Frau war in den Sessel zurückgesunken, sie bedeckte die Augen mit der Hand und rang schwer nach Athem.

„Mir ahnt, daß abermals ein großes Unglück uns bevorsteht," sagte sie mit leiser, zitternder Stimme, „solche Ahnungen haben selten mich getäuscht."

Bernhard stand neben ihr, er erfaßte ihre Hand und sah

ihr mit einem Blick der innigsten Liebe in die feuchten Augen.

„Mit Ahnungen martert man nur sich selbst,“ erwiederte er, „man darf ihnen nicht nachhängen. Treffen sie nicht ein, dann werden sie vergessen, treffen sie aber ein, dann erhalten sie einen Schein von Berechtigung, die ein verständiger Mensch ihnen nimmer zugesteht.“

„Nein, nein, sage das nicht, Bernhard, der Verstand des Verständigsten kann darüber nicht urtheilen. Hinter mir liegen Erfahrungen, die den Spott herausfordern würden, wollte ich sie erzählen, und doch sind es Thatsachen, die sich nicht leugnen lassen. Und ich sage Dir noch einmal, mir ahnt ein großes Unglück, aber wann und woher es kommen wird, weiß ich nicht.“

Susanne stützte das Haupt auf den Arm und blickte finster vor sich hin, ein bitterer, verächtlicher Zug umzuckte ihre trotzig aufgeworfenen Lippen.

„Und wenn es käme, so müßten wir es tragen,“ sagte Bernhard achselzuckend. „Aber einstweilen blicke ich noch getrost und muthig in die Zukunft, dieser jämmerliche Brief kann keine Furcht in mir wecken.“

Er küßte die alte Frau auf die Stirne und nahm seinen Hut, und während er hinausging, gab er seiner Schwester verstohlen einen Wink.

Susanne folgte ihm, er erwartete sie draußen in dem finsteren Korridor. „Suche die Mutter auf andere Gedanken zu bringen,“ bat er, „sie hat heute wieder ihren bösen Tag.“

„Hat sie jemals einen guten Tag erlebt, dem nicht gleich

darauf böse Wochen folgten?" erwiederte Susanne. „Und wie kannst Du von mir fordern, daß ich sie erheitern soll? Die Last, die mich zu erdrücken droht —"

„So raffe doch endlich einmal Dich auf!" unterbrach er sie vorwurfsvoll, „die Klagen ändern nichts, und wenn man dem Schmerz seine Zeit gelassen hat, dann muß man ihm auch gebieten können. Ich werde vielleicht spät nach Hause kommen, beruhige die Mutter, wenn sie sich ängstigen sollte, ich muß mir Gewißheit verschaffen, damit ich weiß, was ich von diesem Briefe zu halten habe."

„Du willst also doch hingehen?"

„Ich kann nicht anders."

„Und wenn es nun eine Falle wäre?"

„Dann wird man mich bewaffnet finden."

„Lieber Gott, Du wirst doch nicht —"

„Sei unbesorgt, ich habe vorhin meinen Revolver eingesteckt, aber ich werde nur dann Gebrauch von ihm machen, wenn man mein Leben bedroht. Und nun gute Nacht, Du brauchst mich nicht zu erwarten, ich habe den Hausschlüssel bei mir, sag' nur dem Haumeister unten, er möge die Riegel nicht vorschieben."

„Herr Ball hat das nicht gerne, er schimpft immer, wenn ich ihn darum bitte."

„Ach was, es ist noch nicht oft vorgekommen, und er wird's auch diesmal thun, für seine armselige Habe braucht der alte Mann ja keine Besorgniß zu hegen, die holt ihm Niemand fort."

„Er ist vielleicht reicher, wie wir glauben."

„Das kümmert uns nicht, meinetwegen mag er Millio=

när sein, ich würde mir nicht einmal die Mühe geben, nachzuforschen, wie er das Geld erworben hat. Also sag's ihm, ich werde, wenn ich heimkomme, die Hausthüre vorschriftsmäßig schließen, will er es aber nicht, na, dann mag er öffnen, wenn ich schelle. Gute Nacht."

Er stieg rasch die Treppen hinunter und verließ das Haus, an dessen Thüre ein hagerer, knochiger, dürftig gekleideter Mann stand, der ihm mit spöttischem Lächeln nachschaute.

Der Brief hatte ihn doch mehr erregt und beunruhigt, als er selbst sich gestehen wollte.

Wenn er auch die in ihm enthaltene Warnung in keiner Weise auf sich beziehen konnte, da er sich ja einer Schuld nicht bewußt war, so ging doch immerhin aus dem Briefe hervor, daß man ihn verdächtigt hatte, und dies war genügend, ihm Besorgnisse einzuflößen.

Es fragte sich jetzt aber, ob ein aufrichtiger Freund den Brief geschrieben hatte, oder ob der letztere in der That die Lockspeise war, die ihn in eine Falle führen sollte, wie Susanne vermuthete, und man mußte es natürlich finden, daß er hierüber Gewißheit haben wollte.

Er ging zuvörderst in eine Restauration, um ein Glas Wein zu trinken und einen frugalen Imbiß einzunehmen, und nachdem er dies erledigt hatte, beschäftigte er sich mit den Zeitungen, bis die Stunde gekommen war, in der er mit dem unbekannten Warner zusammentreffen sollte.

Die Nacht war hell und warm, eine jener lieblichen Sommernächte, deren Zauber Niemand sich verschließen kann.

Bernhard hatte den Hut abgenommen, um die heiße Stirne abzukühlen, langsam wanderte er der Marienkirche

zu, noch immer darüber grübelnd, wen er in dem Schreiber des Briefes entdecken würde.

Der Unbekannte hatte sich noch nicht eingefunden, der Platz vor der Kirche war leer und von dem hellen Licht des Vollmondes übergossen, so daß man ihn nach allen Seiten hin bis an's äußerste Ende überblicken konnte.

Der junge Mann blickte auf seine Uhr, die zehnte Stunde hatte schon geschlagen, der Erwartete mußte sich also bald einfinden.

Entschlossen, eine volle Stunde auszuharren, wenn es sein mußte, wanderte Bernhard auf und nieder, und als er zum dritten Male die Rundreise um den Platz vollendet hatte, sah er sich plötzlich zwei Herren gegenüber, die Arm in Arm ihm entgegen kamen.

Silberberg und Zipfelmann — er erkannte sie augenblicklich! War einer von diesen der Warner? Er konnte das nicht glauben, sie hätten's ja sicherer und bequemer haben können, wenn sie zu ihm in's Comptoir gekommen wären, um ihm mündlich ihren guten Rath zu geben.

Sie blieben vor ihm stehen.

„Was, Teufel, Sie sind's?" fragte Zipfelmann überrascht. „Was haben Sie denn noch hier zu suchen?"

„Wohl ein Rendez-vous," spottete Silberberg, mit dem dünnen Stöckchen einen Lufthieb ausführend, „ja, ja, stille Wasser gründen tief!"

„Sie irren," erwiederte Bernhard, dem das Blut heiß in die Stirne stieg, „ob Sie ein Rendez-vous an einem öffentlichen Ort in dieser späten Stunde lieben, weiß ich nicht, mein Geschmack ist es nicht."

„Na, Sie brauchen nicht gleich grob zu werden," sagte der Lederhändler unwirsch, „einen Scherz muß man verstehen können."

„Wenn der Scherz die Grenze des Erlaubten überschreitet, dann hört er eben auf, ein Scherz zu sein, und in diesem Falle liegt ihm die Absicht der Beleidigung zu Grunde."

„Mir scheint, Ihre Nerven sind überreizt," höhnte Silberberg, „vielleicht fürchten Sie, daß wir uns in Ihre Geheimnisse eindrängen wollen —"

„Ich habe keine Geheimnisse!"

„Was machen Sie dann hier?"

„Wenn Sie es nicht wissen, kümmert es Sie auch nicht."

„Wenn ich es nicht weiß?" erwiederte Silberberg erstaunt. „Was soll ich denn wissen? Ihre Privatangelegenheiten haben mir niemals Interesse eingeflößt."

„Nun, dann denken Sie, ich gehe hier spazieren!" sagte Bernhard, ihnen den Rücken wendend. „Gute Nacht."

„Sapperment, Sie sind sehr ungeschliffen," rief Zipfelmann aufwallend, „Sie sollten gefälligst bedenken, wem Sie gegenüber stehen!"

„Lassen Sie ihn," sagte Silberberg, ihn mit sich fortziehend, „dem jungen Herrn scheint irgend eine Hoffnung fehlgeschlagen zu sein, oder er hat etwas Wichtiges vor, bei dem wir als Zeugen ihm unbequem wären."

„Spazieren!" brummte Zipfelmann. „Er soll zu Bett gehen, damit er morgen klare Augen hat. Wahrscheinlich zu viel getrunken; wenn man den Hut in der Hand trägt, muß im Kopf gewaltige Hitze sein!"

„Pläne machen auch Hitze!“

„Pläne? Ach was, der arme Schlucker wird sich nicht viel mit Plänen quälen,“ spottete der Lederhändler achselzuckend; „es muß ihm doch einleuchten, daß er damit auf keinen grünen Zweig kommt.“

„Vielleicht ist er schon auf dem grünen Zweige.“

„Wie meinen Sie das?“

„Hm, wer als müßiger Zuschauer einem Schiffbruch so nahe steht, dem ist es wahrhaftig nicht schwer, einige Planken für sich zu retten.“

„Sapperment, das war deutlich gesprochen,“ erwiederte Zipfelmann, erwartungsvoll zu seinem ironisch lächelnden Begleiter aufschauend. „Wissen Sie etwas Näheres, oder haben Sie einen festen Anhaltspunkt? Der Geier soll ihn holen, wenn er die Gläubiger nur um einen Pfennig betrogen hat!“

„Hm, darüber läßt sich erst dann sprechen, wenn Beweise vorliegen,“ sagte Silberberg gleichgiltig, „wir wollen uns den Kopf darüber nicht zerbrechen. Es gibt Vermuthungen, mein bester Herr Zipfelmann, die man nicht äußern darf, so lange man ihre Richtigkeit nicht beweisen kann.“

„Wissen Sie auch, daß Ihre Worte —“

„Bitte, legen Sie nur nicht mehr hinein, als überhaupt darin liegen soll! Die Zeit wird ja lehren, ob meine Vermuthungen begründet waren, dann ist es immer noch früh genug, darüber zu reden. Mir wollen nun einmal jene sechzigtausend Thaler nicht aus dem Kopf, ich möchte sie gar zu gerne für die Gläubiger retten.“

„Der Lump ist damit durchgebrannt!“

„Unsinn! Ich begreife nicht, daß Sie an dieser Idee so hartnäckig festhalten! Wie oft soll ich Sie denn darauf aufmerksam machen, daß man mit einer solchen Summe in der Tasche nicht in den Fluß springt? Daß das Niemand einsehen will! Das Geld steckt ganz wo anders, und wenn die Wahrheit an den Tag kommt, wird man sich meiner Andeutungen zu spät erinnern.“

„Na, wenn Sie von der Richtigkeit Ihrer Vermuthungen so fest überzeugt sind, dann ist es Ihre Pflicht, die nöthigen Schritte zu thun, um uns vor Schaden zu bewahren,“ polterte Zipfelmann. „Dafür haben wir Sie zum Kurator der Masse ernannt —“

„Wenn Sie dieses Amt übernehmen wollen —“

„Ich danke, hab' in meinem eigenen Hause Aerger genug!“

„Ist Ihre schöne Haushälterin eine so große Xantippe?“

„Ach was, wer sich auf fremde Leute verlassen muß, braucht für den Aerger nicht zu sorgen!“

„Heirathen Sie, dann haben Sie den Aerger nur zur Hälfte!“

„Denselben Rath gebe ich Ihnen!“

„Bitte, ein junger Mann in meinem Alter kann immer noch einige Jahre warten.“

„So meinen Sie, für mich liege eine zwingende Nothwendigkeit vor?“ spottete Zipfelmann. „Ich werde nicht ledig bleiben, darauf können Sie sich verlassen, aber ich warte meine Zeit ab.“

„Sie werden warten, bis es zu spät geworden ist!“

„Bah, es wird noch sehr lange dauern, bis ich graue Haare bekomme. Und ich mache meinen Antrag nicht eher, bis ich mit Sicherheit weiß, daß ich mir keinen Korb holen werde, ich habe mir sagen lassen, eine ablehnende Antwort sei sehr unangenehm. Na, Sie haben das ja erfahren, und jetzt können Sie froh darüber sein, daß Ihre Werbung nicht angenommen wurde. Sie wären im günstigsten Falle Schwiegersohn und Associé des Herrn Klemens Berninger geworden, und was hätten Sie heute?"

„Sie denken wohl, ich wäre in diesem Falle heute ebenfalls ein Bankerotteur?" gab Silberberg seinem Begleiter den Spott zurück. „Ganz das Entgegengesetzte wäre eingetreten, ich hätte Berninger von den tollen leichtsinnigen Spekulationen zurückgehalten und die Geschäfte des Hauses auf solidere Bahnen gelenkt. Uebrigens ist noch nicht aller Tage Abend!"

„Sapperment, Sie werden doch nicht im Ernste daran denken, Fräulein Berninger jetzt noch zu heirathen?"

„Und wenn ich es thäte?"

„Dann würde ich Sie bedauern."

„Weshalb?"

„Bah, Sie können jetzt eine glänzende Parthie machen, und ein Mann, wie Sie, der sich so tüchtig emporgearbeitet hat, darf sich nicht wegwerfen. Berücksichtigen Sie gefälligst, daß die Frage, ob Berninger seine Gläubiger bestohlen und sich aus dem Staube gemacht hat, noch nicht entschieden ist —"

„Dummes Zeug! Diese Frage wird in anderer Weise

entschieden werden, wie Sie denken. Ueberdies habe ich einen bestimmten Vorsatz keineswegs ausgesprochen, es liegt also keine Veranlassung vor, Glossen darüber zu machen."

Die Beiden waren vor dem Hause des Lederhändlers stehen geblieben, Zipfelmann reichte seinem Begleiter die Hand.

„Mich geht ja die Sache weiter nichts an," sagte er, „Sie selbst müssen das am besten wissen, wäre ich aber behandelt worden, wie Sie, dann gönnte ich dieser hochmüthigen Bande kein freundliches Wort mehr. Und nun gute Nacht."

„Noch Eins," erwiederte Silberberg rasch, die Hand des Lederhändlers fest haltend, „ich werde nicht recht klug aus der Wechselforderung, die Sie an die Masse Berninger's geltend machen, haben Sie vielleicht morgen Vormittag ein halbes Stündchen übrig —"

„Schlickum kann Ihnen darüber Auskunft geben!"

„Ich wünsche sie von Ihnen selbst zu erhalten, Schlickum scheint mir eine zweideutige Rolle zu spielen."

„Wann soll ich kommen?"

„Wann es Ihnen beliebt, ich werde morgen schon um neun Uhr dort sein, da Manches erledigt werden muß. Es ist ein wahrer Augiasstall, dessen Reinigung unendliche Mühe kostet. Also auf Wiedersehen morgen früh!"

Zipfelmann nickte zustimmend und öffnete die Thüre seines Hauses, und als er in das Wohnzimmer trat, fand er die Haushälterin noch wach, sie hatte offenbar ihn erwartet, da sie in der Regel vor seiner Heimkunft zu Bette zu gehen pflegte.

„Der Graf ist wieder da!“ sagte sie, noch ehe er Zeit gefunden hatte, seinen Hut fortzulegen.

Ueberrascht blickte er sie an, er schien diese Nachricht nicht erwartet zu haben.

„Schon so bald?“ erwiederte er. — „Wann ist er angekommen?“

„Am Abend, Sie hatten kaum das Haus verlassen. Zuerst fragte der Graf nach Ihnen, dann wurde zum Major geschickt, und jetzt erwartet das Kleeblatt da oben nur Sie, damit der Familienrath vollzählig ist.“

„Man erwartet mich wirklich?“

Der spöttische Zug, der die Lippen der Haushälterin umzuckte, trat immer schärfer hervor, und der Blick, der jetzt aus ihren Augen den Lederhändler traf, war nichts weniger als freundlich.

„Ja, man erwartet Sie,“ erwiederte sie scharf, „es werden wohl Geheimnisse verhandelt werden, die ein Anderer nicht erfahren darf!“

Zipfelmann gab ihr auf diese beißende Bemerkung keine Antwort, er trat vor den Spiegel, ordnete rasch seine Toilette und ging dann hinaus, um dem Wunsch des Grafen Folge zu leisten.

7. Eine Spur.

Graf Starenfels war in einer Aufregung heimgekommen, die er vergeblich seiner Tochter zu verbergen suchte.

Hermine v. Starenfels kannte ihren Vater zu genau, als daß es ihm möglich gewesen wäre, sie durch eine Maske zu täuschen, sie las in seinem offenen ehrlichen Antlitz jeden

Gedanken, der seine Seele bewegte, und seit den Tagen des Unglücks war das Studium seiner Gesichtszüge ihr zum Bedürfniß geworden.

Groß und schlank, wie ihr Vater, war sie eher eine liebliche und anmuthige, als eine blendende und imponirende Erscheinung, denn trotz der Feinheit und Regelmäßigkeit ihrer Züge fehlte diesen doch der vollendete Stempel klassischer Schönheit.

Aber in diesem feinen Antlitz mit den tiefblauen Augen, das von goldblonden Locken reich umrahmt war, spiegelte sich ein so liebenswürdiger Charakter, so unendlich viel Sanftmuth und Herzensgüte, daß man unmöglich dem Zauber dieses Liebreizes widerstehen konnte.

Mit einem herzgewinnenden Lächeln auf den Lippen trat sie dem Vater entgegen, der ihr nur flüchtig die Hand drückte und seine kleine Reisetasche sammt Hut und Ueberrock auf einen Stuhl warf.

„Ja, da bin ich wieder,“ sagte er sichtbar zerstreut, als Hermine ihre Freude über die unerwartet rasche Rückkehr des Vaters geäußert hatte, „aber ich werde nicht lange bleiben, morgen geht's wieder fort, und dann komme ich vielleicht so bald nicht wieder. Gib mir ein Glas Wein, Hermine, draußen in den elenden Schenkwirthschaften war nichts Ordentliches zu haben. Wo ist der Major? Ich glaubte ihn hier zu finden! Das Mädchen muß sofort zu ihm geschickt werden, ich lasse ihn bitten, uns das Vergnügen zu schenken.“

Er hatte das Alles hastig, in abgebrochenen Sätzen hervorgestoßen und inzwischen auf dem Sopha Platz genom-

men; es bedurfte keines besonderen Scharfblickes, um zu erkennen, daß er geistig und körperlich erschöpft war, und deshalb beeilte Hermine sich auch, für Wein und einen kräftigenden Imbiß Sorge zu tragen.

Während sie in ihrer stillen ruhigen Weise sich beschäftigte, war der Graf in Nachdenken versunken, aus dem der Klang ihrer Stimme plötzlich ihn emporschreckte.

„Hast Du gefunden, was Du suchtest?“ fragte sie.

Graf Starenfels ergriff hastig das Glas, welches sie für ihn gefüllt hatte, und trank es in Einem Zuge aus.

„Ich glaube — ja!“ erwiederte er. „Aber erreicht ist damit noch nichts, es gilt jetzt, die Fährte zu verfolgen.“

Hermine wiegte bedenklich das Haupt, und ein tiefer, schwerer Seufzer entrang sich ihren Lippen.

„Herr v. Selbach behauptet, Du jagest einem Phantom nach,“ sagte sie zögernd, „Du würdest auch im günstigsten Falle nicht einen Vortheil davon haben.“

„Der Major versteht das nicht,“ antwortete der alte Herr unwillig, „er hat überdies selbst kein Interesse daran, da er ja nicht, wie ich, betrogen worden ist. Sein Urtheil wird mich nicht beirren, ich schreite auf der betretenen Bahn fort, bis ich mein Ziel erreicht habe.“

„Du wirst Dich selbst aufreiben —“

„Ich darf auf mich selbst keine Rücksichten nehmen, meine theure Hermine, Dein Wohl und Wehe, das Glück Deiner Zukunft hängt von dem Erfolg meines Unternehmens ab. Hätte ich selbst spekulirt und mein Vermögen leichtsinnig auf's Spiel gesetzt, so würde mein Gewissen berechtigt sein, mir Vorwürfe zu machen; nun aber trage

ich keine Schuld an dem Verlust meines Vermögens, ich bin in raffinirter Weise betrogen worden, und es ist meine Pflicht, vor den Augen der öffentlichen Meinung diesen Betrug festzustellen und den Schurken zu entlarven."

„Aber für Dich selbst wirst Du dadurch nichts gewinnen!"

„Ich hoffe das doch!"

Der Eintritt des Majors v. Selbach brach diese Unterredung ab; der große, stattliche Herr mit dem rothen Gesicht und dem langen, weit über das Kinn hinunterfallenden Schnurrbart, schritt auf den Grafen zu und reichte ihm die Hand.

„Hab's mir gedacht, daß Du nicht lange draußen bleiben würdest," sagte er, und wie aus seinen Zügen, so sprach auch aus dem Klange seiner Stimme eine warme, herzliche Theilnahme. „Laß fahren dahin, Bruno, verloren ist verloren!"

Ueber die Lippen des Grafen glitt ein feines, ironisches Lächeln.

„Und wenn ich nun dennoch, trotz Deiner Zweifel und Bedenken, Entdeckungen gemacht hätte, die meine Vermuthungen bestätigten?" fragte er. „Würdest Du auch dann noch an Deinen Bedenken festhalten?"

Hermine hatte für den Hausfreund einen Sessel an den Tisch gerollt und ein Glas gefüllt, sie zündete jetzt die Lampe an und ihr forschender Blick streifte dabei voll Besorgniß das bleiche Antlitz des Vaters.

Der Major legte den linken Arm, der völlig gelähmt war, auf den Tisch und schüttelte zweifelnd das ergrauende Haupt.

„Ich fürchte, daß Deine Entdeckungen Illusionen sind," sagte er, „man glaubt ja so gerne, was man hofft."

„Ich bin kein Kind, lieber Kurt!"

„Na, dann laß hören, damit wir uns eine richtige Ansicht bilden können!"

„Geduld, Kurt, ich werde warten, bis Herr Zipfelmann kommt!"

„Weshalb das?" fragte der Major überrascht, und auch Hermine blickte befremdet von ihrer Handarbeit auf.

„Weshalb? Weil Herr Zipfelmann meine Ansichten theilt und mich in meinen Bemühungen unterstützt, weil ich es ihm schuldig bin, die gemachten Entdeckungen ihm zu berichten."

„Na, na, Bruno, ich weiß doch nicht, ob ich diesen Herrn Zipfelmann zum Vertrauten meiner Privatangelegenheiten machen würde," sagte der Major, an den Spitzen seines Schnurrbartes drehend, „mag der Mann auch im Uebrigen sein wie er will, so steht er doch zu tief unter Dir, und solche Vertraulichkeiten —"

„Sei unbesorgt, ich weiß, wie weit ich in diesem Punkte gehen darf. Hätte ich diesen Mann früher von meinen Verhältnissen unterrichtet und auf seinen Rath gehört, so wäre ich jetzt nicht genöthigt, einem Betrüger nachzujagen."

„Hättest Du überhaupt Dein Gut nicht verkauft —"

„Lassen wir das!" sagte Graf Starenfels mit einer hastigen, abwehrenden Bewegung. „Es ist kein Grund vorhanden, mir deshalb einen Vorwurf zu machen, denn es war meinerseits ein gutes Geschäft. Die Einkünfte aus dem Gute wurden immer geringer, früher oder später

mußte ich es verkaufen, da wäre ich ein Thor gewesen, hätte ich nicht die Gelegenheit benutzt. Mit einem Kapital von hunderttausend Thalern — aber was nützt jetzt alles Gerede, Geschehenes läßt sich nicht ungeschehen machen, und den Thatsachen muß man sich fügen."

„Freilich, freilich!" nickte der Major. „Aber willst Du uns Deine Entdeckungen nicht mittheilen?"

„Sobald Herr Zipfelmann gekommen ist; ich brauche dann meine Mittheilungen nicht noch einmal zu wiederholen."

„Na, dann wollen wir eine Parthie Piket spielen —"

„Heute nicht, Kurt, ich bin nicht ruhig genug dazu."

Der Major zuckte ärgerlich die Achseln und hob sein Glas empor, um die Farbe des Weines zu betrachten.

„Ich würd's anders machen, Bruno," sagte er, „ich würde die Aktien verkaufen und mich weiter nicht mehr über den Verlust ärgern. Es kommt ja doch nichts dabei heraus, und wenn Du die Papiere noch länger behältst, so fürchte ich, daß Du Alles verlieren wirst. Ich habe bei mehreren Bankiers, die mir befreundet sind, Erkundigungen eingezogen, sie behaupten Alle, die Aktien seien so zu sagen werthlos, man müsse sie so rasch wie möglich zu verkaufen suchen und zwar an mehreren Börsen zugleich. Ich will, wenn Du es wünschest, das gerne vermitteln und die Aktien einem Bankier übergeben, was dann herauskommt, mußt Du freilich abwarten."

Graf Starenfels hatte die buschigen Brauen finster zusammengezogen.

„Thäte ich das, so würde ich aus einem Betrogenen

ein Betrüger!" erwiederte er mit scharfer Betonung. „Sind die Aktien so werthlos, wie man behaupten will, so würde ich ja die Käufer damit betrügen, und nimmermehr darf solcher Makel auf meiner Ehre ruhen."

„Schock Schwerenoth — verzeihen Sie, gnädiges Fräulein — was kümmert's denn Dich, Bruno, wem die Herren Bankiers diese Papiere verkaufen?" sagte der Major unwirsch. „Dein Name wird bei dem Handel gar nicht genannt, und dem Käufer steht es zudem auch frei, selbst zu prüfen, ob das Geschäft gewinn- oder verlustbringend für ihn ist. Wie kann Dich da der Vorwurf eines beabsichtigten Betruges treffen?"

„Ich habe darüber meine besonderen Ansichten!"

„So willst Du lieber Alles verlieren —"

„Ja, lieber das, als Andere wissentlich in Verlust bringen."

„Den Grundsatz ehre ich, aber —"

„Erkennst Du ihn an, Kurt, dann mußt Du auch zugeben, daß die Forderungen der Ehre mir nicht gestatten, Deinen Rath zu befolgen. Ein Anderes ist es, wenn ich den ursprünglichen Urheber des Betruges verfolge und ihn zur Rechenschaft ziehe, dazu bin ich berechtigt und verpflichtet."

Hermine hatte sich erhoben und ein elegantes, zierlich gearbeitetes Kästchen geholt, welches sie jetzt dem Major und darauf dem Vater anbot.

Die beiden Herren nahmen eine Cigarre heraus und zündeten sie an, und ein Zug des Wohlbehagens glitt über das rothe Antlitz des Majors.

„Wer von uns hätte vor wenig Wochen noch sich

träumen lassen, daß diese schweren Sorgen über uns hereinbrechen würden!" sagte sie, indem sie versuchte, einen heiteren Ton anzuschlagen. „Wir glaubten unser Vermögen gut und sicher angelegt zu haben, und haben wir uns darin getäuscht, so ist es unsere Schuld nicht."

„Die Schuld fällt einzig und allein auf Berninger," erwiederte der Graf.

„Vielleicht urtheilst Du auch über ihn zu scharf, lieber Vater. Hätte die Direktion der Zuckerfabrik ihre Schuldigkeit gethan, so würden die Versprechungen, die gemacht wurden, wohl erfüllt worden sein."

„Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, das glaubt Niemand, der sich mit den Verhältnissen dieser Aktiengesellschaft nur in etwas vertraut gemacht hat," sagte der Major. „Es ist freilich leicht, zu behaupten, daß man dieses Ende vorausgesehen habe, und auf solches Geschwätz gebe ich gar nichts, indessen haben erfahrene Männer mir für diese Behauptung Gründe vorgelegt, die in so hohem Grade überzeugend waren, daß ich nichts dagegen vorzubringen wußte. Und daraus geht denn für mich zur Genüge hervor, daß Berninger in der That den Betrug beabsichtigt hat, und daß man in Bezug auf diesen Mann durchaus keine Entschuldigung gelten lassen darf."

„Und nun soll ich die Rolle dieses Betrügers weiter führen, indem ich Anderen die Aktien verkaufe?" fragte der Graf vorwurfsvoll.

„Bitte, bitte, die Sache liegt nun doch anders. Du verkaufst die Aktien ja nicht unter dem Vorwande, daß sie sicher und vorzüglich seien, im Gegentheil —"

„Still, Kurt, ich will nichts weiter darüber hören, das Urtheil, welches ich mir darüber gebildet habe, ist allein maßgebend für mich. Ich werde morgen wieder abreisen und vielleicht lange, sehr lange ausbleiben, da möchte ich nicht gerne meinen treuesten Freund im Groll zurücklassen. Nicht wahr, Du nimmst Dich meines Kindes an?“ fuhr er fort, indem er dem Major die Hand reichte. „So oft ich kann, werde ich schreiben, und wenn ich zurückkehre, hoffe ich einen Theil meines Vermögens gerettet zu haben. Die Aktien übergebe ich dem Herrn Zipfelmann, er soll mich in den Verhandlungen über das Falliment vertreten und mein Interesse wahren, so gut das geschehen kann. Ich würde das Dir übertragen, Kurt, aber Du bist kein Geschäftsmann, und Zipfelmann wird mein Vertrauen nicht täuschen.“

„Zipfelmann! Er und immer er!“ brummte der Major ärgerlich. „Die Eltern dieses Mannes waren —“

„Was kümmert's mich, was sie waren! Ich habe ihn selbst als einen ehrlichen Mann kennen gelernt, das genügt mir.“

„Aber Schwerenoth, der Vater war Schuster!“

„Mag sein! Ich reiße ja die Schranke nicht nieder, die in jeder anderen Beziehung uns trennt, ich nehme nur die Dienste an, die er mir anbietet, und darin kann Niemand etwas finden.“

„Ein armer Handwerker kann der Vater des Herrn Zipfelmann nicht gewesen sein,“ sagte Hermine mit einem vorwurfsvollen Blick auf den Hausfreund.

„Er war ein armer Schuster,“ nickte der Major, „aber

das Glück warf ihm plötzlich einen Lotteriegewinn in den Schoß, und mit diesem Gewinn begründete der Sohn seinen Lederhandel."

„Und er ist dabei ein vermögender Mann geworden," sagte Graf Starenfels, „das macht ihm alle Ehre."

„Jenun, wenn man vom Glück begünstigt wird —"

„Glück war es in diesem Falle weniger, als rastloser Fleiß, Kurt, der Wahrheit die Ehre! Denke nicht, daß es mir angenehm sei, auf die Hilfe dieses Mannes angewiesen zu sein, es ist mir schwer genug geworden, die freundlichen Anerbietungen, mit denen er aus eigenem Antrieb mir entgegenkam, anzunehmen, aber wie die Dinge nun einmal liegen, muß ich dem Himmel danken, daß Zipfelmann mir mit Rath und That zur Seite steht."

Graf Starenfels hatte das in einem so ernsten und entschiedenen Tone gesagt, daß der Major die Nutzlosigkeit jedes weiteren Widerspruches wohl einsehen mochte, er tauschte mit Hermine einen raschen, bedeutungsvollen Blick aus und hüllte sich dichter in die Rauchwolken ein, die er in unverkennbarer Erregung vor sich hin blies.

Es mochte viel Wahres in den Worten des Grafen liegen, aber dem Major gefielen nun einmal die vertraulichen Beziehungen zu dem Lederhändler nicht.

Gegen Zipfelmann persönlich konnte er freilich nichts einwenden, dazu kannte er ihn nicht genau genug, er gab sogar bereitwillig zu, daß der Lederhändler ein ehrlicher und gutherziger Mann sein könne, aber er stand doch zu tief unter einem Grafen Starenfels, als daß ihm das Recht eingeräumt werden dürfte, sich mit der Freundschaft eines

so hochgestellten Edelmannes zu brüsten. Vielleicht auch hatte der Major eine dunkle Ahnung von den geheimen Plänen Zipfelmann's; der alte Herr beobachtete scharf, und zu solchen Beobachtungen fand er als Hausfreund häufig genug Gelegenheit.

Auch die Haushälterin gefiel ihm nicht, er wußte, daß sie von ihm die rücksichtsvollste Höflichkeit verlangte, daß sie ihn hochmüthig nannte, weil er stets mit kurzem, kühlem Gruß an ihr vorbeiging und ihr nie die Ehre einer Anrede erwies, er wußte auch, wie Madame Wenz über Comtesse Hermine urtheilte, und es war ihm unter solchen Umständen gewiß nicht zu verargen, wenn er dem Freunde rieth, eine andere Wohnung zu beziehen.

Es kränkte ihn, daß auch diesmal sein Rath wieder zurückgewiesen wurde, aber er kannte auch den eigensinnigen Charakter des Freundes zu genau, um nicht zu wissen, daß jetzt alle weiteren Worte nutzlos verschwendet wären.

Es war eine Stockung in der Unterhaltung eingetreten; eine Verstimmung, die man nicht einmal zu bekämpfen versuchte, hatte sich der Gemüther bemächtigt, und schon hatte der Major den Entschluß gefaßt, sich zu verabschieden, als Zipfelmann endlich eintrat.

Der Graf athmete sichtbar erleichtert auf, und der Major beschloß jetzt, zu bleiben, um zu erfahren, welche Entdeckungen sein Freund gemacht hatte.

„Nehmen Sie Platz," sagte der Graf, auf einen Stuhl deutend, der für den ungeduldig Erwarteten schon hingestellt zu sein schien, „ich habe Ihnen wichtige Mittheilungen zu machen. Aber ehe ich damit beginne, muß ich voraus=

schicken, daß ich von allen Anwesenden die strengste Verschwiegenheit verlange und erwarte, damit nicht durch ein unüberlegtes Wort meine Pläne durchkreuzt und meine Bemühungen zu nichte gemacht werden."

„Sie haben wirklich eine Spur gefunden?" fragte Zipfelmann überrascht.

„So glaube ich," nickte Graf Starenfels, „und nur einem Zufalle verdanke ich diese Entdeckung. In den ersten Tagen entdeckte ich gar nichts, nur eine Bauersfrau antwortete mir auf meine Frage, sie glaube den Mann, den ich ihr beschrieb, gesehen zu haben. Sie war am Montag Morgen in aller Frühe mit Butter und Eiern zur Stadt gegangen und dabei an einem Weidengebüsch vorbeigekommen, in dem ein gut gekleideter Mann gelegen hatte. Leider hatte sie sich damit begnügt, nur einen flüchtigen Blick auf ihn zu werfen, da sie annahm, es sei ein Betrunkener, der dort seinen Rausch ausschlafe. Sie hatte in demselben Weidengebüsch derartiger Subjekte schon so viele gesehen, daß sie gar keine Notiz mehr davon nahm, und so schritt sie auch an diesem Manne achtlos vorbei. Als sie gegen Abend desselben Tages heimkehrte, war der Mann verschwunden. Diese Mittheilung lautete freilich sehr unbestimmt, der Betreffende konnte ja ebensowohl ein obdachloser Vagabund gewesen sein, der in der Sonntagnacht etwas lange gezecht und dann jenes Weidengebüsch sich zum Ruheort auserkoren hatte, nichtsdestoweniger beschloß ich, diese Spur zu verfolgen."

Zipfelmann zog die Brauen immer höher hinauf, Hermine hielt den Blick mit fieberhafter Spannung auf den

Vater geheftet und der Major schüttelte noch immer zweifelnd das Haupt.

„Ich ließ mir das Weidengebüsch zeigen und begann von dort aus meine Nachforschungen, indem ich durch Wiesen und Felder in's Blaue hineinschritt und überall, wo ich Menschen fand, mich erkundigte. In alle Kneipen, an denen mein Weg mich vorüberführte, ging ich hinein, aber nirgends fand ich eine Spur, jenen Mann wollte Niemand gesehen haben. Endlich begegne ich heute Morgen einem Bauer, der seine kleine Wiese abmähte, ein alter, freundlicher Mann, der gern Rede stand und zu jeder Auskunft bereit war. Kaum hatte ich ihm meinen Mann geschildert, als er ohne Besinnen erwiederte, es könne nur der närrische Stadtherr gewesen sein, mit dem er gestern ein Geschäft gemacht habe. Und nun bitte ich, darauf Acht zu geben, was der Bauer mir sagte. Am Tage vorher hatte ein großer, hagerer und sehr nobel gekleideter Herr ihn gefragt, ob er keine alten Möbel, Geschirre, Bilder oder Waffen besitze, die er ihm verkaufen wolle, er suche derartige Alterthümer und werde einen guten Preis dafür zahlen. Nun besaß der Bauer zufälligerweise einen alten Tisch und einige steinerne Krüge aus dem Mittelalter, die der Fremde auch sofort kaufte. Ueber den Handel erfreut, hatte der Bauer seinem Gast einen Krug Bier vorgesetzt und das Gespräch war nun in rascheren Fluß gekommen. Der Fremde hatte sein Bedauern darüber ausgesprochen, daß er so nobel gekleidet sei, überall würden ihm fabelhaft hohe Preise abgefordert, da die Bauern aus seiner Kleidung den Schluß zögen, daß er ein reicher Mann sein müsse.

Ein Wort hatte dann das andere gegeben, und schließlich bot der Bauer im Scherz dem Fremden seinen eigenen Sonntagsanzug an. Der Kunstliebhaber war darauf augenblicklich eingegangen, der Anzug wurde geholt und da der Rock dem Fremden so ziemlich paßte, so fragte der Letztere nicht lange nach dem Preise, er bot sofort eine Summe, die zur Beschaffung eines neuen Anzuges mehr als ausreichend war. Der Bauer glaubte noch immer, das Alles sei nur Scherz, aber als der Fremde die Summe in blitzendem Gold auf den Tisch legte, ließ er sich nicht lange nöthigen, das Geschäft war zu vortheilhaft. Der Fremde packte den Anzug ein und ging dann, ohne seinen Namen zu nennen, fort."

„Das ist allerdings verdächtig," sagte Zipfelmann.

„Bah, es war ein Narr," erwiederte der Major achselzuckend, „einer jener verschrobenen Antiquitätensammler, die jeden alten Fetzen wie ein Heiligthum verehren."

„Und ich sage Dir, Berninger ist es gewesen!" rief der Graf, ärgerlich, daß der Freund noch immer zweifelte. „Ein Antiquitätensammler wird doch nicht den Anzug eines Bauers kaufen? Mag er auch noch so verschroben sein, zu solchen Thorheiten ist ihm das Geld doch zu schade."

„Er hat ja dem Bauer den Zweck deutlich genug genannt!"

„Unmöglich, Herr Major!" sagte Zipfelmann, der jetzt auch erregt wurde. „Das würde er billiger gehabt haben, wenn er von Hause aus einen schlichteren Anzug angelegt hätte. Er hat also gar keinen Namen genannt, Herr Graf?"

„Nein.“

„Sie sagten, er habe auch einen Tisch gekauft, den konnte er doch nicht mitnehmen?“

„Er hat dem Bauer erklärt, den Tisch und die Krüge würde er holen lassen.“

„Und die Beschreibung des Mannes?“

„Paßte ganz genau auf die Person Berninger's.“

„Haben Sie ihn nicht gefragt, ob er den reichen Berninger kenne?“

„Gewiß,“ erwiederte Graf Starenfels, „ich mußte diese Frage sogar sehr vorsichtig stellen, damit der Mann keinen Verdacht schöpfte. Nein, er hatte den reichen Berninger nie gesehen, auch keine Kenntniß davon, daß derselbe todt und bankerott war. Ueber den Verkauf seines Anzuges lachte er recht herzlich, er hatte ihn schon lange Jahre getragen, und nun bekam er plötzlich einen neuen.“

„Der Fremde hat also diesen Anzug nicht sofort angelegt?“ fragte der Major ironisch. „Natürlich nicht, der Narr war ein Kostümsammler, und in solcher Sammlung darf auch die Bauerntracht nicht fehlen.“

„Diesen Einwurf könnte man gelten lassen, wenn der Sammler den Anzug neu, aus der Hand des Schneiders erworben hätte,“ sagte Zipfelmann, „obgleich auch dann noch die Thatsache dagegen spräche, daß unsere heutige Bauerntracht nichts weniger als charakteristisch ist.“

„Was fragt ein Sammler danach! Er sorgt nur dafür, daß seine Sammlung vollständig wird.“

„Nein, Kurt, damit kommst Du nicht durch,“ sagte der Graf, der inzwischen die erloschene Cigarre wieder ange-

zündet hatte, „mit leeren Vermuthungen locken wir keinen Hund hinter dem Ofen fort. Berninger konnte ja in dem Bauernhause die Kleidung nicht wechseln, wo hätte er mit seinem eigenen Anzuge bleiben sollen?“

„Und wo ist er nun damit geblieben?“ fragte der Major.

„Ich glaube, diese Frage ist leicht zu beantworten,“ erwiederte Zipfelmann, „Berninger hat an irgend einem versteckten Ort die Kleider gewechselt und den eigenen Anzug vernichtet.“

„Wie konnte er das letztere?“

„Bah, man macht aus den Kleidungsstücken ein Bündel, beschwert es mit Steinen und wirft's in den Fluß oder in einen Teich, die Sache ist ja außerordentlich einfach.“

„Sie haben Recht, Herr Zipfelmann,“ sagte Graf Starenfels, „so weit hatte ich selbst noch nicht gedacht, aber jetzt ist auch diese Frage mir gelöst.“

„Hat der Bauer Ihnen den Anzug beschrieben?“

„Sehr genau sogar. Ein langer Rock mit messingenen Knöpfen, braun und an mehreren Stellen von der Sonne verschossen, eine bunte Schoßweste, dunkelblaue Beinkleider und eine seidene Mütze.“

„Gut, das sind genügende Erkennungszeichen,“ sagte Zipfelmann lebhaft, während sein Blick von Zeit zu Zeit verstohlen das Antlitz der Comtesse streifte. „Wohin der Mann gegangen ist, wußte der Bauer nicht?“

„Nein, wie konnte er es wissen!“

„Und was wollen Sie nun thun?“

„Ihm folgen,“ erwiederte der Graf entschlossen.

„Das wäre Thorheit,“ sagte der Major unwillig. „Abgesehen davon, daß Du durchaus keine Sicherheit hast, ob jener Mann wirklich Berninger ist, könntest Du Monate lang vergeblich suchen. Und selbst wenn Du ihn fändest, was wolltest Du ihm anhaben? Hast Du ein gerichtliches Urtheil in der Tasche, welches Dich berechtigt, ihn verhaften zu lassen? Hast Du überhaupt ein gesetzlich begründetes Recht, Ersatz für Deinen Verlust von ihm zu fordern? Denke darüber einmal ganz ruhig und ernst nach, dann wirst Du gewiß mir Recht geben.“

„Der Ansicht des Herrn Majors muß ich mich anschließen,“ versetzte Zipfelmann, während er vornehm nachlässig mit der schweren goldenen Uhrkette spielte, „Sie erreichen in keinem Falle etwas.“

„Ich erreiche in jedem Falle, daß ich einen Betrüger entlarve!“ erwiederte Graf Starenfels, das Haupt erhebend und den Major ernst und voll anblickend. „Und wäre dies auch das Einzige, so ist es doch genug und der Opfer werth, die ich dafür zu bringen entschlossen bin.“

„Aber diese Opfer könnten Dir erspart bleiben,“ sagte der Major. „Berichte Deine Entdeckung der Polizeibehörde und laß diese dafür sorgen, den Antiquitätensammler aufzusuchen.“

„Was sagen Sie zu diesem Vorschlag?“ wandte der Graf sich mit ironischem Lächeln zu Zipfelmann.

„Unter Umständen würde ich ihm zustimmen.“

„In der That? Ich hingegen finde diesen Vorschlag ganz und gar unannehmbar. Ehe die Polizei ihre Anordnungen getroffen und die schwerfällige Maschinerie in Thä=

tigkeit gesetzt hat, ist der Flüchtling schon in Sicherheit. Ueberdies würde ich bei ihr für meine Mittheilungen schwerlich Glauben finden, sie verlangt Beweise und ich kann nur Vermuthungen geben. Wenn ich mit den nöthigen Geldmitteln versehen gewesen wäre, würde ich die Verfolgung augenblicklich aufgenommen haben, so aber war ich gezwungen, noch einmal hieher zurückzukehren."

Der Major schwieg, man wollte ja auf seinen Rath nicht hören, und aufdrängen mochte er seine Ansichten nicht.

Auch Hermine betheiligte sich nicht an dem Gespräch, ihr seelenvoller Blick ruhte oft voll ernster Besorgniß auf dem Vater, und der Ausdruck ihres Gesichtes ließ erkennen, daß sie sein Vorhaben nicht billigte.

„Und in welcher Weise gedenken Sie die Verfolgung zu beginnen?" fragte Zipfelmann, der schon aus persönlichen Interessen auf die Ansichten des Grafen einging.

Graf Starenfels blies eine dichte Rauchwolke vor sich hin und strich langsam die Asche von seiner Cigarre.

„Berninger wird jedenfalls auf einer kleinen Station die Eisenbahn benützt haben," sagte er, „es lag ja in seinem Interesse, diese Gegend so rasch wie möglich zu verlassen, und in dem Bauernanzuge durfte er es schon wagen —"

„Allerdings, ich stimme Ihnen darin vollkommen bei. Aber von hier aus laufen Bahnstränge nach allen Richtungen, da wird es sehr schwer halten, die rechte herauszufinden, und dies dem Zufall zu überlassen —"

„Nein, nein, das ist meine Absicht nicht! Ich glaube wohl annehmen zu dürfen, daß man den Bauer auf der Station, auf der er eingestiegen ist, bemerkt hat; Berninger

muß in diesem Kostüm immerhin einiges Aufsehen erregt haben; glauben Sie das nicht auch?"

„Gewiß."

„Nun wohl, ich werde also zunächst mich auf den Stationen erkundigen, die in der Nähe jener Gegend liegen, wo ich die erste Spur gefunden habe; ich hoffe mit Zuversicht, an einem dieser Orte die Fortsetzung der Spur zu entdecken. Habe ich das erreicht und weiß ich, welche Richtung er eingeschlagen hat, dann weiß ich auch, in welchem Seehafen ich ihn suchen muß, und dort werde ich abermals eine Fortsetzung der Spur entdecken."

„Und wenn er sich eingeschifft hat?" fragte Hermine in athemloser Spannung.

„Dann werde ich mit dem nächsten Schiff ihm folgen. Es wäre mir nun sehr lieb, wenn ich morgen so früh wie möglich von hier aufbrechen könnte," fuhr der Graf fort, ohne das Entsetzen zu bemerken, das sich in dem feinen Antlitz seiner Tochter spiegelte, „wenn Sie für mich das Geschäft mit Ihrem Freunde ordnen wollten —"

„Mit dem größten Vergnügen!"

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, Herr Zipfelmann. Könnten wir das heute Abend noch erledigen?"

„Ich stehe sofort zur Verfügung!"

„Dann erlauben Sie, daß ich Sie in Ihre Wohnung begleite!"

Die beiden Herren erhoben sich und verließen das Zimmer.

„Herr Major, wir müssen ihn zurückhalten," sagte Hermine erregt, indem sie ihre kleine Hand auf seinen

Arm legte und ihn mit einem flehenden Blick anschaute. „Bieten Sie Ihren ganzen Einfluß auf, um ihn von dieser Reise zurückzuhalten, die Strapazen einer Seereise sind für ihn zu groß.“

„Glauben Sie denn wirklich, daß dies jetzt noch in der Möglichkeit liegt?“ erwiederte der Major kopfschüttelnd. „Man müßte Gewalt anwenden, und das Unglück, das daraus entstehen könnte, mag ich nicht um alle Schätze der Welt verantworten.“

„Aber —“

„Mein gnädiges Fräulein, ich theile Ihre Besorgnisse nicht. Von seiner fixen Idee kann nur gänzlicher Mißerfolg ihn heilen, und dieser Mißerfolg läßt sich mit Sicherheit voraussehen. Ich glaube nicht einmal, daß es zur Einschiffung kommen wird, aber träte dieser Fall auch ein, so wäre für den starken willensfesten Mann von den Strapazen der Reise wenig zu fürchten, und drüben würde die weitere Verfolgung auch sehr bald ein Ende nehmen. Lassen wir ihn also reisen!“

„Aber Sie sagen ja selbst, es sei eine Thorheit!“

„Gewiß, indeß ist es unmöglich, ihn davon zu überzeugen, und so bleibt eben nichts Anderes übrig, als ihn durch seine eigenen Enttäuschungen eines Besseren belehren zu lassen. Glauben Sie mir, Comtesse, dieser Herr Zipfelmann, der anscheinend auf unserer Seite steht, bestärkt Ihren Herrn Vater in seiner fixen Idee —“

(Fortsetzung folgt.)

Furchtlos und treu.

Historische Novelle

von

Schmidt-Weißenfels.

1.

Ungeduldig wartete der junge Eberhard Held in dem armseligen Stüblein, das seine und seiner Mutter Wohnung bildete, auf den Einbruch der Nacht. Da lag der Ranzen gepackt auf der Holzbank am plumpen, grünkacheligen Ofen und der neunzehnjährige Bursch, indem er auf und ab im Zimmer schritt, schaute manchmal sinnend minutenlang darauf. Mit der Mutter, die am Fenster saß und strickte, wechselte er nur einsilbige Rede. Sie hatten sich Beide ausgesprochen über das, was bevorstand und Beiden war's dabei weh um's Herz geworden. Denn Eberhard wollte am nächsten Morgen in der Frühe seine Heimath verlassen und auf die Wanderschaft gehen als Maurergesell.

So war es Brauch und so mußte es sein, wollte er fortkommen in seinem Handwerk, mehr lernen als möglich war bei dem alten Meister in dem kleinen und armen württembergischen Dorfe bei Waiblingen, wo er nun eine fast fünfjährige Lehrzeit in Ehren überstanden.

Wohl freute sich Eberhard auf seine Wanderschaft, und daß er fremde Städte und ferne Länder sehen werde, aber

ein guter Sohn, wie er war, ging's ihm wohl nahe, von der Mutter zu scheiden auf Jahr und Tag. Und sie — es war ja ihr Einziger, und war er fort, so war sie ganz allein in ihrem freudlosen, kümmerlichen Dasein! Sie konnte denn auch die Thräne nicht unterdrücken, die immer wieder in ihre Augen quoll und als schwerer Tropfen dann auf ihren blauen Strickstrumpf fiel — eine Thräne der Mutterliebe und Muttersorge, durch welche die Arbeit gesegnet ward, die der Wittwe den kärglichen Verdienst eintrug. Wie innig ließ sie dann ihre Blicke auf dem Jüngling ruhen und dachte an seinen bisherigen stillen Lebenslauf, der nun in der Fremde wer weiß zu welchen Bahnen und zu welchen Gefahren führen würde! Nicht völlig konnte sich ihr weiches Herz damit beruhigen, daß Eberhard fromm und gut von Charakter, besonnen und einsichtig war, und daß er sie getröstet mit den Hoffnungen auf seine Zukunft und mit der Versicherung, daß er vor Menschen keine Furcht kenne. Ihr erschien er schwächlicher, als er in Wirklichkeit war; sie sah noch das Kindliche in dem ernsten, sanften Gesicht mit den reinen, blauen Augen und mit der breiten Stirn, von schlichtem dunklen Haar stark beschattet, welche mehr geistige Anlagen verrieth, als in der Dorfschule und in der Erziehung zu Haus wie beim Meister zur Entfaltung hatten gelangen können. Aber, wie erwähnt, sie sprach nicht mehr von dem, was sie bedrückte, um ihm das Gemüth nicht zu schwer in der letzten Nacht zu belasten, und Eberhard wollte nicht wiederholen, was er zum Trost der Mutter und sich zur eigenen Kräftigung seines Selbstvertrauens tagüber schon genug gesagt.

Auch beschäftigte ihn noch etwas Anderes als seiner Mutter Sorge, noch etwas mehr, von dem sie freilich nichts errathen konnte. Deshalb seine Ungeduld, die ihn beim Hin- und Hergehen im Zimmer so oft an das kleine Fenster trieb und die Schatten prüfen ließ, welche die Dämmerung bereits über die kahle, noch im Winterbann ruhende Flur warf. Märzluft strich erst seit einigen Tagen lau und belebend über die hügeligen Felder und hatte die Schneedecke davon gehoben.

Nun schwanden schnell die letzten Lichtstreifen des trüben Tages und in Dunkelheit hüllte sich die Flur und das Dorf. Da litt es Eberhard nicht länger im Haus. Mit kurzem Gruß ging er von der Mutter, um sich eine Weile draußen zu ergehen, wie er ihr sagte, und noch Diesem und Jenem aus dem Heimathsdorf Lebewohl zu sagen.

Diesem und Jenem, gewiß; doch vorerst und vor Allen ihr, mit der er seit der letzten Herbst-Kirmeß das Geständniß erster Liebe ausgetauscht und welches Beiden ein heilig gehaltenes Geheimniß geblieben war. Nur selten, obwohl in einem und zwar recht kleinen Dorfe, sahen sie sich seitdem, noch seltener, daß sie einander gesprochen und im Vorübergehen auf der Straße, des Sonntags Nachmittags am Rain vor dem Dorf oder vor ihrer Eltern Haus, ein paar Worte sich zugeraunt, womit sie sich ihre Liebe neu versichert. Zu viel Angst hatte das junge, dralle, blonde Dorle vor ihrem Vater, dem Eckbauer, als daß sie gewagt hätte, ihre Neigung zu dem braven Maurerburschen durch irgend ein Zeichen zu verrathen. Und geheimnißvolle Liebe macht befangen wie ein Verbrechen. Sonst war es Beiden

ohne Arg gewesen, daß sie sich gesehen, und wenn sie dann mit einander gesprochen hatten und gescherzt, wie Nachbarskinder, die sich von früher Jugend auf gekannt, mit einander gespielt und sogar eine Zeit lang in der einzigen Klasse der Dorfschule zusammen gesessen — sie noch ein kleines Kind, als er schon ein kräftiger Bursche — so war ihnen dabei nichts Unrechtes in den Sinn gekommen. Doch seitdem er ihr seine Liebe gestanden und sie ihn als ihren Schatz anerkannt, fürchteten sie sich vor einer Begegnung, nach der sie doch so schmachteten, und thaten sie bei einer solchen, als seien sie sich so fremd, so fremd, wie keine zwei Anderen im Ort. Nur in ihren Augen lasen sie dann, was sie sich immer wieder sagen wollten, und nur huschte das Wort der Liebe leise über ihre Lippen und flüchtig war der heimliche Handdruck, den sie sich abstahlen. Kaum hatte Eberhard am letzten Sonntag beim Ausgang aus dem Kirchlein Gelegenheit gefunden, ihr zuzuflüstern, daß er auf die Wanderschaft gehe, und als sie schweigend, den Schreck im lieben, sonst so freundlichen Gesicht, noch ein paar Schritte neben ihm gegangen, hatte er in ihr Ohr gehaucht: „Dorle, Du mußt mir Lebewohl sagen. An Dein Fensterle komme ich Mittwoch, wenn's Nacht geworden. Gelt, Du wartest auf mich?“

Aber sie hätte vor Angst darauf kein Wort zu sagen vermocht; auch nicht einmal zu nicken und ihn anzuschauen hätte sie gewagt. So flüchtete er denn von ihr und wußte nicht, ob sich sein sehnsüchtiger Wunsch erfüllen werde. Aber in allen Zweifeln hielt er die Hoffnung darauf fest, weil er von ihrer Liebe die festeste Ueberzeugung hegte.

Und nun war es Mittwoch und auch schon Nacht.

Weit um's Dorf hatte Eberhard auf einsamem Feldweg seine quälende Sehnsucht nach dem geliebten Mädchen erst noch spazieren geführt, ehe er, wie wenn er den Hochgenuß des Stelldichein sich schwer verdienen wolle, hinüber nach dem kleinen Hause bog, welches hinter einem Baumgärtchen an der äußersten Ecke des Dorfes stand. Er stieg über die Umgatterung und schlich mit laut klopfendem Herzen über die kleine Wiese wie ein Dieb. Nach dem Fensterlein des Giebels richtete sich erwartungsvoll sein Blick; dort war die Schlafkammer Dorle's; dort hoffte er, sie erscheinen zu sehen.

Wirklich hörte er behutsam das Fenster öffnen, als er unter demselben angelangt war. Dann flüsterte die kluge Dirn ihm zu:

„Am Apfelbaum zur Rechten am Zaun hab' ich die Leiter hingestellt.“

Es war genug für ihn, um sie zu verstehen. Wonnetrunken war ihm zu Muth, als er nach dem bezeichneten Baum lief und die leichte Leiter von dort nach dem Häuschen trug. Gut bis zum Giebelfenster reichte sie hin, und ohne daß er die obersten Sprossen zu ersteigen brauchte, sah er sich dicht gegenüber der Geliebten, die im offenen Fenster seiner gewartet.

„O, Du Herzliebe,“ rang es sich dankbar aus seiner Brust, indem er ihre Hand ergriff und sie an sich preßte, „wie machst Du mich doch so glücklich!“

„Ei, Eberhard,“ antwortete sie lächelnd, „wär' ich Dir nicht ein schlechter Schatz, wenn ich's nicht machen könnte,

Abschied von Dir zu nehmen? Sprich nur leise, daß man's nicht um's Haus herum hört, und zischle auch nicht. Das Zischeln hört man zu gut."

Er hielt noch immer ihre Hand gegen seine Brust und suchte in der Dunkelheit nach den Sternen ihrer Augen in dem rosigen Gesicht. Minuten lang schwieg er, beseligt, in ihrer nächsten Nähe zu sein; und auch sie war still und wartete, was er sagen würde.

„Ja, Dorle," hub er endlich an. „Nun geht's fort, morgen ganz früh, nach Straßburg zuerst und nach Frankreich hinein. Werde wohl ein paar Jahre außen bleiben in der Fremde und so lange Dich nicht wiedersehen können. Kann ich wohl denken, daß Du mir treu bleibst?"

„Wenn Du mich nicht vergißt und um ein ander fremd Mädel mir nicht untreu wirst — ich bin meiner Sach' gewiß. Ich hab' Dich gern, o so gern, und bleibe Dir treu und warte als Dein Schatz, bis Du heimkommst."

„Und meinst, ich könnt' Dich vergessen, Dorle? Das fürchte nicht, da wär' ich ein zu schlechter Kerl, so schlecht, wie ich mir's nicht denken kann. Nein, Dorle, in meinem Herz hast nur Du allein Platz und nun ich weiß, daß Du mein Schätzel bleiben willst in allem Ernst, so nehme ich Dich mit auf meine Wanderschaft in Gedanken. Und lege ich mich nieder, so werd' ich mit der Erinnerung an Dich einschlafen. Und wenn ich Leid hab', so werde ich allen Trost darin finden, daß Du mich doch liebst; und wenn ich keinen Rath mehr wüßt, so will ich Deiner mich erinnern und dann werd' ich schon den rechten Weg finden. Glaubst mir?"

„Ich glaube Dir, Eberhard, denn ich kenne Dich, und schau, deshalb bin ich auch ohne Sorg' und Bangen um die Zukunft."

„Sollst es auch sein, lieb Dorle. Was in meiner Kraft steht, wird geschehen, um rechtschaffen in der Welt fortzukommen. Arbeiten werde ich und doppelt, weil ich um Dich mit mich mühen muß. Wenn ich dann wieder heim komme, so will ich nicht mehr wie ein Hasenfuß und so schämig um Dich herumschleichen, sondern den Kopf oben tragen und zu Deinem Vater sagen können: Gebt mir Euer Dorle, die ich schon lange Jahre lieb habe und der ich nun den Platz der Hausfrau geben kann. Dann wird er nicht Nein sagen, gelt? Und Du auch nicht?"

„Ich mein', Du darfst so denken, wenn Du als ehrbarer Gesell Deiner Zunft zurückkehrst."

„Aber daß ich nun so lange Zeit nichts von Dir hören soll, das macht mir den meisten Kummer."

„Wie kann's anders sein?" entgegnete sie nachdenklich. „Kannst mir doch nicht schreiben wollen, daß ich gar ein Brieflein durch die Post vor allen Leuten bekäm'?"

„Ich möcht's wohl und noch lieber, daß ich auch manchmal eins von Dir kriegte."

„Könnt's nicht schreiben, Eberhard. Würd's gar nicht verstehen, so hinzukritzeln, was ich Dir Alles zu sagen wünschte."

„Das lernte sich schon, Dorle. Warum können's denn Andere?"

„Es kann aber nicht sein, laß also geh'n."

Er wußte darauf freilich nichts zu erwiedern und schwieg

eine Weile, als suche er nach einem Mittel, um den so lebhaften Wunsch dennoch erfüllen zu können. Da kam ihm das Mädchen mit schnellerer Auffassung der Verhältnisse überraschend entgegen.

„Vielleicht könnt's doch gehen," sagte sie. „Schreibst doch gewiß zuweilen an Deine Mutter?"

„Ich thät's gewiß, aber sie kann ja nicht lesen."

„Ei, da lese ich ihr Deinen Brief vor. Kannst ihr ja sagen, daß sie mir's allemal mittheilen soll, wenn sie einen Brief von Dir erhalten hat. Man kommt ja genug an einander vorbei. Aber sie soll's mir allein sagen, wenn sie mich auf der Straße zufällig trifft oder sonst wo."

„Recht, recht, Dorle," jauchzte Eberhard ihr zu. „Du bist gescheidt und so machen wir's. Ich werde es der Mutter sagen; sie kann nun auch wissen, daß ich Dich gern hab' und Du mich."

„Aber verrathen darf sie es bei Leibe nicht."

„Das hat keine Noth. Und wenn ich ihr dann schreibe, so schreibe ich auch für Dich in dem Brief mit. Das brauchst ja nicht mit vorzulesen."

„Und dann antworte ich darauf, weil Deine Mutter nicht schreiben kann, und dabei schreibe ich auch von mir, so wie ich's versteh'. Mußt eben nicht viel von mir verlangen!"

„O," rief er hochbeglückt aus, „habe ich dann nicht Alles, was ich mir wünschen kann? Nun gehe ich mit Freuden in die Welt und es wird ein Festtag sein, wenn ich von Dir ein Brieflein erhalte."

„Pst, pst!" mahnte sie ihn, als er diese Worte etwas lauter gesprochen. „Geh nun, Eberhard, es ist Zeit."

Er widersprach ihr nicht, denn es mußte wohl geschieden sein. Aber er umschlang ihren Hals mit seinem Arm und preßte seinen Mund an den ihrigen zum ersten Kuß. Er war das Siegel auf das geschlossene Bündniß dieser beiden lauteren Herzen. Lange und innig hielten sie sich in der Umarmung, wortlos, berauscht vom ungekannten Glück, das ihnen diese Minuten erschlossen.

„Nun geh'!“ sagte sie dann herzig, indem sie sich aus seinem Arme wand. „Behalt' mich lieb, Eberhard, und behüt' Dich Gott allweg!“

„Leb' wohl, mein theuerer Schatz, leb' wohl!“ erwiederte er und drückte noch einmal ihre Hand an sich. „Nun ist Alles gut und es bleibt, wie wir es abgesprochen. Nicht wahr?“

Sie nickte ihm zu und trat vom offenen Fenster zurück, damit der erregte Jüngling nicht länger zögere, sich von ihr zu trennen. Er kletterte nun die Leiter herab und trug sie wieder nach dem blätterlosen Apfelbaum. Noch einmal nahte er sich dann dem Fenster und flüsterte hinauf:

„Mein Dorle! Du bleibst's!“

Er konnte erkennen, wie sie ihm zunickte mit der Hand und dann das Fenster schloß. Mit einem Herzen, übervoll von Wonne, verließ er des Eckbauers Grundstück, auf welchem er die Blume seines Lebensglückes blühend wußte.

2.

Am anderen Morgen, ehe es noch recht Tag geworden, marschirte Eberhard Held wohlgemuth, das Ränzel auf dem Rücken, einen dicken Stock in der Hand, zum Dorf hinaus gegen Stuttgart zu. Seine Mutter hatte es sich nicht neh-

men lassen, ihn noch ein gut Stück zu begleiten. Beim Eckbauer ging die Straße vorbei und Eberhard hatte die geheime Hoffnung, sein Dorle vielleicht noch einmal am Fenster sehen zu können. Es stieg ihm vor freudiger Ueberraschung das Blut zu Kopf, als er statt dessen das liebe Mädchen sogar an der Hausthür stehend fand, wie es höchst unschuldig nach Wind und Wetter das Stumpfnäschen in die graue Morgenluft streckte. Und ehe er noch bedacht, was er im Vorbeigehen thun solle, rief sie ihm schon ganz verwundert entgegen:

„Jeh, jeh! Geht's auf die Reis', Eberhard?"

Er blieb stehen, konnte nicht verhindern, daß die brennende Röthe ihm in die Wangen stieg über die Verlegenheit, in die ihn die kecke List Dorle's versetzte und stotterte nur mit hastigem Zunicken:

„Ja, ja, Dorle, auf die Wanderschaft, nach Welschland."

Sie schaute ihn schelmisch an, streckte ihm ihre Hand höchst unbefangen entgegen und sagte:

„Na, denn adje! Mag's Dir gut gehen und laß einmal von Dir hören."

Sie schüttelte ihm herzlich die Hand, ohne daß er es so zu erwiedern wagte. Aber sein freudestrahlender Blick dankte ihr für diesen letzten Abschied, den sie so unbefangen von ihm nahm, und er ging nach einem innigen Wort dafür noch zufriedener als vorher von dannen. Auch die Mutter bezeigte für diesen freundlichen Gruß an ihren Sohn am Ausgang des Dorfes dem Mädchen ihre Erkenntlichkeit, und als sie etwa fünfzig Schritt davon war, sagte sie in Bezug darauf zu Eberhard:

„Ein gut Mädel ist's Dorle, das muß man sagen!“

„Ob's ein gut Mädel ist!“ machte nun der junge Maurerbursch seinem übervollen Herzen Luft und gestand ohne Scheu der Mutter, was er ihr in der letzten Minute vor der Trennung so wie so hatte gestehen wollen, daß er das Dorle liebe und daß sie einig mit einander seien und daß sie verabredet, durch Vermittelung seiner Mutter sich über die Wanderzeit Nachricht zukommen zu lassen. Es schien dies der Frau Held so unverfänglich, daß sie nichts dagegen einwendete, um so weniger, als sie dadurch selber zu häufigeren Mittheilungen von ihrem Sohn kam, die sie doch ersehnte. Er sagte ihr genau und wiederholt, wie es mit den Briefen gehalten werden sollte, und sie gelobte ihm auch, danach zu verfahren und das Geheimniß der jungen Leute treu und streng zu hüten. Dann nahmen sie endlich Abschied von einander, Thränen in den Augen und Trost in den Herzen.

Die kleine Verschwörung fand auch bald Gelegenheit, die Geschicklichkeit ihrer Verabredung auf die erste Probe zu stellen. Schon aus Stuttgart kam nach acht Tagen ein Brief von dickem, grauem Papier mit einem plumpen Lack-siegel an die verwittwete Frau Held, und da sie in ihrem Leben noch kein solches Ding erhalten hatte, konnte nur ihr Sohn Eberhard der Absender sein. Sie besah sich das viereckig geknippte Papier hinten und vorn, drehte es um und um in den Händen mit freudiger Neugier und betrachtete immer wieder die Aufschrift, die ihr natürlich so unverständlich war wie Hieroglyphen der Egypter. Gleich denselben Nachmittag ging sie auch an des Eckbauern Haus

vorbei, um Dorle einen Wink zukommen zu lassen. Sie sah sie freilich nicht; aber das Mädel hatte sie aus der Stube durch's Fenster bemerkt und durch das forschende Gesicht der Alten sich genugsam gemahnt gefühlt, bei ihr anzufragen. Kaum war Mutter Held wieder zu Hause in ihrem einsamen Stübchen, überlegend, wie sie des Eckbauern Tochter wohl treffen könne, als dieselbe in neckischer Munterkeit hereinhuschte und sogleich rief:

„Ein Brief, nicht wahr?“

Die Frau gab in froher Erwartung den Brief und nachdem ihn auch Dorle erst mehrfach neugierig von außen beguckt, öffnete sie das Siegel und das Papier, setzte sich dicht neben die Wittwe und begann den Inhalt vorzulesen. Eberhard hatte drei Seiten eng beschrieben und erzählte seiner Mutter alle seine bisherigen kleinen Reise-Erlebnisse und wie schön Stuttgart sei, von dem er nun weiter nach Karlsruhe sich wenden wollte. Der kindliche Sohn bewies auch in dieser ersten Zuschrift an seine Mutter, wie er sie liebte und um sie sorgte. Dies las Dorle mit Bedächtigkeit und gar hübschem Ausdruck der Alten vor; dann stockte sie aber auch manchmal und ihre Augen erglänzten, indem sie auf dem Papier ruhten, und ihre Wangen erglühten, indeß ihr Mund schwieg. Fragte dann die Wittwe nach dem Grund dieses plötzlichen Schweigens und ob etwa der Brief schon zu Ende sei, so lächelte das Mädchen, ihre holde Verwirrung schnell meisternd, und versicherte, der Eberhard schreibe zuweilen so undeutlich, daß sie die Worte erst mühsam entziffern müsse. Schrieb der Eberhard wirklich nicht sonderlich deutlich, so wußte Dorle doch gerade die

Stellen seines Briefes recht gut zu lesen, die direkt an sie gerichtet waren und wo er ohne Umschweife von seiner Liebe und Sehnsucht nach ihr sprach. Aber davon wollte sie weislich selbst der Mitwisserin ihres Geheimnisses nichts zu hören geben — so selbstsüchtig ist die keusche Liebe in dem Instinkt, nur allein mit dem Gegenstand ihrer seelischen Beschäftigung sich in trautem Verkehr zu erhalten.

Schon am anderen Tage gab Dorle den Antwortsbrief, welchen Eberhard nach Karlsruhe erbeten hatte, seiner Mutter mit sammt dem Geld für das Porto, welches sie ihrer Sparkasse entnommen. Das fiel nicht auf, daß die Mutter an ihren Sohn in der Fremde einen Brief zur Besorgung nach Waiblingen auf die Poststelle einem dahin gehenden Nachbar mitgab.

Ein nächster Brief Eberhards kam erst aus Straßburg und mit ihm zugleich ein paar Gulden für die Mutter, schon, wie er ihr schrieb, damit sie dafür das theure Porto der Antwortsbriefe bestreiten könne. Auch bat er zum Voraus um Entschuldigung, wegen dieses Umstandes nicht so oft, als er möchte, Briefe senden zu können; denn damals, im Anfange dieses Jahrhunderts, als noch die Thurn- und Taxis'sche Post auch in Württemberg existirte, kostete ein Brief von Frankreich dahin wohl an einen Gulden und solche Opfer konnte ein armer Handwerksbursch von seinem Wochenlohn nicht leicht und nicht oft bringen, besonders wenn er, wie Eberhard, von seinen Spargroschen noch die arme Mutter zu unterstützen suchte.

Aber der Briefwechsel hörte deshalb nicht auf und ziemlich allmonatlich konnte Dorle, wie das erste Mal, der Frau

Held vorlesen, wovon ihr Sohn getreulich berichtete; sie konnte dann auch mit merkwürdiger Geschicklichkeit beim Entfalten des Schreibens ein besonderes Brieflein sich in den Schoß fallen und in ihrer Kleidertasche verschwinden lassen. Es war ihr eine angenehme Neuerung des immer erfahrener werdenden Geliebten, daß er solche besonderen Brieflein an sie richtete, die sie dann für sich lesen und in ihrem Kasten als Pfänder seiner Treue verschließen konnte. Auch sie that das Ihrige, um diesen geheimnißvollen Verkehr so gut als möglich vor den immer argwöhnischen Augen in einem kleinen Dorfe zu schützen. Konnte es nicht doch auffallen, daß sie öfter zu der ihr sonst so fremden Wittwe Held ging? — Da beschwatzte sie denn ihre Mutter, der armen Frau durch Strickarbeiten einen kleinen Verdienst mehr zuzuwenden, und nun war es ja so natürlich, daß sie gelegentlich zur Alten kam, um ihr Arbeit zu bringen, und daß diese wiederum zuweilen die fertigen Strümpfe in des Eckbauers Haus und an dessen die Wirthschaft führende Tochter daselbst ablieferte. Ja, im Nothfall konnte Dorle auch Jedem, der sie darum etwa befragte, sagen, daß sie im Namen der armen Frau gelegentlich einen Brief an deren Sohn schreibe. Das war ja nur Christenpflicht, und Einer mußte doch der Wittwe solchen Liebesdienst erweisen. Warum sollte sie es nicht, zu der die Frau aus Erkenntlichkeit so viel Vertrauen hatte, daß sie sich die Briefe ihres Sohnes von ihr vorlesen ließ? Die konnte außer dem ersten, den sie in ihren Besitz zu bringen gewußt, Jedermann lesen, seitdem die kleinen Briefe an sie eingelegt waren!

Monden waren seit der Abreise Eberhards verflossen,

der Herbst war gekommen und mit ihm ein wilder Sturm, der das württembergische Ländchen gewaltig heimsuchte. Zwischen dem zum Kaiser der Franzosen gewordenen Bonaparte und Oesterreich war neuer Krieg entstanden und in Schwaben schienen sich beide Theile das Schlachtfeld auserwählt zu haben. Von Süden her rückten die österreichischen Heere in's Land und wirthschafteten beinahe nach Feindesart; von Westen her brachen die französischen Truppen massenhaft ein und thaten, als seien sie die Herren des württembergischen Kurfürstenthums, wozu das alte Herzogthum seit zwei Jahren erhoben worden war. Am 2. Oktober 1805 erschien Napoleon selbst in Ludwigsburg, wo Kurfürst Friedrich seine Residenz hatte, und schon Tags darauf mußte derselbe ein Bündniß mit dem Kriegskaiser schließen, wodurch er zur Stellung eines Hilfscorps von achttausend Mann verpflichtet wurde.

Schrecken und Elend kam damit über das schon von dem harten Regiment Friedrichs heimgesuchte Volk. Die Franzosen marschirten in endlosen Haufen gen Ulm, und überall, wohin sie auf ihrem Zuge kamen, sogen sie die Ortschaften aus. Schlimmer aber war es noch, wie nun über Hals und Kopf, auf Befehl des Kurfürsten die Rekruten ausgehoben wurden, welche er zur Vervollständigung seiner Armee brauchte. Zweitausend Mann mußten sogleich aus ihren friedlichen Beschäftigungen gerissen werden und man nahm sie, wo man sie fand und steckte sie unter die Soldaten, jung oder alt, ledig oder verheirathet. Und was damals ein Soldatenloos war, noch heut ist's in lebhafter Erinnerung. Nicht besser als ein Sklavenleben

war's, welches für den Machthaber keinen menschenwürdigen Werth hatte. Wie man schonungslos, wenn das Werben nicht genug Freiwillige oder Ueberlistete unter die Fahne brachte, in die Häuser eindrang und die brauchbaren Männer gleich Gefangenen fortschleppte, so hielt man sie auch jahrelang in dem Knechtsdienst und behandelte sie schlimmer als wie Verbrecher. Daher rettete sich vor solchem Lose, wer konnte, und Viele verließen Familie und Vaterland, trotzdem die Flucht wie die Desertion mit furchtbarer Strafe bedroht war.

Auch in das stille Dorfleben, in welchem Frau Held ihr Dasein führte, griff die Hand des Herrschers hinein nach den benöthigten Kriegsfrohnknechten und blindlings wurde Dieser und Jener ohne Rücksicht den Seinigen entrissen. Wie vom Schlage gerührt war die arme Wittwe, als die Amtsdiener zu ihr kamen und nach ihrem Sohn Eberhard suchten, der zum Soldatendienst gezogen werden sollte.

„Er ist auf der Wanderschaft,“ stotterte sie leichenblaß hervor, „weit fort in Welschland.“

„Aber Ihr wißt doch, wo er sich aufhält?“ fragte man sie herrisch.

Sie schwieg freilich darauf, doch die Amtsdiener wußten, daß sie Briefe an ihren Sohn absendete; sie sagten ihr dies mit der Drohung: wenn sie nicht dafür sorge, daß er ohne Verzug heimkehre und sich zum Fahnendienst stelle, würde er als ein Deserteur angesehen werden.

Namenlos unglücklich machte diese Botschaft die arme Frau. Sie eilte zu des Eckbauers Tochter, um ihr das Schreckliche mitzutheilen und versetzte damit dieselbe nicht

minder in schweres Leid. Wohl gab Dorle den Rath, daß die Mutter es mit Bitten und Vorstellungen beim Amt versuchen solle, ihren einzigen Sohn, der ihr Ernährer werden würde, von der Dienstpflicht zu befreien; aber alle Versuche der Wittwe blieben ohne Erfolg. Man wollte sie nicht hören und es war auch Noth an Rekruten, so daß die Beamten in der Furcht vor dem Zorn ihres Gebieters mitleidslos Niemanden mehr losgaben, den sie als Opfer gefunden hatten.

Eine traurige Stunde war es, da sich Dorle wohl oder übel hinsetzen mußte, um an Eberhard zu schreiben, was sich ereignet hatte. Manche Thräne rollte aus den sonst so hellen, blauen Augen auf die Schrift und hinterließ dort ihre Spuren. Das war ein Brief, den sie nicht hätte schreiben mögen, und als sie ihn beendet und zur Mutter Eberhards brachte, kam's ihr vor, als trage sie den Sarg der Hoffnungen ihrer Liebe dahin. —

Und Leid und Kummer, wie der Mädchen- und Mutterliebe hier um das Geschick eines ihrer Theuren bereitet worden, drückten im ganzen schwäbischen Volke die Gemüther nieder. Schnell zwar war das österreichische Hauptheer unter Mack von Napoleon bei Ulm in den Oktobertagen 1805 geschlagen, zerstäubt und gefangen genommen worden und das Kriegswetter weiter nach Oesterreich hineingezogen; aber das Kriegselend hörte damit noch nicht auf. Massenhaft kamen erst österreichische, dann russische Gefangene, die auf ihrem Transport nach Frankreich durch Württemberg geführt wurden und überall, wo sie lagerten, Krankheiten und trübseliges Ungemach bereiteten. Dann fühlte

man den despotischen Herrn des Landes, welcher sich durch Napoleons Schutz und Siege mächtiger als jemals sah und dem nun auch reicher Beute-Antheil an Gebiet zufiel. Unerbittlich wurden die neuen Steuern eingetrieben; die alte Verfassung, der Stolz des Volkes, wurde über den Haufen gestoßen; als Recht galt nur noch der Wille des absoluten Souveräns, der sich von Napoleon hatte zum König machen lassen und in der Treue zu diesem die beste Richtschnur seiner Handlungen erkannte. Unter solchen Umständen rettete sich das niedere Volk theilweise in mystische Schwärmereien. Es glaubten Viele, die Zeit der Rache für die sündhafte Menschheit und die Tage des jüngsten Gerichtes seien gekommen. Die Kurfürsten, deren einer ja auch Friedrich von Württemberg gewesen war, erschienen diesen Träumern als das siebenköpfige Thier der Apokalypse; nach dem Appolyon der Offenbarung St. Johannis sahen sie in Napoleon wegen dieser Namensähnlichkeit den Gesandten Gottes; sie begrüßten sich deshalb sogar unter einander mit den Worten: Gelobt sei Gott und sein Sohn Bonaparte und tauften auch ihre Kinder auf den Namen des französischen Eroberers.

3.

Ohne eine Ahnung von der Gefahr zu haben, die ihm drohte, verfolgte Eberhard Held unterdessen eifrig seinen Beruf. Bescheiden und fleißig, fand der junge Maurergesell überall, wohin er kam, lohnende Arbeit. Ein paar Wochen hier, ein paar Wochen dort, wie es eines Wanderburschen Zweck und Absicht ist, führte er Richtschnur und Kelle, dann ging es wieder weiter durch das französische

Land nach der nächsten großen Stadt. Das Glück schien in Allem dem strebenden, ehrgeizigen Jüngling hold zu sein und brachte ihn fast immer zu Bauten, wo er in seinem Handwerk etwas lernen und sich vervollkommnen konnte. Es gab durch die glücklichen Kriege Napoleons und die Beute, die seine Generäle daraus heimbrachten, viel Geld in Frankreich und das Bauhandwerk blühte um so mehr wieder empor, als es unter der Revolutionszeit bisher lange darnieder gelegen hatte. Mit offenem Aug' und hellem Sinn verglich Eberhard Styl und Ausführung mancher luxuriösen Bauten, an denen er Beschäftigung fand, mit den nüchternen, armseligen, wie er sie in seiner Lehrzeit und überhaupt in seiner Heimath nur kennen gelernt, und in kluger Berechnung suchte er an jedem neuen Ort immer solche Arbeit zu erhalten, wobei er seine Erfahrungen zu mehren vermochte. So machte er dieselben bald an einem Stadthaus, bald an einem Sommerschlößchen oder an einer Brücke, oder an der Aufführung neuer Festungsmauern. In seinen Mußestunden zeichnete er gern die Gebäude, an denen er arbeitete oder die ihm sonst gefielen; er fand hie und da einen Meister oder Werkführer, der ihm Einsicht in die auszuführenden Baupläne gestattete und dem einsichtigen Burschen auf seine Fragen wohl auch von der Styllehre und Konstruktionsweise unterrichtende Mittheilungen machte. Es fiel dies Alles auf fruchtbaren Boden und Eberhard merkte selbst am besten, wie viel eigenes Denken und Versuchen der Fähigkeiten den Menschen vorwärts bringt.

Als nun der Krieg ausbrach gegen Oesterreich und er

davon hörte, wie die französischen Heere nach seinem schwäbischen Vaterlande einrückten, da bangte ihm zunächst um das Schicksal seiner Mutter und seines Dorle. Ungeduldiger als sonst erwartete er von dem geliebten Mädchen einen Brief, den er in Nancy auf der Herberge zu finden hoffte. Aber längst war schon die Zeit verstrichen, die gewöhnlich zwischen seinen Briefen und den Antworten darauf lag und keine solche lief ein. Der Krieg war zu Ende, der Friede zu Preßburg schon geschlossen, die siegreichen Truppen des Kaisers Napoleon kehrten bereits nach Frankreich zurück — aber von Dorle kam noch immer keine Mittheilung. Eberhard hatte von Neuem nach Hause geschrieben, auch darauf blieb die ersehnte Antwort aus. Waren es immer für ihn Festtage gewesen, wenn er von Dorle einen Brief erhalten, in dem sie so herzig zu plaudern wußte, so bereitete es ihm um so peinvollere Marter, als er nun vergebens darauf wartete. Länger als er gedacht, blieb er deshalb in Nancy; Tag um Tag hoffte er, fragte er beim Herbergswirth an, lief er selbst nach dem Postamt, um sich dort nach dem Brief für ihn zu erkundigen — immer vergeblich, immer nur die schmerzhaftere Wiederholung der Enttäuschung!

Endlich, es war gerade Weihnachtstag, erhielt er zwei Briefe auf einmal. Die Post hatte sich mit dem ersten unter der Kriegszeit wahrscheinlich nicht beeilen wollen oder können. Sein Inhalt war auch so niederschmetternd für Eberhard, daß er wünschte, ihn gar nicht erhalten zu haben, und der des anderen machte in dieser Wirkung nichts besser. Er war erfüllt von der Angst und dem Kummer Dorle's darüber, daß Eberhard unbarmherzig zu den Soldaten ge-

schrieben sei; daß er nach dem Ausbleiben ihres ersten Briefes die Frist versäumen könnte, bis zu welcher er straflos sich zu stellen habe; daß er den Gerichten verfalle, wenn er nicht zurückkäme. „O,“ klagte das Mädchen, „was soll man da rathen, lieber, guter Eberhard! Bei den Soldaten dienen oder in's Gefängniß kommen, es ist wohl ein Unglück für Dich, auch für mich und Deine arme Mutter. Und kämst Du gar nicht wieder heim, ist's auch ein Leid für uns Alle. Wenn ich Dir auch schon treu blieb, so wie so und wie es nun auch komme — denn ich hab's Dir aufrichtig geschworen, für immer Dein zu sein — aus dem Schwabenländle möcht ich doch nicht gern, gar auf immer! Du möcht'st gewiß auch nicht. Da bete nur recht zum lieben Gott, daß er Dir helfe aus der Noth. Ich mein', dann wird Dir der beste Rath kommen.“

Ja, wenn auch Dorle nicht darauf hingewiesen hätte, Eberhard würde aus eigenem Drang zum lieben Gott um Trost und Hilfe gebetet haben. Denn sieht der Mensch verzweiflungsvoll alle Auswege abgeschnitten, so ruft er in stiller Sammlung die höhere Macht um Errettung an, und ein fromm Gemüth, wie Eberhards, konnte nichts für natürlicher halten. Gerade am Weihnachtstag solchen Schlag des Schicksals erfahren zu müssen, hatte ihn überdies noch weicher und weher gestimmt. Eine schmerzensreiche Nacht brachte er auf seinem Lager zu; aber aus allem Leid und Grübeln erhob sich dann sein fester Entschluß. Er wollte unbeirrt sein Lebensziel weiter verfolgen und nicht auf angefangener Bahn umkehren, um dem Ruf zur Fahne zu gehorchen. Die sittliche Ueberzeugung wehrte sich dagegen,

und er fühlte, daß er für seine Selbsterhaltung und seine Zukunft zu allererst einstehen müsse. Jetzt Soldat werden, Jahre lang ein ihm verhaßtes Joch freiwillig auf sich nehmen, erschien ihm wie Selbstmord, wie Verderben seines Lebens. Dann konnte er nichts mehr lernen, dann war es mit allen ehrgeizigen und schönen Hoffnungen für die Zukunft so gut als vorbei; das war Tod, über den nichts Schlimmeres ging. Auch wußte er sich bei seiner Jugend noch gar nicht gesetzlich verpflichtet zum Dienst; es war Willkür, daß man nach ihm schon gegriffen und er meinte, mit seinem Recht in gutem Gewissen wohl den angedrohten Folgen der Gewalt ruhig entgegensehen zu können. Seinen Einwand mußte man später gelten lassen. Außerdem war die Kriegszeit wieder vorüber, der neue König von Württemberg brauchte die vielen Soldaten nicht mehr und man legte nun auch wohl — so meinte er — kein so großes Gewicht darauf, wenn der abwesende Handwerksbursch noch fern blieb. Kam er dann nach Jahr und Tag wieder nach Hause, so hoffte er sich zudem so viel erspart zu haben, um sich vom Militärdienst gänzlich loskaufen zu können. Dies schrieb er an Dorle und bat um ihre Antwort nach Paris, wohin er sich nun getrosten Muthes auf den Weg machte.

Ein halbes Jahr war er dort in Arbeit gewesen und hatte schönes Geld verdient, als er seinen Weg zurück nach dem Rhein einschlug, um mit den erworbenen Kenntnissen in Deutschland zu wuchern. Er berechnete klug, daß er als geschickter Maurer in der deutschen Heimath noch mehr verdienen würde, und darauf war, um seine Ersparnisse zu

steigern, sein Hauptaugenmerk fortan gerichtet. Es kam hinzu, daß ihn die Sehnsucht nach dem Vaterland mächtig ergriffen und er näher seinem Dorle sein wollte, mit welchem der briefliche Verkehr aus Frankreich ebenso kostspielig wie unsicher sich erwiesen hatte.

Nach Wanderburschenart wurde die Landstraße zumeist in Gesellschaft von Kameraden abgestiefelt. Zufällig traf es sich, daß Eberhard nach Metz hinein mit einem lustigen Lothringer seines Handwerks einmarschirte, der dort zu Hause war und nun das Wandern einstellen wollte. Er schenkte ihm seinen französischen Paß, dessen er nicht mehr bedurfte und der noch bis Ende des Jahres giltig war. Eberhard nahm ihn mit einem gewissen Vergnügen an; denn besaß er auch als genügenden Legitimationsausweis sein württembergisches Wanderbuch, so hatte er wohl schon oft erfahren, daß ein französischer Paß in den französischen Landen viel bessere Dienste leistete und in den Herbergen wie auf dem Marsch allen den Plackereien enthob, mit denen die reisenden Handwerksburschen mit Wanderbüchern behelligt wurden. Bis zum Rhein ging ja damals überhaupt das Gebiet des französischen Kaiserreichs und der französische Paß konnte also bis dahin, und auch noch darüber hinaus gut zur Anwendung gelangen.

Wie der Herbst kam, war Eberhard schon in Sachsen, um sich nach Dresden und Leipzig zu wenden, wo er auf Arbeit auch für den Winter rechnen konnte. Es beirrte ihn in dieser Erwartung nicht, daß eben der längst befürchtete Krieg zwischen Napoleon und Preußen ausbrach. Er wanderte weiter seinem Ziele zu, indeß rings um ihn

der Aufruhr und Schrecken begann, in welche Kriegsnoth und Einmärsche der Truppen die Bevölkerung versetzten. Schneller als zu vermuthen, waren die französischen Heersäulen nach dem Sächsischen eingebrochen, und ihnen gegenüber hatten die preußischen und sächsischen Truppen ihre langen Postenlinien aufgestellt. Ohne es zu ahnen, war Eberhard zwischen die beiden feindlichen Armeen gerathen.

In einem Dorfwirthshaus, wo er übernachten mußte, hörte er allerdings davon und wie gefährlich es sei, nach der einen oder anderen Richtung hin auf den Landstraßen seinen Weg zu nehmen, weil überall schon die Patrouillen beider Heere streiften. Der Wirth zeigte sich auch ausforschend und von einer mißtrauischen Vorsicht gegen Eberhard, die demselben auffällig genug vorkam. Er mußte ihm seine Legitimation nicht nur vorzeigen, sondern über Nacht zur Verwahrung geben. Eberhard legte trotzdem keine Wichtigkeit auf solche Aengstlichkeit des Mannes und übergab ihm seinen französischen Paß, in der Hoffnung, wie so manchmal, auch jetzt damit am besten allen Schwierigkeiten ein Ende zu setzen.

Noch aber war es nicht hell am anderen Morgen, als er von wuchtigen Schritten und Säbelklirren auf der Hausflur geweckt wurde. Man riß die Thüre zu seinem Schlafzimmer auf und er sah den Wirth mit einer heimtückischen Miene auf ihn zeigen. Zwei preußische Husaren eilten auf ihn zu und ergriffen seine Kleider, die auf dem Stuhl vor seinem Bett lagen, indem sie unter schweren Flüchen ihn warnten, keine Miene des Widerspruches zu machen. Sie durchwühlten die Taschen seiner Kleider und nahmen

das Geld, welches sie in einem Lederbeutel fanden, an sich. Sie untersuchten sein Ränzel und entdeckten darin die Briefe, welche ihm Dorle seit anderthalb Jahren geschrieben, und das württembergische Wanderbuch. Als dies der eine Husar geöffnet und darin gelesen, lachte er triumphirend zu seinem Kameraden und zu dem lugenden Wirth an der Thüre hinüber und sagte:

„Sicherlich, es ist ein Spion. Hier ist sein deutsches Wanderbuch — warum gibt er einen französischen Paß ab? Der Vogel hat sich selbst gefangen."

Man befahl ihm nun aufzustehen und zu folgen. Schon nach den ersten Versuchen, die Eberhard machte, den Besitz des französischen Passes zu erklären, sah er ein, daß er damit aus der mißlichen Lage nicht befreit würde. Der Wirth hatte ihn aus Liebedienerei oder Bosheit der preußischen Patrouille, welche bei ihm nachgeforscht hatte, als einen Verdächtigen wegen des französischen Passes bezeichnet, und die Husaren waren froh, mit einigem Grund den Verdacht bestätigt gefunden zu haben. Spionspürerei gehörte ja zu ihren Aufgaben und zu den Heimsuchungen, welche so leicht Denjenigen traf, der streifenden Soldaten auf dem Kriegsterrain in die Arme lief. Als einen Spion führten die Husaren denn nun auch den armen Eberhard mit sich fort. Sie hatten ihm die Hände auf den Rücken gebunden und an einem Ende des Strickes hielt ihn einer der Husaren zwischen den Pferden. So ging es einen langen Weg. Einsam war die Landstraße; ließ sich aber irgendwo ein Landmann oder sonst ein Wanderer blicken, so sprengten ein paar Reiter aus der Patrouille auf ihn zu und nahmen ein

Verhör mit ihm vor, bis sie wußten, aus welchem Grunde der Bewohner dieser Gegend sich hinaus gewagt. Die Scham, in dem Aufzuge eines Verbrechers an all diesen Leuten, die man anhielt und als unverdächtig wieder gehen ließ, vorübergeführt zu werden, betäubte Eberhard, und es wirbelte ihm im Kopf, als er endlich in die kleine Stadt kam, wo sich das Kommando einer preußischen Abtheilung befand. Da wimmelte es von Fußvolk und Artillerie auf den Straßen, und unter höhnischen Zurufen und Worten mußte der junge Bursche schweigend sich bei den Soldaten vorüberführen lassen. An den Fenstern blickten neugierig, mitleidig und auch schadenfroh die Bewohner auf ihn. In die Erde zu versinken flehte er im Stillen. Und als er dann von den Banden befreit in's Gefängniß gebracht wurde, war es ihm wie eine Erlösung vom Schrecklichsten, was er zu erleiden gehabt. Er sank wie gebrochen auf das daliegende Stroh und erleichterte sein gequältes Herz durch Ströme heißer Thränen.

4.

In seiner schmerzvollen Selbstvergessenheit hatte er sich in dem halbdunkeln, feuchten Raume allein gewähnt. Er erschrak deshalb heftig, als auf einen neuen Klagelaut, der seinen Lippen entfuhr, eine Baßstimme neben ihm laut und scheltend ihm zurief:

„Was nützt Dir denn Dein Geseufze, Bursche? Laß das Weinen und erzähle mir lieber, warum sie Dich in's Loch gesteckt. Das vertreibt Dir und mir die Zeit.“

Eine Weile wagte Eberhard auf diese Worte hin sich nicht zu rühren, viel weniger etwas zu erwiedern. Als

seinen Mitgefangenen erkannte er jetzt einen langen, schon älteren Mann mit großem Vollbart. Offenen Auges und auf dem Rücken wie regungslos lag er da; ein Zug von Hohn und Grimm umspielte seinen Mund.

„Nun," hob er wieder an, ohne aber sein Gesicht nach Eberhard zu wenden; „was verstummst Du? Sag', wer Du bist!"

Eberhard zögerte nicht länger, der Aufforderung zu entsprechen. Ihm war auf einmal, als sei der Leidens- und Schicksalsgenosse sein einziger Freund auf der ganzen weiten Welt und all seines Vertrauens würdig. Er erzählte ihm, wie er von den preußischen Husaren festgenommen und als ein Spion in's Gefängniß gebracht worden.

„Aber," setzte er hinzu, wie wenn er durch diese Erzählung sein Selbstvertrauen wieder gefunden, „meine Unschuld ist so klar wie die Sonne am Himmel, und sie werden mich wieder freilassen müssen."

Mit keinem Laut hatte der Andere seine Erzählung unterbrochen. Nach den letzten Worten jedoch lachte er hell und unheimlich auf.

„Du Thor!" antwortete er ihm. „Wie denkst Du noch gut von den Menschen! Das habe ich lange verlernt, schon lange! Gib alle Hoffnung auf, denn Du hast mit mordlustigen Gesellen zu thun, die nicht viel Federlesens mit Dir machen werden. Man wird mit Dir thun, was man mit mir thut, das ist gewiß."

„Und was thut man mit Euch?" fragte Eberhard auf's Höchste betroffen.

„Man schießt mich todt wie einen Hund."

„Euch? Gerechter Gott, warum denn?“

„Warum? Weil das Todtschießen zum Krieg gehört, und ist kein Anderer da, so übt sich das Kriegsvolk derweil wohl an Solchen, die ihm als arme Teufel in die Hände fallen. So unschuldig, wie Du, bin auch ich und zu einem Spion bin ich dennoch gemacht worden. Ein Hausirer bin ich, aus Schlesien zu Haus. Hab' mich wahrlich nicht um den Krieg gescheert, sondern mein friedliches Gewerbe weiter treiben wollen. Nach dem Harz hinüber wollte ich, wie alle Jahr um die Herbstzeit, um meinen Kunden Leinwand zu bringen. Da mußte ich wohl die Posten der Preußen passiren, und um keine Umstände zu haben, suchte ich gestern Abend im Dunkeln durchzuschlüpfen. Ich wurde aber bemerkt, verfolgt und hieher gebracht. So unschuldig wie Du, Bursche; aber was heißt das? Was half mir all mein Betheuern, mein Ausweis, mein Bestreiten, als ich heute Morgen vor dem Kriegsgericht stand? Man glaubt mir nicht und sprach mich schuldig. Nun hatten sie ihr Recht und ich war ein Spion, und morgen werde ich erschossen. Was liegt daran? Ein Mensch weniger! Die Welt ist ja nur ein Zuchthaus — wohl dem, der ihr und den Menschen entronnen ist.“

Der Mann hatte dies mit einer wie herzlos klingenden Kaltblütigkeit erzählt und Eberhard hatte ihm athemlos zugehört. Sein Mitleid mit dem Unglücklichen wechselte mit dem Schrecken, zu gleichem Loose wie er bestimmt sein zu können.

„Unmöglich!“ rief er aus. „So kann man an einem Unschuldigen nicht zum Mörder werden!“

„Meinst Du?“ rief der Unglückliche höhnisch. „Ja,

das meinte ich auch. Und es ist doch nicht der Fall; es ist doch wahr, daß man mich schuldig gesprochen hat und ich zum Tode verurtheilt bin. Ha, Mensch, wer muß da nicht an der Menschheit verzweifeln? That ich nicht Recht daran, daß ich sie immer verachtete?"

Eberhard schüttelte mit dem Kopf. Er hatte aufrecht auf dem feuchten Stroh seinen Sitz genommen und ließ träumerisch, voller Rührung seine Augen auf dem noch immer regungslos liegenden Gefährten ruhen. Der Schrecken um sein Geschick verlor sich, das Mitgefühl für den Unglücklichen beherrschte ihn allein.

„Ihr seid verbittert und habt wohl ein Recht dazu," entgegnete er sanft. „Ist's so, wie Ihr mir erzählt, so haben die Menschen schlecht an Euch gehandelt. Aber Ihr dürft nicht die Hoffnung aufgeben. Noch ist Euer Tod nicht gewiß und noch kann Gott Alles anders wenden."

„Pah, Du junges Blut!" schalt der Alte. „Ich hoffe nichts mehr! Spare also Deine Mühe und denke an Dein eigenes Loos! Ich bin mit mir fertig. Das Leben war mir eine Last — fürwahr, ich wünschte, nun es einmal ein Ende haben soll, sie hätten mir heute schon den Garaus gemacht. Was liege ich hier noch bis morgen, einem Vieh gleich, das zur Schlachtbank bestimmt ist? Sterben macht mir keine Angst und Verbitterung. Aber daß ich dazu herhalten muß, um der Gewissenlosigkeit von Menschen ohnmächtig zum Spielball zu dienen — das ist mir Zorn und Kummer. Und Du? Ich meine, Dir wird's nicht anders ergehen wie mir, und Dein junges Leben wird so nichtswürdig enden, wie das meinige."

„Ich fürchte mich nicht vor Menschen,“ erwiederte Eberhard unbeirrt. „Mit gutem Gewissen werde ich vor die Richter treten.“

„Das that ich auch, Du armer Narr. Glaub's mir, auf mein Wort — mit einer Lüge brauche ich Dich nicht zu unterhalten — ich habe so wenig mit einem Spion gemein gehabt, wie ich glaube Du auch. Das nützte Alles nichts. Ein Schein von Beweis — und man ist nur zu leicht verloren. Dein französischer Paß ist Dein Unglück. Zwei Pässe bei sich haben, einen noch dazu auf fremden Namen — mehr braucht es nicht, um der verschmitzteste Spion in den Augen eines Kriegsgerichtes zu sein. Gib Acht, gib Acht, ich habe Recht. Laß eitel Hoffnung fahren — Du wirst zum Spion erklärt, so gut wie ich.“

So grausam und nüchtern diese Verheißung des Verurtheilten war, sie beugte Eberhard auch jetzt noch nicht darnieder, er ließ den Muth nicht sinken.

„Sei es denn auch,“ sagte er, „daß sie mich unschuldig verurtheilen und tödten — dann will ich doch nicht murren und will mich ergeben in mein Geschick. Auch mir bangt nicht vor dem Tode.“

„Nun,“ spottete der Andere, „was ist's dann anders mit Dir wie mit mir? Doch Muth hast Du, Bursch, und mir thut's wahrlich leid um Dich.“

„Müßte ich sterben,“ versetzte Eberhard darauf, „so tröstete ich mich um meines Schicksals willen damit, daß es hat sein sollen. Aber was mir leid thät, wär' meine Mutter und meine Braut. Welchen Kummer wird ihnen mein jämmerlich Ende bereiten! Im letzten Stündlein

werde ich nur an diese Beiden denken, die mir die Einzigen auf Erden sind und um derenwillen ich leben möchte. Ach, wie ist es doch so merkwürdig, daß der Mensch festen Sinnes an seinen wahrscheinlichen Untergang, an die Minute seines nahen Todes denken kann, und daß er weich wird und schmerzliches Weh empfindet, wenn er sich vorstellt, wie seine Theuren, die leben bleiben, um dieses Todes wegen in Schmerz und Trauer verfallen!"

„Hm," meinte der Hausirer, der bei diesen traurig gesprochenen Worten nachsinnend geworden war, und die höhnische Bitterkeit lag auch nicht mehr in seiner Rede. „Es ist doch auch Selbstsucht, mein Junge."

„Selbstsucht?" fragte Eberhard betroffen.

„Daß man um Dich sich grämen wird, ja wohl. An das Leid, das Du bereiten wirst, denkst Du mit Leid, und doch thut's Dir wohl, weil's Dir schmeichelt. Ich habe Niemand auf der Welt, der um mich eine Thräne vergießen könnte; deshalb macht mir auch keine Selbstsucht das Herz jetzt schwer."

„Armer Mann! Ginget Ihr denn immer so ganz allein durch's Leben? Habt Ihr nicht Eure Mutter gekannt, nicht eine Liebste, nicht Weib und Kind gehabt?"

„Doch, doch," erwiederte er lebhaft und mild; „ich habe eine gute Mutter gehabt und auch ein gutes Weib. Aber längst ist Alles dahin. Daß Du mich jetzt daran wieder mahnst, Bursche — dafür sei Dir gedankt! Denn es ist eine holde Erinnerung, in die ich nun meinen letzten Schlaf wiegen will. Eine Mutter zu lieben, das ist etwas Schönes im Menschenleben, und ein Weib zu lieben, das hebt Einen

empor aus diesem Sumpf des Daseins. Was wäre es ohne dies? Als ich dies nicht mehr hatte, war ich auch nichts mehr werth."

Der Alte reichte Eberhard seine Hand hinüber und sah ihn mit seinen dunklen, brennenden Augen voll Innigkeit an. Eine vollständige Veränderung war mit ihm vorgegangen, seitdem unbewußt der junge Maurergeselle diese Saite in seinem Innern angeschlagen. Wohl lange mochte sie nicht mehr erklungen sein. Und Eberhard war über diese unvermuthet aufgeschlossene Gemüthswelt seines Schicksalsgenossen so freudig gerührt, daß er Thränen in den Augen hatte und die dargebotene Hand mit Herzlichkeit drückte.

„So, mein braver Junge," sagte endlich der Hausirer wieder; „lege Dich auf das nasse Stroh, das mein und vielleicht auch Dein Sterbebett sein soll! Verachten wir die Welt und das Leben; aber erzähle mir von Deiner Mutter und von Deiner Liebsten — das wird Dir und auch mir gut thun. Woher bist Du und was hast Du schon Alles erlebt?"

Eberhard fühlte sich so hingezogen zu dem fremden und ihm durch gemeinsames Geschick doch so nahe gekommenen Mann, daß er gern dessen Verlangen entsprach. Das Unglück bringt schnell die Herzen der Menschen an einander zu gegenseitigem Trost; im Gefängniß wurden leicht die innigsten Freundschaften zwischen unverderbten Opfern der Gewalt und der Gesetze geschlossen. Es war, als hätten diese Beiden hier ein Bedürfniß, sich für die kurz bemessene Spanne ihres Beisammenseins im schon verwirkten Leben ihr geheimstes Innere zu zeigen. Eine wohlthuende Er=

leichterung überkam Eberhard, indem er von seinen Lieben in der Heimath, von seinen Hoffnungen und Plänen für die Zukunft dem älteren Genossen erzählte, und auch dieser seinerseits schien eine sonst ungekannte Labung darin zu finden, daß er aus dem Buche seines Lebens dem jungen Freunde Mittheilung machte und in den Strahlen eines früheren Glückes sich noch einmal erwärmte.

So kam die Nacht und über dem Plaudern entschlummerten sie Beide, im Traum weit fort aus der düsteren Gegenwart gerückt, die sie umfing.

Am anderen Morgen erfaßte sie freilich desto rauher die Hand der Wirklichkeit. Bewaffnete Soldaten traten in den Kerker, den Alten zum Tode, den Jungen vor's Kriegsgericht zu führen. Schweigend umarmten sie sich, sahen sich tief in die Augen und drückten sich lange, herzinnig die Hände; selbst den Kriegsleuten ging solch ein stummer, doch so beredt sprechender Abschied nahe und ernst schauten sie vor sich hin. Dann riß sich der Alte entschlossen los, als wolle er nicht erst von den Soldaten sich mahnen lassen. Sie banden ihm die Hände, die er ihnen freiwillig reichte.

„Ihr Männer," konnte sich Eberhard nicht enthalten, mit thränenden Augen zu den Soldaten zu sagen, „müßt ihr ihn wirklich zum Tode führen?"

Ihr Schweigen war verständliche Antwort.

„O," rief der junge Geselle, „er ist unschuldig, bei Gott — ihr ermordet einen Unschuldigen! Verschafft ihm Gnade, bittet für ihn bei eurem Obersten — o, thut es um eurer Gewissen und eurer Seligkeit willen!"

Die Soldaten zuckten mit den Schultern; der Korporal schüttelte mit dem Kopf.

„Da hilft nichts mehr," sagte er mitleidig. „Draußen vor der Stadt wartet schon das Kommando und gegen das Urtheil des Kriegsgerichts gibt's keine Gnade mehr."

„Wollte sie nun auch nicht mehr," wandte sich der Hausirer mit dankbarem Blicke zu Eberhard. „Möchte kein Wort darum verlieren. Ich mag nicht mehr leben und bin's zufrieden, daß man mich schnell aus der Welt befördert. Doch daß ich kein Spion war und daß ich ohne Schuld umgebracht werde von Kriegsrechts wegen — das, Herr Korporal, bezeuge ich angesichts des Todes. Berichten Sie dies den Herren, die mich auf ihr Gewissen genommen haben, nur deshalb, damit sie nicht noch den Mord dieses anderen Schuldlosen, dieses jungen Lebens voller Hoffnungen, auf sich laden. Das sei meine Armesünderbitte — und nun führt mich ab!"

Eberhard fühlte sich ohnmächtig, den Freund zu retten. Er stürzte noch einmal, auf's Höchste von seinem Schmerz und von seinem inneren Aufruhr hingerissen, an seinen Hals und umarmte ihn.

„Lebe wohl," rief er ihm schluchzend zu, „ich will Dich beweinen!"

„Lebe wohl, mein junger Freund, und sei muthig gegen Deine Feinde."

Zitternd klangen diese letzten Worte des Alten, der dann festen Schrittes inmitten der Soldaten den Kerker verließ.

Die zwei Mann, welche zurückblieben, transportirten

unmittelbar danach Eberhard nach dem Hause in der Stadt, wo das Kriegsgericht zusammentreten sollte.

5.

Prinz Louis Ferdinand von Preußen selber, welcher die Vorhut hier befehligte, präsidirte dem Kriegsgericht. Ehe die Sitzung, in welcher verschiedene Fälle zur Entscheidung kommen sollten, begonnen hatte, war dem Prinzen pflichtgemäß der Rapport über die inzwischen an dem zum Tode verurtheilten Hausirer vollzogene Exekution abgestattet worden. Sein empfindsames Gemüth wurde peinlich berührt, als er hörte, daß der Verurtheilte den Tod mit der Betheuerung erlitten habe, unschuldig zu sterben. Verdrießlich, ernst, von etwas Unerklärlichem bedrückt, betrat der Prinz das große Zimmer, in welchem die Offiziere um einen langen Tisch versammelt waren. Schweigsam, indeß die Anderen eine lebhafte Unterhaltung über die eingelaufene Nachricht von dem ersten stattgefundenen und nicht glücklichen Vorpostengefecht gegen die Franzosen führten, saß er lange Zeit in seinem Sessel und gab sich träumerisch den düsteren Ahnungen hin, die ihn erfüllten und deren er nicht Herr zu werden vermochte. Aktenstücke und Papiere lagen vor ihm auf dem Tisch. Mechanisch blätterte er darin umher und ließ seine Augen darüber schweifen. Unwillkürlich vertiefte er sich in das Durchlesen eines Heftchens Briefe, wobei oftmals ein Lächeln seine Lippen umspielte und die ernsten Schatten von seinem Antlitz zeitweilig verscheuchte. Es waren die Briefe Dorle's an Eberhard, die er in Händen hielt, und die nebst dessen französischem Paß und dem

Wanderbuch hier unter Anderem zum Zweck der Vernehmung des Verdächtigen niedergelegt waren. Mochte es der Inhalt dieser Liebesbriefe eines naiven Bauernmädchens sein, oder auch mancher Schnitzer in der Ausdrucksweise und Rechtschreibung, woran es natürlich Dorle's Schrift nicht fehlte, er gewann ein gewisses Interesse für die Person, an welche diese Briefe gerichtet waren, und befahl deshalb, Eberhard Held zuerst vorzuführen.

Bescheiden trat derselbe, von zwei Soldaten mit Gewehren begleitet, in das Gemach. Indeß die anderen Offiziere kaum einen Blick auf ihn warfen und schon im voraus zu wissen schienen, welches Schicksal nach dem üblichen Verhör dem Angeklagten bereitet werden würde, sah ihm der Prinz prüfend in das freie, sanfte Gesicht, welchem kein Zug von Verstellung und Listigkeit eigen war.

Gleichwohl begann er in der strengen militärischen Weise, wie sie ihm zur Gewohnheit geworden war, das Verhör. Unbefangen, schnell und bestimmt antwortete Eberhard auf alle Fragen, erzählte, wie er zu dem französischen Paß gekommen und wie wenig er von dem Stand der Kriegsheere gewußt, zwischen die er auf seiner Wanderschaft gerathen war.

Der Auditor legte freilich auf alle diese Reden kein Gewicht, und als die Reihe des Vortrags an ihn kam, suchte er nachdrücklich seine Anklage auf das Vorhandensein und Benutzen eines falschen französischen Passes und auf die Annahme zu stützen, daß der Maurergeselle nicht davon, statt von seinem deutschen Wanderbuch, Gebrauch gemacht hätte, wenn er nicht verdächtige Absichten im Schilde geführt. Es war ihm unzweifelhaft, daß man es hier mit

einem Spion zu thun habe, der eingefangen sei, ehe er seine Absicht verwirklichen konnte, und gegen dessen behauptete Schuldlosigkeit schon der Umstand spreche, daß er ein würtembergischer Militärpflichtiger sei, wie sich aus den bei ihm gefundenen Briefen sattsam herausgestellt.

Allerdings lagen hierin bedenkliche Belastungen der Anklage, nur daß diese selbst auf bloßer Vermuthung beruhte. Vergebens machte Eberhard seine ihn befragenden Richter darauf aufmerksam; für sie erklärte er nicht genügend den Besitz des französischen Passes, die Abgabe desselben an den Wirth, wo er Nachtquartier genommen, und ebenso wenig die Ursache, die ihn zwischen die Vorpostenkette der beiden Armeen geführt. Der Auditor beharrte deshalb darauf, ihn für einen Spion zu erklären und zum Tode zu verurtheilen.

Eberhard hatte nach dem, was er von dem alten Hausirer gehört, und wie es diesem ergangen war, sich auf das gleiche Loos auch längst gefaßt gemacht. Die Anklage bewies ihm, daß er Alles zu fürchten habe, und die kalten, theilnahmslosen Mienen seiner Richter mußten jeden Zweifel daran, hätte er sich erhoben, verscheuchen. Er war bald überzeugt, daß ihm alle Betheuerungen nichts nützen würden und in diesem Bewußtsein war er nicht gewillt, noch weitere Worte oder gar Bitten zu verlieren. Eine Verachtung gegen diejenigen überkam ihn, welche, so nahm er jetzt an, gefühllos auf bloßen Schein hin über das Leben eines Menschen entscheiden wollten; ein Stolz hob sich in ihm empor, der es seiner unwürdig erscheinen ließ, eine Schuld noch zu bestreiten, die man mit Gewalt ihm aufbür-

dete und von der ihn zu entlasten auch auf die besten Gründe hin Niemand unter seinen Richtern geneigt schien. Aber mußte er denn zum Opfer fallen, so wollte er es doch nicht, ohne dagegen feierlich Protest zu erheben. Der Instinkt, sich um sein Leben zu wehren, wurde mächtig in ihm und ein Muth beseelte ihn auf einmal, der seine sanften blauen Augen mit sprühendem Feuer erfüllte.

Der Prinz allein bemerkte die Veränderung, welche mit dem jungen Gesellen während dieses Seelenkampfes vorging. Seine Mienen nahmen den Ausdruck eines gewissen Wohlwollens an, und nicht so barsch wie zuvor redete er jetzt den Angeklagten wieder an:

„Es zeugt sehr Gewichtiges gegen Dich. Verschlimmere also Dein Loos nicht, sondern gestehe die Wahrheit, dann kannst Du einzig auf ein gnädiges Urtheil hoffen.“

„Ein gnädiges Urtheil,“ antwortete Eberhard darauf mit Lebhaftigkeit, „kann nur meine Freisprechung sein; denn ich habe die Wahrheit gesagt und sage sie wieder, daß ich mir keiner Schuld bewußt bin. Auch ist nichts wider mich vorgebracht worden, was meine Schuld Ihnen erwiese. Ich habe nichts zu widerlegen gehabt; es genügte meinem Gewissen, Alles als falsch und grundlos zu bestreiten. Wenn dennoch die Anklage gegen mich aufrecht erhalten wird und sie aus mir einen Spion machen will, so, vornehme Herren, kann ich nur meinen, Sie wollen einem armen unschuldigen Handwerksburschen ein grausam Leid anthun. Sie fordern, daß ich meine Schuld bekennen soll, damit Sie mich verurtheilen; aber wenn ich, wie es Gott weiß, ohne Schuld bin und Sie mir keine zu beweisen vermögen — was zögern Sie

denn, mir mein Recht zum Leben und zur Freiheit zurückzugeben? Soll und muß ich Ihrem Gericht verfallen? Wäre das Ihr Recht?"

Die Offiziere waren über die Dreistigkeit dieser Worte mehr und mehr außer sich gerathen; ein Theil war zornig aufgesprungen und alle blickten auf den Prinzen mit der stummen, durch den schuldigen Respekt zurückgehaltenen Frage, ob ein so unerhörter Vorgang denn geduldet werden solle. Der Prinz verstand dies sehr wohl, er winkte den Offizieren beschwichtigend mit der Hand und sagte:

„Lassen Sie ihn, meine Herren! Hören wir Alles an, was er uns sagen will."

Eberhard hatte diese Unterbrechung mit einiger Verwunderung aufgenommen. Erglüht von innerem Feuer, hatte er gesprochen, wie ihm um's Herz war und ohne die Bedeutung seiner Worte recht zu erwägen. Er war, anstatt sich zu vertheidigen, zu einem Ankläger geworden, und anstatt durch die Wirkung seiner Rede eingeschüchtert zu werden, erhöhte sich vielmehr sein Muth darüber. So fuhr er denn in Schlichtheit und Natürlichkeit fort:

„Ich sehe Ihren Zorn, hohe Herren, ob meiner Worte. Aber Sie haben verlangt, daß ich die Wahrheit sage und ich sage sie ohne Scheu. Vor einer Stunde haben Sie einen armen Mann todtschießen lassen, dem Sie eine Schuld aufzwangen, die er nimmer gehabt. Mit ihm habe ich seine letzte Nacht verlebt und ich zeuge aus heiligster Ueberzeugung hier vor Ihnen für seine Unschuld. So war es denn also ein Mord, den Sie mit kaltem Gewissen an ihm begingen. Doch solch vergossen Blut bleibt nicht un-

gerächt, denn es schreit zum Himmel! Wie jenen Unschuldigen, so wollen Sie auch mich zu einem Spion ohne Ursache machen, so wollen Sie auch mir das Leben nehmen. Einen neuen Mord werden Sie dann begehen und dafür rufe ich den Himmel an! Schon steht der Feind Ihnen im Auge und heute oder morgen kann die große entscheidende Schlacht geschlagen werden. Wie ein Rächer ist überall Napoleon mit seinen Legionen gekommen und hat Throne gestürzt und Reiche erobert, Altes vernichtet und Hochmuth nieder in das Nichts geworfen. Ist es nicht, als wenn er gesendet worden, um mit seiner Geißel über die Sünden der Menschen, über Tyrannei und Despotismus herzufallen, die an Völkern und an Einzelnen bislang ihr grausam Spiel getrieben? Auch Ihnen naht sich jetzt das Gericht! Auch Ihnen, die Sie jetzt ohne viel Unruh über Leben und Tod eines Menschen zu richten sich vermessen, wird die Schlacht kommen, in der die Gottesgeißel geschwungen, in der das Geschick Ihres Landes sich entscheiden und vielleicht über Sie selbst das Los geworfen wird. Dann wird das von Ihnen unschuldig vergossene Blut über Sie kommen und Gott wird an Ihnen rächen, was Sie verbrochen!“

Diese wunderbare Beredtsamkeit, welche dem Munde des jungen Handwerksburschen entströmte, hatte einen unwiderstehlichen Eindruck auf die Offiziere gemacht. Unruhig hatten sie erst auf ihren Sitzen sich hin und her bewegt, Zorn und Aerger in den Mienen; dann begann einer nach dem anderen gespannt aufzuhorchen; die Gesichter wurden bleich und finster; manch frommer Kriegsmann dabei fühlte sich mächtig von dem Racheruf ergriffen, den der vorher so

verachtete Bursch wie im Prophetenton erdröhnen ließ. Der Prinz selbst hatte das Haupt in die Hand gestützt und bleich und träumerisch zugehört. Was schon vorher ihm räthselhaft sein Gemüth bedrückt, durch diese furchtbaren Worte des schlichten Menschen schien ihm die Ursache davon klar geworden zu sein. Ein Todesahnen kam über ihn, ein geheimes Grauen, daß es in den nächsten Stunden wohl so kommen könne, wie in wachsender Erregung der Sinne der Angeklagte geschildert.

Minuten lang, nachdem Eberhard gesprochen und in Selbstversunkenheit nun vor sich hinstarrte, währte ein feierliches Schweigen im Zimmer. Regungslos saßen die Offiziere auf ihren Plätzen; der Auditor blickte wie erschreckt auf den Helden dieser unerwarteten, unbegreiflichen Scene; selbst die beiden Wachen Eberhards ließen nachdenklich ihre Köpfe mit Zopf und steif gewichstem Schnurrbart hangen, auf das Gewehr vor sich gestützt.

Endlich riß sich der Prinz aus seinem Brüten empor und damit kam Bewegung und Leben in den verzauberten Kreis zurück. Er befahl den Wachen, Eberhard hinaus zu führen, und als dies geschehen, musterte er die Gesichter der um ihn sitzenden Offiziere und sagte dann:

„Ein seltsamer Bursch; ich möchte seinen Tod nicht auf mein Gewissen nehmen."

Es war auch kein Einziger unter den Richtern, welcher im Widerspruch damit ein Schuldig sprach, und der Auditor interessirte sich jetzt so wenig dafür, daß er nicht ein Wort der Ueberredung versuchte.

Der Prinz ließ Eberhard wieder eintreten.

„Du bist frei," sagte er dann wohlwollend zu ihm. „Aus Deinen Worten haben wir die Ueberzeugung von Deiner Schuldlosigkeit gewonnen; aus den Briefen, die Du bei Dir trugst, habe ich geschlossen, daß Du ein wackerer Sohn und Mensch bist. Dein französischer Paß wird konfiszirt; Dein Wanderbuch und Deine Briefe gebe ich Dir zurück. Du kannst nun gehen."

Waren es diese theilnahmsvollen Worte des Prinzen, oder die wider Erwarten dennoch erfolgte Freisprechung — Eberhard fühlte sich überwältigt und stammelnd nur brachte er Worte des Dankes gegen den Prinzen hervor.

Als er darauf, ein freier Mann, wieder die Straße betrat, da war ihm, als sei die Welt anders wie sonst, als sei der Himmel, der sich über den lichten Oktobertag spannte, heller denn früher, als wären inzwischen alle Menschen bewegter und geschäftiger geworden. Wie berauscht athmete er tief auf, und seine trunkenen Augen blickten mit so naiver Neugier umher, wie die eines Kindes.

Es war in der That auch ein ungewöhnliches Treiben und Leben in den Straßen und immer auffälliger entfaltete es sich. Der Schrecken indessen war es, welcher diese Bewegung bewirkte, der Schrecken des Krieges. Die Franzosen hatten den Angriff auf die Vorposten unternommen. In wilder Jagd stürzten einzelne Reiter in die Stadt, um den Prinzen zu benachrichtigen; das Volk sammelte sich angstvoll an den Straßenecken; Truppen rückten auf, Kanonen fuhren ab, Signale tönten durch die Luft, Geschützdonner dröhnte dumpf aus der Ferne herein. Dann sah man Prinz Louis Ferdinand mit seinen Offizieren und Ad-

jutanten davon sprengen, dem Schlachtfelde zu. Eine Stunde, noch eine der bangen Erwartung, und es war, als wenn Weheruf die Lüfte erfülle. Reiter und Fußvolk kamen in wilder Flucht zurück, Verwundete brachte man auf immer sich folgenden Bauernwagen. Geschrei und Gestöhn, Flüche und Jammerrufe mischten sich im schrecklichen Gedränge durcheinander. Verloren war der Tag von Saalfeld, so schrie man es von Mund zu Mund, und Prinz Louis Ferdinand war gefallen unter den Säbelhieben des ihn verfolgenden Feindes.

6.

Vorüber war auch dieser Krieg von 1806, in welchem wie durch Wetterschlag der Staat Friedrichs des Großen niedergeworfen worden. Ganz Deutschland lag damit ohnmächtig zu den Füßen des französischen Eroberers. Alle Besseren waren gebeugt durch die Schmach, die über das Vaterland gekommen; überall war die Fröhlichkeit des Volkslebens erstorben, auch da, wo, wie in Württemberg, der letzte Unglücksschlag nicht direkt empfunden worden war.

Dorle, des Eckbauers Tochter, hatte noch einen besonderen Grund, ihr blondes Köpfchen schwermüthig hängen zu lassen und mit den blauen Augen nicht mehr wie sonst lustig und zuversichtlich in die Welt zu blicken. Sie mußte Krieg um ihr Herz führen, allein, und der Sieg war sehr zweifelhaft.

Eines Tages war ihr Vater gekommen und hatte ihr mitgetheilt, daß sie des Müllerssohnes Johann Clauß Weib werden solle. Der hatte in letzter Zeit viel und mit verliebten Augen nach ihr geschielt und war dann einmal beim

Eckbauer gewesen, um anzufragen, ob er dessen Mädel als seine Frau heimführen könne. Der Eckbauer war kein wohlhabender Mann, und der Müllerssohn hatte ein schönes Erbe zu erwarten. Es war also eine gute Parthie, die Dorle mit ihm machen konnte, und der Eckbauer dachte wie die meisten seines Gleichen, daß dies beim Verheirathen der Kinder die Hauptsache sei. Auch seine Frau war solcher Meinung, schon weil sie nimmer gewagt hätte, gegen ihren barschen, herrischen, wortkargen Mann einen Widerspruch zu führen. So war denn der Eckbauer zum Müller gegangen, der einen Büchsenschuß weg vom Dorfe am Bach sein Anwesen hatte, um zuvor mit diesem über den Fall zu verhandeln. Der Müller schien zwar nicht recht zufrieden zu sein, daß das arme Dorle seine Schwiegertochter werden sollte, doch erhob er ernstlich keinen Anstand, weil er das Mädel sonst gern hatte, wie er sagte, und seinem von ihm verwöhnten Sohn auch zu Wünschen sein mochte. Die Alten wurden denn einig mit einander über diesen Handel und darauf hin hatte der Eckbauer seinen Willen ohne viel Rederei dem einzigen Töchterlein kund gegeben.

So leicht ließ sich Dorle indessen nicht fangen. Es fuhr ihr zwar kein geringer Schreck in die Glieder, als ihr der Vater seinen Beschluß ankündigte, doch faßte sie sich schnell und beschloß eine regelrechte Vertheidigung gegen den unvermutheten Ueberfall.

„Ja," antwortete sie kecklich, „wie kommt nur der Müller-Clauß dazu?"

„Wird's Dir schon sagen," warf der Vater ein, welcher in dieser Frage nichts Auffälliges fand.

„Das mein' ich auch. Wüßte nicht, daß wir Beide schon davon gesprochen hätten."

„Wird nicht ausbleiben, das versteht sich."

„Und weiß auch nicht, Vater, ob wir dann einig werden."

„Dummheiten!" schalt er. „Die Sache ist schon abgemacht."

„Ohne mich? Ei, Vater, Du wirst doch Deine einzige Tochter nicht verhandeln? Das könnt' ja mein Unglück sein, und was hättest Du davon?"

Der Alte hielt diese Einwände für eitel Weibergeschwätz. Er kannte die Schalkhaftigkeit seines Dorle und sie behagte ihm auch gewöhnlich. Wenn sie sich jetzt darin gefallen wollte, den Müller-Clauß noch etwas zu necken, so machte er sich darüber keinen Kummer. Die Ehe war bei ihm beschlossen, folglich mußte Dorle damit einverstanden sein. Anders zu denken ging dem Eckbauer gar nicht in den Sinn.

Nun kam in der That auch Johann Clauß, um seine Werbung bei Dorle selber anzubringen, wie es sich gehörte. Das Mädchen hatte sich gut darauf vorbereitet und empfing ihn so liebenswürdig, daß der vierschrötige, plumpe und ziemlich einfältige Müllerssohn sich nicht wenig geschmeichelt dadurch fühlte. Er hatte eine aufrichtige Neigung für des Eckbauers Tochter, die unzweifelhaft auch das hübscheste und geweckteste Mädchen im Dorfe war. Versprochen war sie ihm von ihren Eltern schon in aller Form, aber so viel Ehrgeiz besaß er auch, daß er seine Liebe von ihr erwiedert wissen wollte. Er brachte denn seine Geständ-

nisse bei ihr so gut als möglich an, und weil Dorle jedesmal, wenn er inne hielt und sie fragte, ob sie ihn gern habe, schwieg, als sei sie stumm, so deutete er dies Schweigen nach seinen Wünschen und wurde immer vergnügter und zutraulicher. Nichts natürlicher und ehrbarer, als daß er zuletzt seiner Zukünftigen den Verlöbnißkuß geben wollte. Er legte seinen dicken Arm um die dralle Maid und spitzte begehrlich seine Lippen; da wand sie sich leicht und anmuthig von ihm und sagte das erste Wort zu ihm:

„Daraus wird nichts, Herr Clauß."

Er stand wie versteinert vor ihr, die Lippen noch immer gespitzt.

„Warum denn nicht?" fragte er dann. „Hast mich doch gern, Dorle?"

„Ihr müßt hübsch warten lernen; Ihr seid mir noch zu fremd und ich will mir erst in Ruh' überlegen, was Ihr mir da Alles gesagt."

Und damit eilte sie aus dem Zimmer, ohne ihn noch einmal anzuschauen. Er fand diese Manier, wie seine Werbung aufgenommen wurde, zwar sehr merkwürdig, aber er war verliebter als je in das Mädchen und dachte sich so wenig Arges von ihr, daß er beim Abschied vom Eckbauer und dessen Frau that, als sei Alles in schönster Ordnung und als habe er sich nicht im geringsten über seine Verlobte zu beklagen.

Dies Spiel der Täuschung trieb Dorle mit viel List ein paar Wochen und machte dadurch den Müllerssohn zuletzt höchst unglücklich. Er kam zu ihr, um ihr immer von Neuem das ersehnte Geständniß ihrer

Liebe abzufordern, und jedesmal muthete ihm Dorle wieder Geduld zu.

Endlich riß diese jedoch dem Werber, der merkte, daß er fort und fort gefoppt wurde, und er beschwerte sich darüber beim Eckbauer. Dieser tröstete ihn damit, daß die Schelmerei seiner Tochter nichts zu bedeuten habe; doch nahm er sie darauf scharf in's Verhör und befahl ihr, sich einer Verlobten würdiger gegen Johann Clauß zu benehmen.

„Ach, Vater," sagte sie nun, „ich meine doch, er kann nicht der rechte Mann für mich sein."

„Was?" fuhr der Alte rauh auf. „Warum denn nicht?"

„Er ist so dumm."

„Du Gans hältst Dich wohl für sehr gescheidt?"

„Ei, Vater, für ein wenig schon."

„Merk's nicht," sagte der Eckbauer, „sonst würdest nicht so langes Gezier machen, wo solch' gute Parthie auf dem Spiele steht. Was kann eine Dirn' wie Du Gescheidteres thun, als einen Mann heirathen, bei dem sie gut versorgt ist?"

„Und dann — er hat rothe Haare, die ich nicht leiden mag," fuhr Dorle, ohne auf ihren Vater zu hören, in ihren Einwänden fort.

„Rothe Haare ist doch keine Schand'?"

„Und so täppisch ist er, so plump, Vater; ich kann mich gar nicht hineindenken, daß ich mit solchem Mann zufrieden beisammen leben könnte."

Unwillig ging der Alte fort; aber an der Thüre herrschte er sie noch strenger wie sonst an:

„Mach' ein End', ich sag's Dir, sonst schlägt ein Donnerwetter drein, daß Dir Hören und Sehen vergehen soll!"

Nun, dachte darauf Dorle in ungebrochenem Muth, wenn ihr Hören und Sehen vergehen solle, um zu heirathen, so brauche sie erst recht keine Lust dazu zu haben. Darüber ließ sie den hartnäckigen Werber auch nicht länger in Ungewißheit. Als er wieder kam, um zu hören, welchen Erfolg die Klage beim Eckbauer gehabt, stellte sie sich keck vor ihn hin und sagte:

„Meinet Ihr, Müller-Clauß, daß Ihr zum Ziel kommt, wenn Ihr meinen Vater zornig gegen mich macht? Mit solchem Witz habt Ihr's nun erst gar bei mir verloren, daß Ihr's wißt: ich mag Euch nicht und heirathe Euch nicht, und geht Ihr deshalb nur Euren Weg wie ich den meinen. Ich mein', jetzt wären wir fertig mit einander und hätten uns für immer ausgesprochen."

Solche Kränkung wollte Clauß indessen nicht verwinden. Seine Liebe zu dem widerspenstigen Mädchen wurde Grimm und er setzte nun, um es zu demüthigen, seinen Eigensinn darauf, daß es sein Weib werde. Er hatte den Eckbauer nur zu sehr auf seiner Seite und es gab nun um diese leidige Geschichte auch fast Tag um Tag Donnerwetter im Hause, so daß dem armen Dorle wirklich manchmal Hören und Sehen verging. Immer erbitterter wurde der Vater gegen sie und es fehlte ihr zuweilen an Kraft und Zuversicht, den Widerstand fortzusetzen. Ein Elend kam über sie; keine Stunde war sie mehr ihres Lebens froh, die rothen Wangen verschwanden, die hellen Augen wurden trüb vom Weinen, und kein Ende vom Leid war abzusehen. Denn wie

sie unerschütterlich auf ihrem Entschlusse beharrte, und ging's nicht mehr mit Bitten und Worten, so durch Schweigen und Dulden sich wehrte, so wurde ihr Vater nicht minder hartnäckig und ersann mit dem Müller und dessen Sohn immer neue Pläne, um den Widerstand seiner Tochter zu brechen. Schon hatte er damit gedroht, daß er sie aus dem Hause stoßen werde, wenn sie nicht seinen Willen thue, und er war der Mann, der Wort hielt, auch wenn sein eigener Schaden daraus erwuchs.

Wohl hatte sich Dorle Eberhards Mutter völlig anvertraut und in der gutherzigen Frau die einzige Trösterin gefunden. Aber helfen konnte ihr dieselbe nicht, und Rath wußte sie auch keinen. Sie hätte es freilich gern gesehen, wenn ihr Eberhard einst das brave Mädchen, welches ihm so reine, innige Liebe erwiederte, zur Frau erhielte, und mütterlich war der Antheil, den sie an diesem Verhältniß von Anfang an, daß sie davon erfahren, genommen. Aber wenn sie nun das Unglück erwog, welches deswegen über Dorle gekommen, so schien es ihr doch, als dürfe sie dasselbe nicht mehren, indem sie das Mädchen im Widerstande bestärke. Sie zog vor, zu schweigen und Dorle zu überlassen, was sie thun wolle.

Noch hatte diese an Eberhard nichts davon berichtet, womit sie bedrängt wurde. Der Geliebte, welcher ihr von seinen überstandenen Gefahren getreulich geschrieben und seitdem in Sachsen in guter Arbeit stand, sollte in der Ferne nicht beunruhigt werden. Auch wollte Dorle die Hoffnung nicht sinken lassen, daß sie mit eigener Kraft siegreich aus dem Kampfe gegen den verhaßten Werber

hervorgehen werde. Es war ja Zeit genug, wenn sie dann Eberhard Mittheilung machte. Indessen änderte sich ihr Sinn, als es doch gar zu heftig auf sie einstürmte und sie unter dem Kummer, der an ihr nagte, sich so völlig verlassen fühlte. In ihrer Herzensnoth setzte sie sich in einer Nacht hin und schrieb an Eberhard Alles, was sie bedrückte, frank und frei, wie sie es gewohnt war. Nachdem sie ihm den Hergang umständlich erzählt, die Werbung von Clauß, die Bedrohung durch ihren Vater, die Festigkeit, mit welcher sie seither dagegen sich vertheidigt, fuhr sie in ihrem Briefe also fort:

„Ich will zwar nicht sagen, daß ich matt werden könnte in diesem Kampf und mich unterwerfen, um das unglückliche Loos auf mich zu nehmen, welches mein Vater mir in ungerechter Hartsinnigkeit bereiten möchte. Aber ein End' muß doch die Geschichte nehmen, so oder so. Nun habe ich nachgesonnen, wohl manche Nacht auf meinem Lager, wie ich mir helfen könnte und auch Dir. Denn ich weiß, daß Du mir treu bist und sein willst wie ich Dir, für's Leben, und ehe ich's nicht von Dir höre, daß es damit vorüber sein soll oder muß, lasse ich nicht von dieser Zuversicht. Was können sie mir anthun, wenn ich nimmer Ja sage, schleppen sie mich selbst vor den Altar in die Kirche? Und ich sage dies Ja nicht, wie man es auch anstelle, und werde deshalb auch keines Anderen Weib, am wenigsten das des Müller-Clauß. Bist Du damit einverstanden und willst noch immer mich zu Deinem Weibe, so meine ich, wär's nun am besten, die Leute sollten es erfahren, wie wir längst uns einander verlobt. Dann werde

ich Ruh' haben, auch vor meinem Vater, selbst wenn er nicht die Heirath mit Dir billigen sollte. Wüßte freilich nicht, warum er ernstlich etwas gegen Dich haben könnte; doch gleichviel, er mag wissen, daß ich Dir mein Herz geschenkt und es also kein Anderer mehr kriegt. Brauchst auch nicht zu denken, daß ich jetzt gleich Hochzeit von Dir begehre. Das stelle ich ganz in Deinen Willen und thue Du nur, wie es möglich sein kann. Aber derowegen können wir doch uns öffentlich zu einander bekennen, schon jetzt; denn Du bist ja ein erprobter Geselle, der wohl als Freier in Ehren auftreten kann, und ich werde nun auch bald zwanzig Jahre, wo es die Leute nicht wundert, daß man einen Schatz hat. Schreibe mir also, ob es so geschehen kann und soll, und schreibe dann artig an meinen Vater, um mich als Deine Braut zu erklären. Werde dann natürlich selber ihm reinen Wein einschenken und kein Hehl mehr daraus machen, wie's sich so gemacht und wie ich treu zu Dir stehen bleiben will. Einmal müßte es ja doch geschehen, und nun die Noth drängt, weiß ich nichts Besseres, um ihr zu entrinnen. Entscheide Du, dem allweg mein ganzes Vertrauen zu eigen ist."

7.

Als Eberhard diesen Brief gelesen hatte, bedurfte es nicht langen Nachsinnens, welchen Entschluß er fassen solle. Ein stilles Jauchzen erfüllte seine Seele, daß er mit diesem Briefe ein neues Zeugniß von der unerschütterlichen Liebe und dem Vertrauen seines Dorle zu ihm erhalten, und nicht minder, daß nun das Geheimniß ihrer beiden Herzen aller

Welt offenbar werden solle. Denn wie Dorle gehandelt zu haben wünschte, so hielt er es ohne Bedenken für recht. Noch mehr aber, als sie wünschte, wollte er thun, indem er flugs nach seinem Heimathdorfe aufbreche und persönlich als der Freier und Beschützer des bedrängten Mädchens erscheine. Kostete es dann noch beim Eckbauer Kampf um die Geliebte, so hielt er es für das beste, ihn Aug in Auge und Mann gegen Mann furchtlos zu führen. Ueberdem war er nun schon im dritten Jahre auf der Wanderschaft und konnte wohl in zünftiger Ehre nach Hause kommen. Seine Erfahrungen und die Kenntnisse, die er sich in seinem Beruf erworben, erfüllten ihn mit Selbstvertrauen und berechtigten Hoffnungen für die Zukunft. Er konnte vor Jedermann hintreten und seine Geltung beanspruchen. Eine stattliche Summe hatte er sich von dem Lohn seiner Arbeit erspart, so daß er zurückkehrte mit ansehnlichen Mitteln, bedeutend genug, um sich um das Meisterthum bewerben und selbstständig Arbeit unternehmen zu können. Es lag ihm auch am Herzen, mit diesen Ersparnissen, wenn es sein mußte, seine Militärangelegenheiten zu regeln, wie er es sich vorgenommen hatte, und mächtiger außerdem war durch den Wink Dorle's die Sehnsucht nach ihr und nach der Mutter entbrannt. War es ihm dann, wie er nicht zweifelte, gelungen, alle diese schwebenden Verhältnisse glücklich zu festigen, so blieb es ihm ja immerhin unbenommen, nochmals eine Zeit lang auf Wanderschaft zu gehen, ehe er seinen Hausstand gründete.

Dem Briefe, welcher diese Antwort an seine Mutter und an Dorle brachte, folgte er auf dem kürzesten Wege und

ohne mehr als nöthigen Aufenthalt nach. Rüstig marschirte er von Stadt zu Stadt, benutzte auch mit guter Gelegenheit wohl die Post oder ländliches Fuhrwerk, so daß er noch früher als zu erwarten in seinem Dorfe ankam. Ueberglücklich schloß ihn die Mutter in ihre Arme und konnte sich nicht satt sehen an dem stattlich entwickelten Sohn. Dann sorgte sie dafür, daß Dorle von der Ankunft desselben Nachricht erhielt. Sie kam auch ohne Säumen zu Frau Held und in der Wonne des ersten Wiedersehens versanken alle Sorgen, welche die Liebenden erfüllten.

Aber dann ging's an's Berichten und Berathen. Was Dorle zu erleiden hatte, konnte Eberhard ihr nur zu deutlich vom Gesicht ablesen. Das Mädchen war abgemagert, das Antlitz wie welk, alle frühere heitere Lieblichkeit wie von einem Trauerflor bedeckt. Es leuchteten zwar, nun sie Hand in Hand mit dem blühenden jungen Mann auf der Ofenbank saß, ihre Augen wieder auf und ihre Wangen erglühten unter seinen Küssen; doch gar wehmüthig sah sie aus, als sie zu lächeln versuchte und zu Eberhard sagte:

„Findest mich gewiß recht verändert und nicht mehr so hübsch, wie früher?"

„O Dorle," erwiederte er aber darauf, indem er sie innig an seine Brust drückte, „was thut das? Du bleibst mein, und ich liebe Dich mehr als je, da Du ja um meinetwillen so viel hast leiden müssen. Nun wird's aufhören; ich gehe morgen zu Deinem Vater und habe keine Scheu; ich werde Dich aus all Deiner Noth befreien wie ein Ritter, und Du wirst meine Braut vor allen Leuten werden, das ist gewiß, denn es könnte Niemand unser Beider Willen ändern. Dann

wirst Du wieder aufblühen, weil Du glücklich sein wirst, und alle Kümmerniß wird vergessen sein!"

Wirklich machte Eberhard am anderen Vormittag seinen Gang zum Eckbauer. Das Herz klopfte ihm heftig, als er in das Häuschen trat, wo nun in den nächsten Minuten schon eine so wichtige Entscheidung fallen sollte. Der Eckbauer ahnte nicht das Geringste. Er war erstaunt, als er in dem Eintretenden Eberhard Held erkannte und weswegen derselbe zu ihm gekommen sein könnte; doch zeigte er sich nicht unfreundlich und hörte sogar mit einer gewissen Theilnahme zu, als ihm derselbe von seinen gemachten Reisen und Erlebnissen erzählte. Wohl bedacht hatte Eberhard, was und wie er mit dem Eckbauer sprechen wollte. Er wollte ihn erst für sich interessiren, ein günstiges Urtheil über sich erwecken, ehe er mit seinem Herzensgeständniß hervorkäme. Und sichtlich gelang ihm auch der erste Theil seines Vorhabens. Der Alte hörte gern von den Franzosen plaudern, von Paris und von Napoleon, den Eberhard oftmals dort gesehen; dann mit lebhafterer Theilnahme von dem gefährlichen Erlebniß des Handwerksburschen unmittelbar vor der Schlacht von Saalfeld und Jena. Er nickte beifällig, als ihm dieser schilderte, wie er an stattlichen Bauten gearbeitet und sich gebildet, wie er viel Geld verdient und sich ein paar Hundert blanke Gulden erspart. Warum ihm dies Eberhard Alles mittheilte, bedachte er nicht mehr weiter; er nahm an, daß der junge Gesell, der nun zurückgekommen von seinen Fahrten, aus Artigkeit sich ihm, wie auch den anderen Bauern im Dorfe, wieder vorstellen wolle.

Ermuthigt durch diesen Eindruck, den er hervorbrachte,

ging Eberhard darnach auf seine Aussichten und Pläne über, auf seine Absicht, sich demnächst einen eigenen Hausstand in der Stadt zu errichten und ein Mädchen zu freien. Der Alte nickte noch immer wie beistimmend dazu. Als jedoch Eberhard in schneller Wendung nun sagte, daß er an Dorle dabei gedacht und sie von deren Eltern sich zur Frau erbitten würde, schüttelte der Eckbauer seinen grauen Kopf und fiel nüchtern in die Rede:

„Schlag' Dir das aus dem Sinn, Held; Du kommst zu spät mit der Bitte. Meine Tochter habe ich dem Müller-Clauß bereits versprochen und dabei bleibt's."

„Ist denn Eure Tochter damit einverstanden?" fragte Eberhard darauf, gewärtig, nun in den Kampf mit dem hartsinnigen Mann einzutreten.

„Darauf kommt's nicht mehr an," erwiederte der Eckbauer noch ohne Groll. „Meine Tochter muß gehorchen und ich zwing's."

Eberhard machte den Versuch, dem Alten zu Herzen zu reden und von seinem Vorsatz abzubringen. Er erregte damit, wie er wohl gefürchtet hatte, nur das Mißtrauen desselben und den verhaltenen Zorn über Dorle.

„Was weißt denn Du davon, daß sie so widerspenstig ist?" fragte er mit finsterem Blick. „Sollte man nicht denken, Du habest meine Tochter in die Beichte genommen, oder Du seiest schon mit ihr übereins gekommen?"

„Ja, Eckbauer," erklärte der junge Mann jetzt rückhaltlos. „Ihr mögt's erfahren, daß dem so ist, weil's ja keine Sünde. Schon ehe ich wandern ging, hatten wir uns lieb, Euer Dorle und ich, und wir sind uns über die Zeit treu ge-

blieben und haben einander gelobt, uns für's Leben als Eheleute anzugehören. Deshalb nimmt Eure Tochter weder den Müller=Clauß noch einen Anderen zum Mann, und deshalb bitte ich Euch um ihre Hand. Warum könntet Ihr mir dieselbe verweigern?"

Einige Augenblicke war der Alte über diese Mittheilung vor Staunen sprachlos; dann brach der Sturm um so furchtbarer los.

„Das also!" stieß er in Wuth hervor und schlug dabei mit der Faust auf den Tisch. „Das also! Daher kommt's? Heimliche Liebschaft! Aber ich will's ihr austreiben! Und Du, Gesell, steck die Geschichte auf, ich sag's Dir. Ich hätte Dir das Mädel gegönnt, wenn's noch zu haben gewesen — nun nicht, nun nicht, weil Du mit ihm hehlings hinter meinem Rücken Liebschaft getrieben."

Mit dem Eckbauer war in seiner jetzigen Wuth nicht weiter zu verhandeln. Eberhard hatte sich auf eine solche Scene vorbereitet und glaubte am klügsten zu handeln, wenn er fortginge.

„Ihr seid böse darüber," sagte er noch in bescheidenem, sanftem Tone zu dem Scheltenden, „aber mit Unrecht. Wenn Ihr beruhigter sein werdet, wird sich gewiß Eure Meinung ändern. Das kann nicht Euer Wille sein, Unglück anstatt Glück durch die Verheirathung Eurer Tochter über sie und über Euer eigen Haus zu bringen. Gewiß, Eckbauer, Ihr ändert Euren starren Sinn und werdet als ein guter Vater handeln. Ich denke nicht, daß Ihr mir feind sein dürft, weil ich Eure Tochter glücklich machen will. Ueberlegt's nur und laßt mich wiederkommen."

„Geh!“ rief der Alte hinter Eberhard her, der grüßend und schnell das Zimmer verließ; aber es klang nicht so zornig und fest, wie in den Worten vorher. Der milde Ton und die bittende Mahnung des jungen Gesellen hatten doch Eindruck auf ihn gemacht; auch mochte er, nun sich für Dorle ein so schmucker Freier gefunden, im Stillen ärgerlich über seine Hartnäckigkeit geworden sein, mit welcher er die Dinge so arg verfahren hatte. Ein Weile brütete er vor sich hin; dann ging er finster sinnend nach der Mühle hinunter. Er wollte mit dem Clauß reden und versuchen, ob derselbe nicht zuerst ablassen möchte von dem Heirathsplan.

Clauß merkte des Eckbauers Absicht wohl und begriff, daß ihm in Eberhard Held ein Gegner erstanden, dem er nicht gewachsen war. Er mußte befürchten, daß derselbe auch selbst den Eckbauer umstimme. Schweigend hörte er dessen Reden mit an, wie er klagte, daß doch am Ende Dorle's Eigensinn nicht zu brechen sei, und wie er zu verstehen gab, daß er den Antrag Eberhards unter solchen Umständen annehmen möchte, um wieder Friede im Hause zu haben.

„Werd's mir überschlafen!“ sagte darnach, als der Alte wieder ging, der Müllerssohn und lächelte hämisch dabei. Er wußte warum. Unter der Rede des Eckbauers war ihm eingefallen, was ja kein Geheimniß geblieben, daß Eberhard Held sich seither dem Militärdienst entzogen hatte. In dem erwachten Haß auf den unvermutheten Nebenbuhler war in ihm der Gedanke gereift, sich durch Denunciation des zurückgekehrten Dienstpflichtigen seiner auf die einfachste Art zu

entledigen. Zwei Stunden später war er in Waiblingen und hatte den Schurkenstreich gethan.

Nichts vermochte unter König Friedrich von Württemberg den Eifer seiner Beamten mehr zu reizen, als einen entwischten Soldaten wieder einzufangen. Unerbittlich wurde streng Gericht über einen solchen gehalten, wobei es nicht auf Recht, sondern auf jenes Schrecken mit dem Despotismus ankam, der den König in seinem Volke so überaus gefürchtet machte. Nirgends war noch Unterthänigkeit so sehr Sklaverei, wie in dem neuen Königreich Württemberg. Der König ließ Leute, die ihm gefielen oder mißfielen, auf der offenen Straße greifen und unter die Soldaten stecken. Härte und Willkürlichkeit hatten ein System von Verfolgung ersonnen, um an den Bürgern jede Anwandlung von Widerspruch oder Selbstgefühl zu rächen. Ein Haufen von Angebern umgarnte, was die geheime Polizei nicht einzuschließen vermochte. Strafurtheile wurden nur noch Diktate der absoluten Gewalt; das Recht, sich diesem Sklaventhum durch Auswanderung zu entziehen, war aufgehoben; der königliche Jagdunfug hielt die Bauern in unwürdigstem Frohndienst. Sie mußten, wenn die Schergen riefen, zu Tausenden auf viele Meilen und Tagereisen das Wild ihrem Herrn zusammentreiben, und während das Amt oft durch zehnfach gesteigerte Abgaben das Geld für diese Wirthschaft aufzubringen hatte, blieben wegen des angerichteten Wildschadens tausende von Morgen besteuerten Ackerfeldes unbebaut liegen.

Nichts Auffälliges daher, daß auf die Denunciation hin die Polizeidiener von Waiblingen noch in der Nacht Eberhard überfielen und in's Gefängniß schleppten. Ohne viel

Umstände und Zeitverlust machte man ihm den Prozeß. Hatte Eberhard auch in diesem Fall furchtlos der Entscheidung, wie einst beim preußischen Kriegsgericht, entgegengesehen, so wurde er grausam in seinen Hoffnungen getäuscht. Alle seine guten Rechtfertigungsgründe waren ohne Wirkung; alle seine Versuche, die Richter milde zu stimmen, blieben vergeblich. Es wäre ja ein übel Beispiel gewesen, einen Kantonspflichtigen, der nicht dem Befehl zur Dienstleistung ohne Weiteres gehorcht, unbestraft zu lassen. So lautete denn das Urtheil über Eberhard ohne Besinnen auf sechs Jahre Festung im Dienst der Sträflingskompagnie.

Als man den Verurtheilten aus dem Gerichtshause hinaus über die Straße wieder nach dem Gefängniß führte, stürzten seine Mutter und Dorle auf ihn zu und umarmten ihn jammernd unter Schluchzen und Thränen. Sie waren selbander nach Waiblingen gekommen, um hier den Ausgang des Prozesses abzuwarten. Mehr als Eberhard hatte sie dessen Verurtheilung vernichtet, welche ihnen schon vor seiner Abführung bekannt geworden war.

„Tröstet euch!" rief ihnen Eberhard jetzt zu. „Ich muß das Kreuz wohl tragen, das man mir auferlegt. Du aber, mein liebes Dorle, laß nun alle Hoffnung auf mich fahren. Ich muß Dich verlieren, es kann nicht anders sein. Sechs Jahr lang bin ich der Menschheit entrissen und damit ist mir die Zukunft in Dunkel gehüllt. In meinem Herzen sollst Du als Trostbild mir bleiben in dieser Zeit der schweren Prüfung; aber Dein Wort gebe ich Dir zurück und kann nun nimmermehr Dein werden."

„Doch, doch!" entgegnete sie mit Festigkeit, hielt ihre

Thränen zurück und blickte ihn ermuthigend an. „Ich bleibe Dein, wie ich Dir geschworen, und warte auf Dich, bis Du mir wiedergegeben wirst. Mußt ja um mich dies Leid erdulden, bist ja um meinetwillen hieher gekommen! Nein," setzte sie noch hastig und lauter hinzu, als die Polizeidiener sie jetzt von dem Gefangenen zurückstießen; „verzage nicht, gib mich nicht auf — ich bleibe Dir treu und will geduldiglich ausharren mit Dir!"

Eberhard lächelte ihr dankbar und wehmüthig zu, wie ihn schon die Wachen weiterführten. Er sagte nichts mehr zum letzten Abschied.

Dorle jedoch fühlte nach diesem Unglücksschlage ihre Energie wieder neu erstarkt. Sie hatte ihren Entschluß gefaßt. Als sie in's Elternhaus zurückgekehrt war von diesem schweren Gange, trat sie muthvoll vor ihren Vater und sagte herb und bestimmt zu ihm:

„Nun es so gekommen, Vater, will ich fortgehen und bei anderen Leuten als Dienstmagd mein Brod verdienen. Wirst auch wohl nichts dagegen haben und mich nicht mehr an den Müller-Clauß verzwingen wollen. Ich könnt's mit meinem Herzeleid nicht im Dorf hier aushalten und werde Zerstreuung finden, wenn ich bei Anderen schaffen muß, sechs Jahr und sei's noch länger. Denn daß Du es weißt: ich bleibe des Eberhard Braut, wenn sie ihn nun auch zum Galiotten gemacht haben, und gedenke auch noch sein ehrlich Weib zu werden."

Dem Eckbauer fehlte Wort und Lust darauf zu einem Widerspruch; er hatte Scheu, seine Tochter noch einmal zu kränken.

8.

Als ein einsamer Kegel ragt aus der weiten Ebene bei Ludwigsburg der Asperg empor. Mit seinen abgeplatteten, schräg niederfallenden Wänden gleicht er einer mächtigen Schanze, gekrönt von einem Fort. Eine alte Veste des Landes, war sie schon seit einem Jahrhundert mehr als Staatsgefängniß berüchtigt, denn an kriegerischen Erinnerungen merkenswerth.

Ein schmaler Weg führt durch Weinberge auf den Berg hinauf und längs eines Theiles seines oberen Randes an das alte Thorgewölbe. Das Seufzergäßle nennt man ihn noch heute im Volksmunde, weil auf ihm so manches Opfer der Fürstenwillkür und des Unglücks die letzten Schritte aus der Freiheit in den Kerker machte.

Hinter dem von der Wache besetzten Thor breitet sich ein weiter viereckiger Hof aus, welcher die ganze Platte des Bergkegels umfaßt. Von drei Seiten umgeben ihn niedrige, nüchterne Gebäude, in denen sich theils die Kasernen, theils die Gefängnisse befinden; die vierte Seite besteht aus einem Wall, von dessen Höhe aus sich ein herrlicher Blick in's Land öffnet, auf Wiesen und Felder, Weingärten, Wald und Bergzüge, auf Schlösser, Dörfer und Städte.

Hier, in dieser einsamen, hochgelegenen Festung war es, wohin Eberhard Held gebracht worden. In buntscheckiger Sträflingskleidung, die klirrende Kette an den Füßen, mußte er Tag um Tag die Arbeiten verrichten, zu denen die Galiotten benutzt wurden, sei es innerhalb der Festung, sei es außerhalb derselben bei Herstellung oder Aufbesserung der Landstraßen.

In seinem Unglück erzählten ihm hier oben die Steine von den Seufzern, die an ihnen schon wiederhallten, und begegnete seinen Augen ringsum nur immer Jammer und Entwürdigung der Menschen, welche die Grausamkeit von ihresgleichen über sie verhängt hatte.

In der einen Ecke am Wall sah er den dicken, grauen Thurm, in dem sich als ein überirdischer, von fahlem Licht-schimmer kaum erhellter Keller jener Kerker befand, in welchem einst der Dichter Schubart aus bloßer Despoten-laune des Herzogs Karl ohne Urtel und Recht schmachten mußte. Berüchtigt war seitdem dieser Thurm und mit geheimem Schaudern ließ Jeder, der an ihm vorüber mußte, immer wieder seine Blicke auf ihm ruhen. Längst war Schubart dem Hohenasperg und auch dem irdischen Dasein entronnen; aber seine zehnjährige Leidensgeschichte war noch in lebendiger Erinnerung des Volkes und auf der Veste zumal sprach man von dem finsteren Schubartloch, als sei dessen erster und berühmtester Gefangener erst kürzlich demselben entzogen worden.

Eine besondere Theilnahme empfand Eberhard für einen Unglücklichen, der schon sieben Jahre hier in strenger und peinvoller Haft gehalten wurde. Es war der alte, silberhaarige Oberst v. Wolf, welcher im Jahre 1800 die Veste Hohentwiel an die Franzosen übergeben hatte und deshalb zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt worden war. Wie manchmal sah ihn Eberhard, war er auf dem Hof beschäftigt, an dem vergitterten Fenster seines Zimmers stehen, sinnend, weinend, ein Bild trostloser Verzweiflung. Der König kam häufig auf den Asperg und bei einer solchen Gelegenheit

hatte Wolf es einmal gewagt, aus seinem Fenster zu rufen: „Gnade! Gnade!“ Wüthend hatte darauf der Monarch nach dem Fenster hinaufgedroht und geschrieen: „Noch zehn Jahr, noch zehn Jahr mehr!“

Friedrich kannte keine Gnade. Der Greis, welcher allen Hoffnungen entsagen mußte, unternahm nun einen Fluchtversuch. An seinem Betttuch ließ er sich glücklich in den Hof hinunter; aber in dem Augenblick, da er die Grabenmauer übersteigen wollte, packte ihn der Bediente des Platzhauptmannes. Nur eine Begünstigung war ihm gewährt worden: alljährlich zum Christfest durfte ihn seine Tochter besuchen und einige Tage den Sonnenschein der Freude in das düstere Dasein des Greises werfen. Schon zweimal hatte Eberhard des Obersten Tochter, die von ihrer Magd begleitet war, über die Weihnachtszeit auf dem Asperg gesehen, und dann war es ihm weh um's Herz geworden, weil er mit schmerzlicher Sehnsucht an Dorle dachte, von welcher er nichts mehr gehört und gesehen. Jeder Verkehr mit der Außenwelt war ja auf's Strengste verboten, und selbst Briefe zu erhalten oder zu schreiben gehörte zu Begünstigungen, die ein Galiot kaum ausnahmsweise erhielt.

Wieder einmal kam der König von Ludwigsburg auf Besuch nach dem Hohenasperg, seine Läufer voran, wie um alles Menschliche aus seiner Nähe zu scheuchen, er selbst als eine gewaltig dicke Figur auf prächtigem Roß, und ihm zur Seite der Gewaltige der damaligen Welt, der Kaiser Napoleon. Nach dem siegreichen Krieg von 1809 gegen Oesterreich stand er jetzt auf dem Gipfel seiner Macht. Die Kanonen auf dem Wall donnerten ihm den Gruß entgegen,

als er durch das Thor hereinritt. Der königliche Führer, welcher in seiner Art einem Napoleon zu imponiren wußte, zeigte diesem das Innere der Veste und lachte dazu, als der Kaiser geringschätzig meinte, sie sei nur noch zu einem Gefängniß gut. Dazu hatte sie ja Friedrich auch reichlich seither schon verwerthet. Der Asperg war ihm ein geläufiges Wort in seiner despotischen Kabinetsjustiz. Jetzt zeigte er Napoleon seine Gefangenen hier oben, wie man in Gehegen auf besondere Exemplare von Wild aufmerksam macht. Es gab unter Anderen eine Anzahl Bauern auf der Veste, welche als Separatisten gefangen gesetzt waren, Sektirer jener Art, die in Napoleon den wiedererschienenen Messias verehrten. Sie nannten sich seine Unterthanen und sagten sich von der Regierung des Landes los, verweigerten Abgaben und Steuern und wollten von weltlicher wie von geistlicher Obrigkeit nichts mehr wissen. Der König von Württemberg verstand aber solche Späße schlecht. Er ließ die Männer auf den Asperg bringen, ihre Weiber in's Zuchthaus, die Kinder in die Waisenstifte. Wie er nun seinem französischen Protektor davon erzählte und ihm diese Schwärmer zeigte, rief derselbe unmuthig aus: „Lassen Sie die Kerle aufhängen!“

Dies ersparte sich der König freilich, weil ihrer doch genug halb oder ganz zu Tode gequält wurden. Man brannte z. B. Einen auf die bloßen Schenkel mit glühenden Eisen; einen Anderen warf man in das ungeheizte Schubartloch, und als man ihn nach vierundzwanzig Stunden hervorholte, um ihn weiter zu foltern, waren ihm Hände und Füße so erfroren, daß man sie abnehmen mußte, und der Arme ver-

starb darauf. Zwar erhielten die Schuldigen dafür Festungs-Arrest; doch hatten sie wohl nicht ohne guten Gründe zu ihrer Entschuldigung angeführt, „daß sie es gut gemeint hätten." Hatten die Offiziere oben auf Hohenasperg Langeweile, so vertrieben sie sich eben dieselbe damit, die Sektirer durch allerhand Grausamkeiten bekehren zu wollen.

Wie oft beklagte Eberhard das Loos mancher dieser Leidensgenossen mehr als das seinige, obwohl doch auch er ein Opfer der Willkür war! Fremdes Leid zu schauen macht mehr Schmerz, als das eigene zu tragen, dem man Hoffnung und Ergebung, Muth und Trost entgegenzustellen vermag. Bald war die Hälfte seiner Strafzeit verflossen und schon sah er wieder die Sonne aufleuchten am Ende der Nacht. Pries er doch als eine glückliche Stunde, als einen glücklichen Tag, wenn er zuweilen den schweren Karren nach dem Wall schieben mußte und dann von dort aus Minuten lang träumerisch in's freie, schöne Land hinaus schauen konnte. Seine Augen schweiften dahin, wo die Einzigen waren, um derenwillen er das Leben liebte. Was mochte seine arme Mutter, was das schwer geprüfte Dorle machen? O nur einmal Nachricht von ihnen — mehr wünschte er sich inmitten seiner Trübsal nicht.

Es kam wieder die Weihnachtszeit und mit ihr eine schmerzlichere Sehnsucht des Galiotten nach seinem geliebten Mädchen. An den Festtagen ließ man die Strafsoldaten, welche sich zur Zufriedenheit ihrer Aufseher benommen hatten, den Tag über nach ihrem Belieben im Innern der Veste umhergehen. Da zog es unwillkürlich Eberhard wieder an das Fenster des Gefängnisses, in welchem Oberst

v. Wolf lebte, um den Alten mit freudigem Gesicht über den Besuch seiner Tochter zu sehen. Wie hier ein Herzenszug in die Eintönigkeit des menschlichen Elends hineinspielte, das mochte es sein, was Eberhard mit so innigem Antheil erfüllte. Was überall im Leben draußen Alltägliches und natürlichste Beziehung war: der Besuch einer Tochter bei ihrem greisen Vater — hier trat es als etwas Außerordentliches entgegen, als eine Gnade, die einen lebendig Begrabenen auf Stunden der Welt und dem Menschenrecht zurückgab. Fast erschien dem jungen Galiotten dieser unglückliche Greis beneidenswerth, weil ihm doch noch solche Freudenblitze die Düsterheit seines Daseins erhellten — in der seinigen schmachtete er noch Jahre lang wohl vergeblich danach.

Er sah in der That den Alten am Fenster und bei ihm seine Tochter; ein paarmal erquickte er sich im Auf- und Abgehen daran und an dem Gedanken, wie diese Beiden sich jetzt eifrig die Herzensrechnung eines ganzen Jahres legten. Dann stieg er auf den Wall, warf sich auf einem Vorsprung nieder und blickte bedrückt und traurig hinaus in die Landschaft, die trotz der feuchten, trüben Witterung den fesselnden Reiz als Bild der Freiheit auf ihn übte. Verloren in Träumerei, schreckte er plötzlich zusammen, als zwei Hände von hinten seine Stirn umfaßten und sein Haupt sanft niederzogen. Aber der Schreck verwandelte sich in Freudentaumel; einen Kuß fühlte er auf seine Lippen drücken und seine Augen sahen über sich gebeugt das lächelnde, vor Glückseligkeit strahlende Antlitz Dorle's. Ein leiser Schrei, halb Wonne, halb Angst, entfuhr ihm.

„Du hier?“ rief er.

„Ich hab's gewagt, Eberhard,“ antwortete sie, „und schon bin ich reich belohnt; denn meine Hoffnung, Dich zu sehen, Dich — und sei es mit einem Wort — zu sprechen, ist ja erfüllt! O, nun weißt Du doch, daß ich noch immer Dein treues Dorle bin!“

Sie setzte sich flugs zu ihm nieder auf den Wall und begann hastig, als müsse sie diese erhaschten Minuten des Wiedersehens mit zehnfachem Inhalt erfüllen, von ihren Erlebnissen seit der Trennung zu erzählen. Das Glück wollte Beiden bei diesem Wiedersehen doppelt wohl. Die Wache hatte das Mädchen auf den Wall steigen sehen und war ihm nachgegangen. Es war ein junger Soldat, der hier auf Posten stand und er mochte errathen, um was es sich handle, als er nun das Mädchen so ungestüm und traulich mit dem Galiotten sprechend erblickte. Er blieb bei Seite und der bittende Blick Eberhards wurde von ihm sicherlich verstanden. Als eine Wache für diese Beiden lugte er nun aus, ob Niemand nahe, der sie stören und ihn selbst an seine Pflicht mahnen möchte.

Dorle nutzte dieses schnell erkannte Wohlwollen des Postens. In knappen Worten erzählte sie Eberhard, wie sie ihr Elternhaus verlassen und zunächst nach Stuttgart in Dienst gegangen sei. Nach vieler Müh' erst hatte sie in Erfahrung gebracht, daß Eberhard auf den Asperg gekommen. Nur um ihm näher zu sein und hinblicken zu können, wo er leide, war sie dann Magd in Ludwigsburg geworden, und unablässig hatte sie nachgesonnen, ob sie ihn nicht

sprechen oder sehen, oder mindestens ihm ein Lebenszeichen könne zukommen lassen. In dem Hause, wo sie diente, wohnte auch die Tochter des Obersten v. Wolf, und bald erfuhr sie aus dem Munde ihrer Magd von den Weihnachtsbesuchen auf dem Asperg. Schon baute sie auf diesen Umstand ihren Plan, als sich die Gelegenheit noch günstiger bot, indem das Mädchen den Dienst bei Fräulein v. Wolf verließ. Es gelang Dorle leicht, in diese Stelle zu kommen und derartig, wie sie gehofft, auch auf den Asperg, als der Weihnachtsbesuch dahin wieder gemacht werden durfte. Mit ihrer Dame zusammen bewohnte sie ein Zimmer, welches der Kommandant ihnen neben dem des Obersten einräumen ließ. Von hier aus hatte sie schon seit dem Tag zuvor ausgeschaut, ob sie Eberhard nicht erblicken werde; wäre es dann auch nur gewesen, um sich ihm am Fenster zu zeigen oder ihm einen Gruß flüchtig zuzurufen. Heute nun hatte sich ihr Hoffen erfüllt. Sie hatte ihn vorübergehen und dann den Wall besteigen sehen. Ohne Zaudern folgte sie ihm dahin; sie erwog nicht erst, ob es ihr glücken werde oder nicht, ihm zu nahen; ob für sie selbst eine Gefahr aus dem Wagniß hervorgehen könne.

„Schau, Eberhard,“ schloß sie ihre Erzählung, „so will ich's alle Christfeste machen, die Du noch hier oben verbringen mußt, wenn's angeht. Ich bliebe ja deswegen für den niedrigsten Lohn in meinem jetzigen Dienst. Und wär's ein andermal auch nicht so glücklich wie heut' — ich könnt' Dich doch wenigstens sehen und Du mich, das soll uns trösten.“

„Dorle, Dorle!" rief er und preßte sie liebevoll an sich, „was hast Du mir für ein herrlich Christkindle geschenkt! Wie danke ich Dir — mein Leben lang!"

Längst schon hafteten ihre Augen mit einem vollen Blick des Mitleids an dem Fußeisen Eberhards. Jetzt schob sie es ihm weg, streichelte sanft die Stelle, welche es sonst umspannt hielt, und eine Thräne fiel darauf.

„Weine nicht darum," sagte er voll Rührung darüber zu ihr; „es wird wieder anders kommen. Die Knochen und das Fleisch können sie in Fesseln schlagen, aber doch nicht den Geist und das Herz. Die bleiben mir frei, Dorle, und nun ich Dich wieder gesehen, bin ich mit neuem Muthe wunderbar gestärkt."

Sie sah ihn liebevoll an und indem sie ihm die Hand reichte, erhob sie sich von ihrem Sitze neben ihm und sagte: „Will nun lieber gehen, damit der Wachmann dort nicht bös wird. Es kann nichts helfen, Eberhard, und es war doch eine schöne Viertelstunde nach so langer Zeit der Trennung!"

„O wie schön, Dorle! Und Du hast Recht — will auch nicht versuchen, Dich noch eine Minute zurückzuhalten und mein heutiges Glück zu mißbrauchen. Aber zu Deinem Fenster werde ich aufblicken, heut' noch und morgen — das ist meine andere Festfreude und noch keine habe ich so gehabt. Sei beruhigt," nickte er dann auf ihre klug warnende Geberde zu, „es soll gewiß nicht auffallen. 'S darf ja Keiner merken!"

Schnell nun, mit einem letzten frohen Blick auf ihn, sprang sie davon. Noch immer stand der Soldat an der

Stelle, wo er vorher Posto gefaßt und seitdem schweigend, mit freundlicher Miene die Beiden im Auge behalten hatte. Als Dorle an ihm vorüberkam, sagte sie mit dankbarem Blick zu ihm:

„Vergelt Dir's Gott, Du guter Mensch!“

9.

Ein Theil der Galiotten-Abtheilung auf dem Hohenasperg wurde im nächsten Frühjahr dazu verwendet, in der Nähe von Ludwigsburg neue Wege durch den Wald nach dem Lustschlößchen Monrepos zu bahnen. Auch Eberhard war dabei und diese Bestimmung erfüllte ihn mit Freuden. Lebte er doch nun Tage lang inmitten des neu sich schmückenden Waldes, in dem die Vögel sangen, sah die liebliche Natur ringsum mehr und mehr sich verjüngen, fühlte den Odem des jungen Frühlingslebens! Wie Freiheitsluft kam es über ihn, wenn er, gepaart mit den Genossen, des Morgens im ersten Sonnenglanz aus dem Thor der Veste hinab in's grünende Thal geführt wurde. Wohl klirrten die Ketten an den Füßen dieser Männer, aber sie achteten nicht mehr darauf und trugen froh ihr Werkzeug auf dem langen Marsch durch Feld und Wald. Dann rasteten sie an der Arbeitsstelle eine Weile auf dem Moosboden unter der Obhut der Aufseher, verzehrten ihr trockenes Brod und tranken aus dem Krug, in dem aus frischem Quell das Wasser geholt worden. Mancher auch rauchte nun sein kurzes Pfeifchen, wie es erlaubt war. Bald aber dröhnten die Axtschläge durch den Wald, um die Bäume zu fällen und die Wege zu brechen. Andere ebneten den Boden derselben

und karrten den Kiessand herzu, welcher in großen Haufen abseiten aufgeschichtet dalag. Bis zu später Nachmittagsstunde dauerte ununterbrochen diese harte, Allen doch so angenehme Arbeit, welche die düstere Einförmigkeit der Gefangenschaft vergessen ließ. Dann ging es im Zuge kettenrasselnd wieder heim, hinauf zur Veste, in die Gefängnisse, wo die schmale Mittagskost nachträglich den Hungrigen gereicht wurde.

Wochen lang währte dieser Dienst, ehe die geplanten Wege fertig waren. Man arbeitete jetzt an den letzten in der unmittelbaren Nähe des Schlößchens. Der König hatte dasselbe aus vierzigjähriger Vergessenheit und aus seinem Verfall gerissen und verbessern, verändern, erweitern lassen, was einst unter Herzog Karl nach schnell vorübergegangener Liebhaberei unvollendet und unbenutzt geblieben.

Eine halbe Meile von Ludwigsburg entfernt, lag es inmitten eines weiten, waldreichen Jagdreviers, ursprünglich auch nur als Jagdschloß bestimmt. Weiher und sumpfige Niederungen dabei wurden zu einem großen See vereinigt, in dessen ruhigem Spiegel sich die Rückseite des Schlosses spiegelte. Herzog Karl nannte es auch deshalb sein Seeschloß und wollte es gelegentlich der Wasserjagden benützen. Es war in edlem Renaissancestyl anmuthig aufgeführt worden, mit zwei Façaden, vorn und hinten, die ausnehmend glücklich mit einander harmonirten, mit einer stattlichen doppelten Auffahrt zu einer Freitreppe, die an den See hinunter führte. König Friedrich taufte es Monrepos, wie die von ihm früher bei Wiburg in russisch Finnland und bei Lausanne bewohnten Landhäuser hießen. Er

fügte den Bau einer Meierei hinzu und einen Fasanengarten, machte aus einem Theil des Waldes einen Park für Roth- und Schwarzwild, in den kleine Gebäude gestellt wurden, und bevölkerte den See mit Schwänen. In diesem befanden sich zwei Inseln, auf deren einer ein Amortempel als künstliche Ruine inmitten dichten Buschwerkes errichtet wurde, auf der anderen eine kleine gothische Kapelle. Auf dem Wege dahin begegnete man einer in dem Felsen angebrachten Halle, von der man in ein dunkles Gewölbe gelangte, wo zwölf Tempelherren um einen runden Steintisch saßen, wie wenn sie Vehmgericht hielten. Ihre Rüstungen hingen an der Wand und auf dem Tisch lagen Schwert, Kreuz und Todtenkopf.

Alles zeigte an, daß fürstliche Laune in Verschwendung hier ihr Spiel getrieben und Monrepos ein neuer Schauplatz pomphafter Hoffeste werden sollte, wie der König sie liebte. Venetianische Gondeln und Barken lagen vor der Treppe im See. Auch ein Theater wurde dem Schloß gegenüber nun noch errichtet, dessen überhasteten Aufbau der König ungeduldig fast jeden Tag verfolgte. Zwei Alleen führten dahin, welche die Gallioten des Asperg hergestellt hatten.

Wie oft, wenn Eberhard einige Minuten von seiner Arbeit ausruhte und den perlenden Schweiß von der Stirn wischte, schaute er sinnend auf diese Herrlichkeit, die wie eine Märchenschöpfung in der Waldwildniß verborgen lag. Sein lebhaftes Interesse daran entsprang aus der Liebe zu seinem Maurerhandwerk; er sah gleichsam als Fachmann auf die Bauten, die vor seinen Augen entstanden, verglich

sie mit dem Hauptgebäude, prüfte sie mit den Erinnerungen, die er von Aehnlichem aus seiner Wanderzeit hatte. Ideen tauchten dann auf, die seinen selbstständigen Geist verriethen. Mit Sehnsucht dachte er an die Zukunft, wenn es ihm wieder vergönnt sein würde, zu maurern, wohl auch Bauten nach eigenem Plan zu vollführen. Wie gern hätte er hier Hand mit angelegt, anstatt die Erde zu karren und den Kies zu betten! Wie hätte er auch, würde es in seiner Macht gestanden haben, Manches von diesen Bauten anders hergerichtet, mehr in Einklang mit dem stylvollen und so frisch anmuthenden Schlößchen gesetzt! Zum ersten Mal kam ein Ehrgeiz über ihn, stärker deswegen, weil ihm versagt war, denselben in seiner Erniedrigung irgendwie zu äußern. Zur Verleugnung seines ganzen Selbst verdammt, erkannte er, daß eine schöpferische Kraft in ihm lag und seine Phantasie aufrief. An dem eben im Bau begriffenen Theater zumal machte er solche stillen, ihn aufregenden und wie mit Wollust erfüllenden Kämpfe. Dies und Jenes fand er daran mißfällig; er meinte etwas Erkünsteltes zu sehen, wo etwas Einfaches und doch mit dem gegenüber liegenden Schloß Harmonirendes am Platz gewesen wäre. Immer von Neuem prüfte er mit unwiderstehlichem Gelüst diese Eindrücke und darüber gestaltete sich in seiner Phantasie die Form, welche er dem Bau geben würde und die er für besser und richtiger hielt.

Eines Morgens kam wieder der König zu dem Platz vor dem Theater angefahren, wo Eberhard mit einigen anderen Galiotten beschäftigt war. Schon beim Aussteigen aus seinem Wagen hörte man den König lebhafter denn

gewöhnlich schelten; sein Gesicht war kirschroth und der Zorn blitzte aus seinen Augen. Er schaute unverwandt auf den Theaterbau, lief vor demselben auf dem Platz auf und ab und schien gar nicht Worte genug zu finden, um seinem Ingrimm Luft machen zu können.

„Verpfuscht!“ rief er. „Ganz verpfuscht! Hab's gleich gesagt! Dies Ding laß ich nicht stehen, es wär' mein steter Aerger. Wo ist der Baumeister?“

Der Baumeister hatte sich bereits auf dem Platz eingefunden und harrte bei Seite auf den unausbleiblichen Ausbruch der üblen Laune des jähzornigen Königs.

„Sie Dummkopf!“ schrie derselbe ihn an, als er ihn gewahr wurde. „Der Teufel soll Sie holen mit sammt dem Kasten, den Sie mir da hinbauen wollen! Abreißen, abreißen, sage ich Ihnen. Ich will es anders haben.“

In einem endlosen Schwall von Schmähungen wiederholte der König diese Verurtheilung. Jemehr der Baumeister, welcher so ungnädig noch niemals angelassen worden, sich und sein Werk zu vertheidigen suchte, desto wüthender wurde der Monarch. Er fuchtelte mit den Armen und man konnte glauben, er werde sich in seinem wild flammenden Zorn an dem Baumeister selber vergreifen.

Die Scene fand in so großer Nähe von Eberhard statt, daß er jedes Wort vernehmen konnte. Er war, sobald der König angekommen war, durch die Schmähungen desselben neugierig gemacht worden und stand seitdem da, ohne eine Hand zu rühren. Er mußte unwillkürlich lächeln, daß er in dieser grimmen Art aus dem Munde des Königs vernahm, was er in der Hauptsache ebenso dachte. Weniger

aus Neugier, als aus einer inneren Genugthuung fühlte er sich von dem Vorgang so angezogen, daß er vollständig vergaß, wo und in welcher Lage er sich befand, und sich mit dem Lächeln in den Mienen einer förmlichen Träumerei überließ.

Der König, indem er seine Augen umherrollen ließ, als ob er nach einem Opfer für seinen Zorn suche, hatte kaum den also zugaffenden Galiotten bemerkt, als er trotz seiner Dicke mit einem Satz auf ihn zusprang und ihm mit der Faust vor die Brust griff.

„Du lachst, Kerl!“ fuhr er ihn in seiner Wuth mit funkelnden Augen an und schüttelte Eberhard gewaltig in seiner Jacke. „Du unterstehst Dich?“

Eberhard war über diesen Anfall so erschreckt, daß er nicht die Fähigkeit besaß, einen Ton hervorzubringen. Er ließ sich von königlicher Hand schütteln als ein bleicher, wie zu Tode sinkender Mann und fast besinnungslos ertrug er die Sturzfluth von Wuthausbrüchen, welche der König über ihn ergoß, wie's schien nur deshalb, daß es Jemand aus seinem Volk gewagt hatte, nicht in Furcht vor ihm zu erzittern.

Endlich hielt der König ein, stellte sich mächtig vor den Gallioten hin und maß ihn schrecklichen Blickes von oben bis unten.

„Er hat gelacht!“ dröhnte es dann wieder aus seiner Brust. „Warum? Wird Er nun reden?“

Eberhard entrang sich bei dieser Aufforderung blitzschnell der Lähmung, in welche er durch den Schreck gesetzt worden. Furchtlos erhob er seine sanften Augen zu dem rothen

Zorngesicht des Königs und sagte bescheiden, aber ohne Beben:

„Ich wußte nicht, daß ich lachte, Majestät.“

„Er hat aber gelacht, also hat Er dazu auch einen Grund gehabt.“

„Wenn's einen Grund dafür geben könnte, Majestät, so wüßte ich nur einen ...“

„Nun?“ stürmte der König mit erneuertem Ingrimm auf ihn ein.

„Es hat mir gefallen,“ erklärte Eberhard darauf, „daß Eure Majestät über jenen Bau denken wie ich.“

„Er?“ fragte Friedrich betroffen. „Wer ist Er denn?“

„Ein Maurergeselle mit Namen Eberhard Held.“

„Warum Galiot?“

„Weil ich just auf Wanderschaft war, als ich zum Soldaten gefordert wurde.“

„Aha! Ist Ihm recht geschehen, ganz recht. Das hat Er davon, daß Er seine verfluchte Schuldigkeit nicht thun wollte,“ schalt der König, der sich durchaus noch nicht besänftigt hatte. „Aber wie darf Er sich unterstehen, in meiner Gegenwart zu lachen?“ kam er dann wieder auf diesen ihn empörenden Umstand zurück. „Was hat Er sich denn über den Bau gedacht?“

„Daß er nicht gut zum Schloß passe, Majestät,“ antwortete Eberhard, welcher unwillkürlich eine Hoffnung aus dieser Begegnung mit dem König faßte.

„Wenn Er sich so etwas gedacht hat, muß Er doch auch eine Ansicht haben, wie's besser zu machen wäre?“

„Allerdings, Majestät.“

Der König sah ihn höhnisch an und derselbe Blick streifte auch den Baumeister.

„So sage Er einmal seine Ansicht!“ herrschte er dann den Galiotten wieder an.

„Sagen ist schwer, Majestät,“ erwiederte Eberhard uneingeschüchtert; „aber ich könnt's aufzeichnen, wie ich mir's denke.“

Friedrich wandte sich plötzlich um und rief den dastehenden Aufseher der Galiottenabtheilung.

„Aufseher!“ befahl er diesem. „Dieser Mann soll morgen zu Hause bleiben. Man soll ihm ein Zimmer mit gutem Licht geben und Alles, was er zum Zeichnen braucht. Verstanden?“

Dann sagte er mit neu aufsteigendem Zorn zu Eberhard:

„Bis morgen Abend macht Er mir die Zeichnung und gibt sie dem Kommandanten für mich. Gnade Ihm aber Gott, wenn Er mir Sudelei anrichtet oder gar nichts zu Stande bringt! Dann will ich Ihm zeigen, daß Ihm das Prahlen gegen Seinen König schlecht bekommen soll. In's Schubartloch laß ich Ihn setzen bei Wasser und Brod, bis Er kurirt ist.“

Nach diesen ingrimmig gesprochenen Worten schritt der König schnell davon, nach dem Schloß hinüber; der Baumeister, der ihm folgte, warf einen Blick der Verachtung auf den armen Galiotten, welcher, wenn auch ohne Absicht, als ein Nebenbuhler von ihm sich hinzustellen gewagt hatte.

Eberhard selbst war durch die Drohung des Königs aus dem Himmel seiner Hoffnung in eine bange Sorge gestürzt.

Ein Verzagen bemächtigte sich seiner, dessen er mit aller Willenskraft nicht Herr werden konnte. Hätte ihn der König ermuthigt, durch ein Wort des Wohlwollens einen gnädigen Lohn in Aussicht gestellt, seine Zuversicht würde die Aufgabe, welche ihm so zufällig geworden, mit Leichtigkeit gelöst haben. Doch statt Wohlwollen hatte er nur höhnischen Grimm erfahren, statt Gnade war ihm nur Drohung zu Theil geworden. Wie verwünschte er jetzt, daß er sich von einem so übel angebrachten Ehrgeiz hatte treiben lassen! Beschämt und bedrückt, daß es seine Kameraden wohl merkten, ging er schweigend mit ihnen am Abend auf die Festung zurück.

Kein Schlaf wollte ihn auf seinem Lager den trüben Gedanken entziehen, die ihn quälten. Er grübelte und plante, daß ihm der Kopf weh that, und was vorher so licht und einfach als Form des verhängnißvollen Baues in seinem Geist gestanden, so lange es müßige Spielerei war, schien nun wie durch die Macht eines bösen Dämons in undurchdringliche Nacht entrückt zu sein. Da bat er inbrünstig zu Gott um Hilfe in dieser Noth, und so harrte er dem Morgen entgegen wie ein Verurtheilter, dem sein letztes Stündlein bestimmt worden.

Und wahrlich, es war ihm nicht anders zu Muth, als er in der Frühe nach einem Zimmer mit der Aussicht über den Wall hinweg in's weite Land geführt wurde. Er sah noch seine Kameraden wie sonst aus der Veste marschiren, den Berg hinunter, durch die Felder hinüber nach dem Wald, der in dunklen Massen vor seinen Augen lag, um dort die gewohnte Arbeit zu verrichten, und sehnsuchtsvoll

blickte er ihnen nach mit dem Wunsche, bei ihnen und der Prüfung dieses Tages enthoben zu sein.

Der Kommandant, welchem der Befehl des Königs mitgetheilt worden, kam selbst, um sich zu vergewissern, daß Eberhard alle Materialien habe, deren er zu seiner Arbeit bedurfte. Es war Alles da — Eberhard brauchte nur zu zeichnen. Gedankenvoll schaute er durch das Fenster in's Land, hinüber nach Ludwigsburg. Es gedachte seines Dorle und damit gewann er Muth. Die Drohung des Königs beängstigte ihn nicht mehr und die Hoffnung stieg wieder empor, daß er die Zeichnung mit einer Gnade von oben werde belohnt erhalten, die ihn der Freiheit und dem Lebensglück früher zurückgebe.

Zitternd machte er die ersten Bleistriche auf dem Papier; dreimal zerriß er die Blätter mit den angefangenen Zeichnungen. Dann aber wurde seine Hand fest, sein Blick sicher; wie von selbst entstand Linie an Linie und wurde die architektonische Figur entwickelt. Die Phantasie hielt ihn so mächtig umfangen, daß er in Stunden nicht aufschaute von seiner Arbeit. Eine stolze Freude ließ seine Augen erglänzen, seine Wangen erglühen; denn er sah vor sich die Façade des Theaterbaues, wie er sie sich als die passende und geschmackvolle gedacht. Mehr zu leisten war er nicht verpflichtet und vermochte er auch nicht ohne Kenntniß der Raumverhältnisse, um die es sich handelte. Aber wie er in seiner Zeichnung den neuen Bau äußerlich dem älteren gegenüber stellte, war er überzeugt, daß er damit bestehen würde. Als der Kommandant am Nachmittag wieder zu ihm kam, übergab er ihm seine Arbeit mit zu-

friedenem Herzen, und jener selbst machte kein Hehl aus der Genugthuung, daß sein Gefangener durch die That die Keckheit seines Wortes vertreten habe.

Tag um Tag wartete nun Eberhard auf die Wirkung, welche das Probestück für ihn hervorrufen würde; Tag um Tag aber vergebens. All sein Träumen von einem plötzlichen Machtspruch, der sein Loos glücklicher gestalte, zerfloß immer wieder in eitel Täuschung. Es vergingen Wochen und Monden in dieser zehrenden Hoffnung, die schließlich erstarb. Unbeachtet mußte der König wohl seine Zeichnung bei Seite geworfen haben, nachdem er mit einem Blick darauf gefunden, daß sie nicht unglücklich ausgefallen war. Gewißlich aber hätte im Fall des Mißlingens seine despotische Laune nicht darauf warten lassen, sich an dem Galiotten der Drohung gemäß zu bewähren. Mit dieser Schlußfolgerung tröstete sich Eberhard und vergaß endlich den Zwischenfall. Auch sah und hörte er nichts mehr, weder von dem Könige, noch von den Bauten von Monrepos. Nur ein paar Tage noch war er mit den anderen Galiotten an den dortigen Wegearbeiten beschäftigt worden, dann hatten sie ihr Ende gefunden und die Gefangenen waren seitdem nicht wieder aus der Festung gekommen.

Doch ohne allen Lohn blieb seine Zeichnung nicht. Dieser Beweis seiner Talente hatte den Antheil des Kommandanten für ihn erregt und derselbe versetzte ihn deshalb in die Schreibstube. Manche Freiheit und Annehmlichkeit des Daseins gegen zuvor war damit verbunden. Man nahm Eberhard die Kette ab und, was ihm das werthvollste Geschenk war, er durfte Briefe absenden und auch empfangen,

er konnte fortan mit Dorle einen offenen Verkehr unter=
halten.

10.

Endlich, endlich kam der Tag der Freiheit für den schwer
Geprüften. Dorle holte, festlich geputzt, ihn in der Festung
ab und an ihrer Hand verließ er die Zwingstätte, in welcher
er sechs Jahre seiner Jugend hatte verbüßen müssen als ein
Opfer des Willkürregiments unter König Friedrich. Wie
ging ihm die Seele auf, als er das Thor hinter sich hatte
und beflügelten Schrittes mit dem treuen Mädchen den
Weg nun als freier Mann hinunterstieg, den er so manch=
mal in Ketten abgeschritten hatte! Wie leuchteten seine
Augen dem Himmel entgegen, der gerade an diesem Tage
in heiterem Herbstes=Sonnenglanz lachte. Mitten in der
Flur kam so hohe Wonne über ihn, daß er innig sein Dorle
umarmte und ihr in hundert herzigen Worten den Dank
für ihre Liebe aussprach, die sie ihm in so langer Zeit und
unter so traurigen Verhältnissen bewahrt hatte. So viel
hatten sie sich jetzt zu sagen, so reich sprudelte der wieder
frei erschlossene Quell ihrer Empfindungen, daß sie wie be=
rauscht den Weg nach Ludwigsburg zurücklegten, wo Eber=
hard zunächst sich aufzuhalten gedachte.

Nicht unbekannt war Beiden der große Umschwung ge=
blieben, den eben das Geschick Napoleons und Deutschlands
erhalten. In Rußland hatte der französische Kaiser sein
furchtbares Gericht gefunden; auch Tausende von württem=
bergischen Soldaten, die ihm dorthin hatten Heerfolge leisten
müssen, waren auf diesem Feldzuge umgekommen, und ganz

Württemberg war darüber in Trauer gestürzt worden. Dann erstand im Nordland Preußen der deutsche Rächergeist und blitzschnell verbreitete sich sein Schlachtruf durch die deutschen Lande. Die Gräber thaten sich auf, die Kreuze wurden Schwerter, ein ganzes Volk sprang auf und riß die Ketten ab. Nach der langen Nacht ein lichter Morgen, welchen die Heerhaufen mit ihren Waffen grüßten. Das schwere Ringen bei Leipzig war gewesen und von der wuchtigen Kraft des erstandenen Volkes war Napoleons Macht zerschmettert worden. Geflohen war er und mit ihm seine Legionen über den Rhein; an ihre Fersen hing sich die wachsende Masse der Rächerschaaren. Auch Württemberg lieferte freudig ein neues Heer dazu und es brach eben auf nach Frankreich, um dem Reiche Desjenigen vollends ein Ende zu machen, der das Königreich Württemberg geschaffen hatte. Unmuthig sah der König Friedrich diesem Gang des Verhängnisses zu; aber froh hoben sich wieder die Herzen seines Volkes und schlugen in der Hoffnung auf Freiheit und Glück, wie sie damals die deutsche Nation in all ihren Stämmen erfüllte.

„Kann ich nicht sagen," rief Eberhard aus, als er mit Dorle davon gesprochen, „daß es mir und Dir ergangen ist wie unserem Volke? Wir haben unter seinem Druck und Unglück die schweren Leiden auf uns nehmen müssen, die uns besonders bereitet wurden, und wir treten daraus in Freiheit und neues Lebenshoffen, da Allen der Alp von der Brust genommen ist und für das Vaterland eine bessere Zukunft sich öffnet. Nun frisch an's Werk, Dorle — wer

kann uns noch daran hindern? Der böse Feind ist bezwungen, der uns darnieder hielt. Jetzt will ich mit doppeltem Schritt auf mein Ziel gehen."

Ihm fiel Monrepos wieder ein; die Erinnerungen an die Galiottentage, die er dort verbracht, tauchten in ihm auf und riefen das Gelüst wach, als freier Mann die Stätte zu besuchen, wo er die Kette geschleppt. Auch den Theaterbau wollte er sehen, der durch das Begegniß, welches ihm deswegen mit dem König zugestoßen, ein doppeltes Interesse für ihn hatte. Am Arme Dorle's wanderte er durch den herbstlichen Wald hinaus nach dem Lustschlößchen, wo seitdem glänzende Hoffeste mit verschwenderischer Pracht gehalten worden waren, auch theatralische Aufführungen, von denen in Ludwigsburg alle Welt Wunderdinge zu erzählen wußte. So hatte man dort zum Beispiel die Oper „Ferdinand Cortez" unter Mitwirkung von württembergischer Artillerie und Fußvolk in spanischem Kostüm aufgeführt, indem die Hintergrundwand des Theaters fortgenommen war und diese Truppenmasse auf dem damit für die Zuschauer eröffneten landschaftlichen Sehfeld sich bewegte.

Man sieht Monrepos nicht eher, als bis man unmittelbar davor steht. Kaum hatte Eberhard mit der brennenden Neugier im Blick das Theatergebäude in's Auge gefaßt, als er einen Freudenschrei ausstieß und den trunkenen Blick nun lange nicht davon abwenden konnte. Es war fast genau die Façade, die er entworfen; nach seiner Zeichnung also hatte der Umbau des Gebäudes in diesem Theil stattgefunden. Die Genugthuung darüber, sein geschmeichelter Ehrgeiz machten ihn überglücklich.

„Das ist von mir!“ rief er Dorle zu, indem er darauf zeigte; „so habe ich es gedacht, so entworfen. Ha, Dorle, habe ich nun nicht schon mein Meisterstück gemacht? Soll mir nun noch bangen? Nun, der König hat's von einem Galiotten und ist ihm den Lohn dafür schuldig geblieben. Mit diesem Posten in meinem Rechnungsbuch will ich mein Geschäft anfangen.“

Und mit einer Zuversicht, die mit den ersten Erfolgen wuchs, ging Eberhard seitdem seinen Weg. Das Glück hielt ihn an der Hand und führte ihn schnell der Erfüllung seiner heißesten Wünsche entgegen. Kein Jahr verging mehr und er hatte sich ansässig gemacht in einer der Oberamtsstädte des württembergischen Unterlandes. Ein paar Bauten hatte er schon geleitet und eine große steinerne Brücke nahm auf lange Zeit hinaus seine weitere Arbeit in Anspruch. Die Mutter war bereits bei ihm und führte das bescheidene Hauswesen, das jetzt das seinige war und dem nun die lange erwählte wahre Hausfrau vorstehen sollte.

Dorle war auch während dieser Zeit noch in Diensten geblieben; sie wollte es nicht anders und sie hätte ebenso gut noch länger gewartet, wenn es nöthig gewesen wäre. Nach Hause war sie nicht wieder gegangen; aber ihr Vater, der Eckbauer, hatte sich längst mit ihr versöhnt, sie in Ludwigsburg einmal aufgesucht und ihr gesagt, daß von dem Müller-Clauß keine Rede mehr sein solle. Derselbe hatte dann auch eine andere Frau gefunden und es war ihm die gerechte Vergeltung geworden, daß er vor häuslichem Unglück und Krieg sich dem Trunke ergeben. Gegen

das Verhältniß seiner Tochter mit Eberhard hatte der Eckbauer keinen Widerspruch mehr erhoben; er bedauerte das Geschick desselben und empfand etwas wie Respekt vor Dorle, die so treu im Unglück an ihm hing und ihre blühende Jugend ihrer Liebe ohne Klage und Sorge zum Opfer brachte. So gab es denn keinen Anstand, als sich die beiden Geprüften verheirathen wollten. Still und einfach fand die Hochzeit in Ludwigsburg statt; der Eckbauer, seine Frau und die Mutter Eberhards allein wohnten in der Kirche der Feierlichkeit bei; dann fuhr das Ehepaar und die alte Frau Held auf einem Bauerwagen nach dem neugeschaffenen Heim.

Ein Wohngemach war's nur, ein Schlafzimmer, ein Kämmerlein und eine Küche; aber wie traulich hatte Eberhard Alles eingerichtet und die alten Möbel seiner Mutter mit den neu von ihm angeschafften zu einem behaglich stimmenden Einklang zu bringen verstanden! Aus alt Ueberliefertem sah man gleichsam das Werdende und Strebende in dieser so kleinen, einfachen Hauseinrichtung hervorgehen; aus der altfränkisch ausgestatteten Kammer der Mutter und dem Schlafgemach kam man in das modern und heiter ausmöblirte Wohnzimmer. Im Kleinsten verrieth sich geläuterter Geschmack und liebevoller Sinn, die diese schlichte Wohnstätte nach Möglichkeit geordnet und geschmückt hatten. Zu Ehren des festlichen Einzugs der Braut war die Eingangsthür mit grünem, duftendem Tannengewinde versehen und aus buntfarbiger Blumenschrift grüßte von oben herab ein Willkommen. Im Zimmer selbst standen auf dem

Mitteltisch Sträuße der üppigsten Rosen und über jeder Thür hingen mit Schleifen gezierte Myrtenkränze.

Freudig erstaunt ließ Dorle ihre Augen über all diese festliche Weihe der behaglichen Räume schweifen und in lauten Ausrufen dankte sie dem Gatten, der hiemit so sinnig andeutete, daß er ihr das Leben an seiner Seite verschönen wolle. Wohl zum ersten Mal seit vielen Jahren erklangen wieder die Töne der Herzensfröhlichkeit rein und voll aus Dorle's Brust und erglänzten ihre Augen in der Ungetrübtheit sorgloser Jugendzeit. Bräutliche Seligkeit verschönte ihr Antlitz; der zurückgetretene Zug der Schelmerei trat wieder hervor; der Schatten, der auf ihrer Stirn gelagert gewesen, war entflohen. Wie sie sah, wie sie lächelte, wie sie sprach, bezeugte es ihr tiefempfundenes Glück.

Nicht minder drückte es sich auch äußerlich in Eberhard Held aus. Wohl lag in seinem weichen, sanften Gesicht, welches das dunkle, schlichte Haar umrahmte, der schwermüthige Bann als Rückstand der ertragenen Leiden, wie an seinem bloßen Fuß noch die Stelle sichtbar war, wo der Eisenring des Galiotten gesessen. Doch aus diesem zarten Flor schauten gütig und liebevoll seine Augen und in seinen Mienen drückte sich eine freudige Zufriedenheit aus.

Ueber dem Sopha im Wohnzimmer bemerkte Dorle eine eingerahmte Zeichnung, ebenfalls mit einem grünen Kranz umschmückt. Verwundert trat sie näher, um sie zu betrachten; fragend ruhten ihre Augen dann auf dem lächelnden Gesichte Eberhards.

„Weißt wohl nicht, was das zu bedeuten hat und woher es kommt?“ sagte er darauf zu ihr.

Dorle, indem sie die Zeichnung aufmerksamer prüfte, errieth nun wohl ihren Sinn. Zu oberst erkannte sie die Kirche ihres Heimathsdorfes mit dem vierzinkigen, plumpen Thurm; dann sah sie darunter einen Knieenden, auf den drei preußische Soldaten die Gewehre angeschlagen hielten, und sie dachte sich, woran dies mahnen sollte; daneben zeigte sich die eigenthümliche Kegelform des Hohenasperg, und in einem kleinen Medaillon darunter war die Façade des Theaters von Monrepos gezeichnet. Als große, auffällige Unterschrift des Ganzen leuchteten ihr die Worte entgegen: „Furchtlos und treu!“

„Verstehst Du es?“ fragte er sie wieder.

„Ich mein' wohl, Eberhard, warum Du dies gezeichnet und hier aufgehängt hast. Es soll uns erinnern daran, was so viel Trübes über uns gekommen, ehe wir einander angehören konnten. Das ist unser Dorf, wo wir vor zehn Jahren uns Treue gelobt; dort ist der Arme, den das Kriegsgericht erschießen ließ und dessen Schicksal Du wie durch ein Wunder entgingest; hier ist der Asperg, wo Du unschuldig in Gefangenschaft gewesen, und da das Theater von Monrepos, dessen Entwurf Deine erste selbstständige Arbeit ist. Furchtlos und treu,“ fügte sie dann mit Sinnen hinzu, „das steht auf dem württembergischen Wappen, nicht so?“

„Und weil wir württembergische Kinder sind, Dorle, will ich's mir als besonderen Lebensspruch vor Augen halten immerdar. Denn furchtlos habe ich all dem Unglück

ins Aug' gesehen, das mir in den Weg getreten ist und so arg mich heimgesucht hat, und treu hast Du zu mir gestanden in aller Noth um mich und um Dich selber, bis auf diesen Tag."

„Ja, Eberhard," erwiederte sie und schmiegte sich an seine Brust; „und nun ist's überstanden und, so Gott will, hat alle Noth für uns nun ein Ende. Es gibt ja nicht immer Sturm in der Natur; er hört auf, wenn er gewüthet; dann scheint die Sonne wieder und Alles lebt auf, was nicht zerstört worden. Ich hab' mit Gottvertrauen auf die Zukunft geschaut, wie Du — und, gelt, es hat uns nicht getäuscht? Wir wollen nun furchtlos in das neue Leben eintreten und uns auch treu sein, weil die schlimme Zeit vorbei ist und, wie ich hoffe, der Himmel uns ein friedliches Dasein fortan gewährt."

Das Vertrauen Dorle's wurde denn auch nicht zu Schanden.

Bald wurde Eberhard selbstständiger Meister des Maurergewerks und galt in dem ganzen Oberamt als der geschickteste und zuverlässigste. Längst war nun auch König Friedrich todt, der noch als Leiche seinen Unterthanen so schreckensvoll war, daß Viele auf die Nachricht von seinem Ableben nichts Anderes ihren Nachbarn und Freunden zuzuraunen wagten, als: „Es heißt, der König soll unwohl sein!" König Wilhelm regierte und unter ihm kam Menschenrecht, Gesetz und Freiheit im Lande Württemberg zur Geltung, und Wohlstand in das Bürgerthum. Mancher Bau, den die Regierung unternahm, wurde Meister Held

übertragen und erstand dann als neues Muster von gutem Geschmack und Solidität. Sein Vermögen wuchs zu einer Höhe, wie Wenige im Oberamt, ja im ganzen Lande von dem ihrigen rühmen konnten; aber Wenigen wurde es auch von den Mitbürgern so wie ihm neidlos gegönnt. Sie kannten seine Geschichte und begriffen, daß nicht er ein Unrecht gut zu machen hatte, sondern das Schicksal an ihm. Nach wie vor blieb er der biedere, bescheidene Mann, und wo er mit seinem Glücksgut helfen konnte, stellte er sich oder sein Dorle sicherlich ein. So lebte er in der Liebe und Achtung seiner Mitbürger ein wahrhaft glückliches und würdig ausgefülltes Dasein. Ein reicher Kindersegen wurde ihm beschieden; zehn Sprößlinge, Söhne und Mädchen, gingen kräftig von dem Stamme aus und wuchsen blühend zur Freude der Eltern auf. In Allem gab es hier ein schönes und mit Genugthuung erfüllendes Beispiel, wie ein Menschenleben aus kleinem Anfang und schweren Heimsuchungen durch rechte Kraft und Absicht herrlich aufgehen kann und sein Gedeihen auch zum Segen Anderer entfaltet.

In der Oberamtsstadt gab es nichts Sehenswürdigeres als das Besitzthum des Maurermeisters Eberhard Held. Am Ausgang der Hauptstraße lag es in einem großen, weiten Baumgarten, von Mauer und Gitter sauber umzäunt. Sorgfältig war der Rasen und jeder Weg gepflegt, nur vorzügliches Obst trugen die Bäume. Aus Baumgut und Wiese kam man unmerklich in parkartige Anlagen und von da in einen Blumengarten mit Treib- und Gewächshaus, einer sprudelnden Fontäne, schattigen Lauben und

einladend aufgestellten Ruhesitzen. Glück und Frieden blickte Einem überall an und stimmte die Seele darnach. Und mitten darin stand das zierliche Schweizerhaus, welches der Meister mit seiner Familie bewohnte. Er hatte es selbst erbaut, wie er auch aus ungepflegtem Land die grünen, schattigen Anlagen hervorgebracht, und das Haus bekundete in seinem Aeußeren, in der inneren Einrichtung, in Allem, was zum Ausschmuck daran zu sehen, daß es eine kundige Hand mit geschmackvoller Sorgfalt aufgeführt. Ueber der kleinen, starken Eingangsthür von Eichenholz, zu deren beiden Seiten üppige Topfgewächse eine hainartige Vorhalle bildeten, stand in goldfunkelnder gothischer Schrift:

„Furchtlos und treu.“

Berns größter Sohn.

Lebensbild

von

H. Scheube.

(Nachdruck verboten.)

Während die Augen der gebildeten Welt sich mit Spannung gen Osten richteten, nach den Landschaften der unteren Donau, auf die Balkanpässe und nach den Hochflächen Armeniens, wo das Reich der Osmanen sich in seinem Todeskampfe verblutet, beging man im Westen, am Fuße der Berner Alpen das Andenken eines der größten Gelehrten aller Zeiten, eines unvergeßlichen Pfadfinders der heutigen Wissenschaft; eine Feier, der in ruhigeren Tagen jedenfalls eine viel allgemeinere Aufmerksamkeit zu Theil geworden sein würde. Am 12. Dezember war ein Jahrhundert verflossen, seit Albrecht v. Haller, Berns größter Sohn und einer der genialsten Denker des deutschen Volkes, dem wir ihn mit Recht beizählen dürfen, seine Augen zum ewigen Schlummer schloß, bis zu seinen letzten Odemzügen, noch mitten in der bereits eintretenden Agonie seine physiologischen und medicinischen Beobachtungen fortsetzend, die Schläge seines Pulses zählend, bis dieser zu klopfen aufhörte. Nicht allein aber ein bahnbrechender Forscher im Bereiche der Naturwissenschaft ist Albrecht v. Haller

gewesen, sondern auch ein Erneuerer der deutschen Dichtkunst, als diese im tiefsten Verfalle schmachtete; und wenn uns auch heute seine Poesie im Allgemeinen nur wenig sympathisch berühren will, wenn wir an ihr vermissen, was uns als das eigentliche Wesen der Poesie erscheint: die Gluth der Empfindung und Leidenschaft, den wahren Herzenston und die schönheitsvolle Form — so dürfen wir doch nicht vergessen, daß jeder Dichter nur aus seiner Zeit heraus beurtheilt werden kann und daß Haller, trat er auch nicht selbst in die hohen, heiteren Hallen des Tempels ein, dessen Priester unsere Klassiker sind, doch der Erste war, der in einer Periode verschnörkelter Geschmacklosigkeit und nüchterner Plattheit den Weg zu jenem echten Heiligthume zeigte.

Nur wenige Monate später als ein anderer berühmter Reformator der Wissenschaft, der smälandische Pfarrerssohn Karl Linné, der ihn einige Wochen überleben sollte, erblickte Albrecht v. Haller am 8. Oktober 1708 in der stein- und ehrenfesten Schweizerstadt Bern an der Aare das Licht der Welt. War sein väterliches Geschlecht zwar kein patrizisches, nicht zu den „gnädigen Junkern“ zählend, welche durch Jahrhunderte die Zügel der bernerischen Regierung ausschließlich in den Händen hielten, so stand es doch seit vielen Generationen, seit den Tagen Zwingli's, da er aus dem Aargau in Bern einwanderte, in Staat und Stadt in hohem Ansehen, eine der bürgerlichen Familien, die später „regimentsfähig“ geworden waren, d. h. neben den Patriziern ihren Antheil an der Regierung des Landes gewonnen hatten.

Albrecht ward als der vierte Sohn seiner Eltern geboren: des Anwaltes vor dem souveränen Rath von Bern und nachmaligen Landschreibers in der Grafschaft Baden im Aargau, Nikolaus Emanuel Haller, eines gelehrten Juristen, der eine Professur an der Universität Utrecht in Holland ausschlug, und der Tochter des bernerischen Schultheißen von Unterseen im Oberlande, Anna Maria Engel. Ein sehr schwächliches und zartes Kind, an dessen Lebensfähigkeit anfangs gezweifelt wurde, entwickelte sich der Knabe, wie dies bei leiblicher Dürftigkeit so oft der Fall, geistig um so schneller und überraschender, so daß er wohl als Wunderkind bestaunt wurde; zum Glück, ohne daß solche Frühreife den späteren Leistungen des Mannes Eintrag that. Man erzählt sich, daß er, noch nicht fünf Jahr alt, vor der Dienerschaft des Hauses gepredigt habe und im neunten Jahre im Lateinischen und Griechischen bereits ziemlich fertig gewesen sei. Noch vorher zog er sich namentlich aus dem großen Bayle'schen Werke gegen zweitausend Biographien berühmter Männer und Frauen aus, und im zehnten Jahre begann er das Studium der hebräischen Sprache. So legte er schon als Kind jenen außerordentlichen Wissensdrang, jenen Fleiß und jenes Talent zweckmäßiger Anordnung und Gruppirung des Stoffes an den Tag, welche, verbunden mit einem eminenten Scharfblick und einem riesenhaften Gedächtniß, ihn nachmals auszeichneten und zu dem großen Gelehrten und Forscher machten, dessen Verdienste seinem Namen die Unsterblichkeit sichern. Dabei versuchte er sich schon damals mit allerhand Dichtungen, die freilich sich noch ganz in dem Bombast der zweiten

schlesischen Dichterschule, der Lohenstein und Hoffmannswaldau, bewegten, welcher ihn in jenen Jugendtagen die Blüthe der deutschen Dichtkunst bedünkte.

Nach dem frühzeitigen Tode des Vaters, der für die ungewöhnliche Begabung des Sohnes kein rechtes Verständniß besessen zu haben scheint, kam der noch nicht dreizehnjährige Haller, bis dahin durch einen ehemaligen Waadtländer Pfarrer Namens Baillod im Hause unterrichtet, einen finstern und pedantisch engherzigen Mann, in das öffentliche Gymnasium seiner Vaterstadt und damit in näheren Verkehr mit Altersgenossen, an dem es, gewiß nicht zum Vortheil des stillen und sich gern absondernden Kindes, bis dahin gefehlt hatte. Durch einen seiner Mitschüler, den Sohn eines Arztes in Biel, am Fuße des Jura's, erhielt hier Albrechts Bildungsgang das Gepräge für sein ganzes Leben. Er brachte die Ferien bei seinem Freunde am Bieler See zu, und der Vater des Ersteren, Doktor Neuhaus, seinem Beruf mit Begeisterung hingegeben, weckte ihm die Lust wie an der Naturwissenschaft im Allgemeinen so an der Heilkunde im Besonderen. Der seither gehegte und von der Familie begünstigte Plan, sich dem Dienste der Kirche zu widmen, ward jetzt aufgegeben und als Ziel die Medicin in's Auge gefaßt. Um sich besser darauf vorzubereiten und, wie es damals vielfach Brauch war, bereits einen praktischen Einblick in die künftige ärztliche Thätigkeit zu gewinnen, schied Haller nach Jahresfrist aus dem Berner Gymnasium wieder aus und nahm unter dem Dache des gelehrten Bieler Arztes längeren Aufenthalt. Schon damals widerstrebte es seinem hellen Kopfe, Naturerschei=

nungen, für welche eine Erklärung noch nicht gefunden war, durch philosophische Spekulationen deuten zu wollen; er richtete seine Aufmerksamkeit vielmehr ausschließlich auf die thatsächlichen Erscheinungen, auf Beobachtungen und Versuche, auf die sich allein die Kenntniß der Natur aufbauen läßt, und die ungeheueren Fortschritte, welche dieselbe im Laufe des letzten Jahrhunderts gemacht hat, auch einzig aufgebaut worden sind. Auch unter diesen wissenschaftlichen Bestrebungen jedoch erkaltete Haller's Liebe zur Poesie nicht; die alten römischen und griechischen Dichter regten ihn nicht nur zu metrischen Nachbildungen an, er verfaßte auch ein eigenes umfängliches Epos von nahezu viertausend Versen, in welchem er die Stiftung der Schweizerischen Eidgenossenschaft erzählte.

Mit fünfzehn Jahren begann er 1723 seine Universitätsstudien zu Tübingen, das er aber, nicht sehr erbaut von Lehrern und Lehranstalten, über welche damals die schwäbische Hochschule gebot, bereits zu Anfang des Jahres 1725 mit Leyden in Holland vertauschte. Hier befand sich die medicinische Fakultät in einer so glänzenden Verfassung, wie solche keine deutsche Universität aufzuweisen hatte. Professor der Medicin, der Botanik und der Chemie war der berühmte Hermann Boerhaave, vielleicht der ausgezeichnetste Arzt seines Jahrhunderts und als klinischer Lehrer kaum heute noch übertroffen — Haller spricht von Boerhaave's „unvergleichlicher Beredtsamkeit im klinischen Vortrage" — zumal jedoch als Vereinfacher der „sinnlos komplizirten Rezepte", wie sie in jener Zeit an der Tagesordnung waren, von bahnbrechendem Einflusse in der Heilkunde. Neben

ihm wirkte als Anatom und Chirurg Bernhard Albinus, dem die Wissenschaft wichtige Entdeckungen in der Anatomie des Auges und der Muskeln zu verdanken hat. Diese beiden Männer sind es in erster Stelle gewesen, welche Haller's wissenschaftliche Richtung in ihren Grundlagen und Umrissen fest vorzeichneten; nicht geringe Förderung gewährten ihm aber auch die besonders auf das menschliche Gefäßsystem sich beziehenden Sammlungen des in Amsterdam lebenden hochbetagten Anatomen Friedrich Ruisch, welche jedenfalls die Ursache wurden, daß Haller nachmals die Blutgefäße des menschlichen Körpers zum Gegenstande mit Vorliebe gepflegter Forschungen erwählte.

Nach Erwerbung des Doktorhutes in Leyden, begab sich der erst neunzehnjährige Jüngling auf längere Reisen, erst nach London und dann nach Paris, um schließlich in Basel unter dem größten der damaligen Mathematiker, Johann Bernoulli, noch längere Zeit mathematischen und physikalischen Studien obzuliegen. Mit einem Züricher Freunde, Konrad Gessner, unternahm er von Basel aus zugleich seine erste ausgedehntere Alpenfahrt, die ihn zu seinem bekanntesten Gedichte „Die Alpen" begeisterte, wohl dem einzigen, das sich, wenn schon meist nur in Bruchstücken mitgetheilt, noch in den Blumenlesen unserer deutschen Dichtung erhalten hat. Für die Auffassung der Naturschönheit ist dieses Gedicht von hoher, ja bahnbrechender Bedeutung; es ist die erste umfänglichere deutsche Dichtung, in welcher das dem modernen Menschen eigenthümliche „Behagen an der Natur" seinen Ausdruck gefunden hat, obwohl dieser letztere zuweilen in ziemlich steifer und un-

flüssiger Art sich geltend macht. Unstreitig gebührt Albrecht v. Haller das Verdienst, als der Erste die Majestät der Hochgebirgsnatur dichterisch erfaßt und die Schönheit und wirkungsvolle Abwechselung derselben seinen Zeitgenossen veranschaulicht zu haben. Jedenfalls ist namentlich die Schweiz Haller für diese seiner poetischen Schöpfungen den größten Dank schuldig geworden, denn noch ehe Rousseau durch seine idealisirten Schilderungen der Walliser und Waadtländer Alpen die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Gestade des Genfer Sees lenkte, noch ehe hierauf ein anderer Genfer, Saussure, durch die Beschreibung seiner Montblanc-besteigung das Interesse für die gewaltigen Erscheinungen der Hochalpenwelt erregte, war es Haller, welcher zu einer von der bisherigen völlig abweichenden Betrachtung landschaftlicher Schönheit hinleitete, der den Sinn für denjenigen Landschaftscharakter erweckte, welchen wir heute für den ersten und höchsten erachten — der mit Einem Wort den Anstoß gab zu den Reisen nach der Schweiz und in die Alpen, die gegenwärtig gewissermaßen zu einem Zeichen der Zeit, zu einer Modepassion geworden sind, welche auf die volkswirthschaftliche und Verkehrsentwickelung der Schweiz einen so mächtigen Einfluß ausgeübt hat und auszuüben fortfährt.

Fünf Jahre war Haller von seiner Vaterstadt abwesend gewesen, als er dahin heimkehrte, noch nicht dem Jünglingsalter entwachsen — erst 21 Jahre alt — „an innerer Reife aber,“ wie einer seiner Biographen hervorhebt, „ein Mann, an Kenntnissen und Gelehrsamkeit über die meisten seiner Fachgenossen hervorragend, an wissenschaftlicher Kraft

und Begabung Allen überlegen;" dabei aus einem schwächlichen Knaben zu einer schönen und stattlichen äußeren Erscheinung erblüht, die überall in die Augen fiel und ihm den Beinamen „der Große" eintrug, den nämlichen, welcher ihm nachmals wegen seiner außerordentlichen Geisteseigenschaften und wissenschaftlichen Verdienste zu Theil geworden ist. In Bern sollte der junge Arzt indeß schmerzliche Erfahrungen machen, mehr als viele Andere die Wahrheit des alten Spruches erproben, daß der Prophet in seinem Vaterlande nichts gilt. Wie schon oben berührt, herrschte in Bern das engherzigste Clique- und Koterienwesen, aller staatliche und städtische Einfluß konzentrirte sich in den Händen einiger weniger „regierenden" Familien, welche die Macht in der Republik und deren ausgedehnten sogenannten „Unterthanenländern" — die Waadt, Aargau ꝛc. — auf ihre Mitglieder zu vererben suchten und jedes andere Element um so energischer zur Seite drängten, je hervorragender und darum gefährlicher es sich darstellte — es war jener sprichwörtlich gewordene Undank, welchen die freien Städte gegen die Trefflichsten der Ihrigen an den Tag zu legen pflegten.

Zwar erwarb sich Haller binnen kurzer Zeit eine ausgebreitete ärztliche Praxis, die Betheiligung am Regimente hingegen, welche ihm als echtem Berner vor allen anderen als Strebensziel im Sinne lag und die er doch nicht durch die kleinlichen und unedlen Mittel erringen mochte, welche allein den Erfolg verhießen, vermochte er nicht zu erlangen, wie bescheiden auch zunächst die öffentlichen Aemter waren, um die er nachsuchte. Weder als Arzt am Inselhospitale

noch als Professor der Geschichte und Beredtsamkeit konnte er die Anstellung finden, um die er candidirte; wie sollte ein Arzt Geschichte zu lehren im Stande sein, warf man ihm ein, während man andererseits daran zweifelte, daß ein Dichter sich als Arzt bewähren würde. Dieser letztere Vorwand, den außerordentlichen jungen Mann abzuweisen, war um so weniger stichhaltig, als Haller in seiner ärztlichen Privatpraxis bereits die Beweise eines seltenen medicinischen Wissens und diagnostischen Blickes erbracht hatte. Hiezu kam der Anstoß, welchen die Buchstabengläubigkeit an Haller's kurz vorher veröffentlichten Poesien nehmen zu müssen glaubte, die überdies den Neid gewisser Dichterlinge hervorriefen, welche es nicht vertragen konnten, daß der „Neuling", wie sie meinten, von den damals als kritische Autoritäten geltenden Züricher Poeten Bodmer und Breitinger in anerkennungsvollster Weise beurtheilt worden war. Endlich sah er sich wenigstens zum Bibliothekar der Berner Stadtbibliothek ernannt, der er mit einer Sachkenntniß vorstand, welche allgemeines Erstaunen erregte, und setzte es, zweifelsohne in Folge dieser Resultate, allmählig durch, daß ihm die Regierung ein kleines anatomisches Theater erbaute und die Erlaubniß ertheilte, in demselben — unentgeltliche Vorträge halten zu dürfen.

In solcher Doppelwirksamkeit, die freilich seinen Ansprüchen wie seiner wissenschaftlichen Superiorität nur wenig entsprachen, dabei immer auch als praktischer Arzt wirkend, verweilte er in seiner Vaterstadt bis zum Jahre 1736, als plötzlich ihn das Schicksal in eine Thätigkeit versetzte, wie sie einem Gelehrten von Haller's eminenter

Bedeutung gebührte, den bereits 1734 die Akademie von Upsala in Schweden zu ihrem Mitgliede ernannt hatte. In demselben Jahre hatte König Georg II. von Großbritannien, der zugleich Kurfürst von Hannover war, die Universität Göttingen gegründet, welche unter der Fürsorge des Ministers Freiherrn v. Münchhausen schnell zu einer der vorzüglichsten und berühmtesten Deutschlands erwuchs, und eine der ersten Berufungen an diese neue deutsche Hochschule erging an Haller in Bern, dem die Professur der Anatomie und Botanik angetragen wurde. Wie schmeichelhaft und ehrenvoll eine solche Wahl für den Schweizer Arzt und Bibliothekar auch sein mußte, derselbe entschloß sich doch nur schwer zur Annahme der ihm, dem erst achtundzwanzigjährigen Manne, gebotenen Stellung. Unlängst erst mit der Tochter eines angesehenen Berner Hauses, Marianne Wyß, vermählt, löste er nur ungern die Bande, die ihn hiedurch von Neuem an die Heimath knüpften, und erst als er erfuhr, daß seine Berner Neider und Geringschätzer an den ihm gewordenen Antrag nicht glauben wollten, vielmehr das Gerücht verbreiteten, er spiegele eine solche Berufung blos vor, um in Bern zu höherem Posten und größerem Einkommen zu gelangen — erst dann leistete er, um dergleichen Gemeinheit zum Schweigen zu bringen, der an ihn gerichteten Aufforderung Folge.

Kaum aber hatte Haller seinen neuen Bestimmungsort erreicht, so suchte ihn ein schweres Unglück heim. In einer der schlecht gepflasterten Straßen der kleinen Universitätsstadt an der Leine stürzte sein Wagen um, und bei dem jähen Falle erlitt die Gattin des einziehenden Professors

so gefährliche Verwundungen, daß sie bald darauf aus diesem Leben schied. Wie tief Haller von dem Verluste ergriffen wurde, das bezeugt die rührende Trauerode „Beim Absterben seiner geliebten Marianne“, eines der wenigen lyrischen Gedichte, welche er geschrieben hat, die aus dem Innersten eines gepreßten Herzens sich losringende Klage. Kurz danach ward ihm auch das älteste seiner Kinder durch den Tod entrissen, und so gab sich Haller mehr als sonst der angestrengtesten Arbeit hin, in der er seinen einzigen Trost suchte.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, Haller's wissenschaftliche Verdienste und mannigfaltige Leistungen als Hochschullehrer im Einzelnen zu würdigen, wir bemerken hier blos, daß es nicht zum kleinsten Theile sein Thun war, wenn die neue Universität so bald in der ersten Reihe der deutschen Hochschulen glänzte. Die Errichtung eines anatomischen Theaters, die Gründung des botanischen Gartens und einer Entbindungsschule, die Stiftung der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften, die Herausgabe der noch heute erscheinenden „Gelehrten Anzeigen“, deren fleißigster Mitarbeiter Haller bis zu seinem Ende blieb — alle diese Anstalten und Unternehmungen sind entweder von Haller selbst in das Leben gerufen worden oder doch wesentlich durch seine Mitwirkung zur Blüthe gediehen. Von nah und fern strömte die studirende Jugend um Haller's Lehrstuhl zusammen, angezogen von seiner Genialität, von seiner erstaunlichen Gelehrsamkeit nicht blos in allen Zweigen der Naturwissenschaft und von der hohen sittlichen Würde, welche seine Persönlichkeit kennzeichnete. Einen größeren

Lehrer als Albrecht Haller hat Göttingen niemals wieder den Seinigen nennen dürfen. Die stupende Vielseitigkeit seines Wissens, die doch anders war als jene damals so sehr gepflegte flache Polyhistorie, überall nicht sowohl in die Breite als in die Tiefe gehend, sicherten ihm von Anfang an den höchsten Rang unter seinen Göttinger Collegen, denen seine Gelehrsamkeit dermaßen imponirte, „daß Manche von ihnen nicht für rathsam hielten, ohne vorhergehende sorgfältige Vorbereitung auf bestimmte wissenschaftliche Themate mit ihm zusammenzutreffen."

Derart und unterstützt noch von einer Arbeitskraft fast ohne Gleichen ward Haller die Seele der Universität wie ihrer „Gelehrten Gesellschaft" und wissenschaftlichen Zeitschrift, und der genannte Kurator der Hochschule, Freiherr v. Münchhausen, suchte in allen Stücken Haller's Wünschen zuvorzukommen und dessen Vorschläge zur Hebung und Vervollkommnung der jugendlichen Anstalt zu verwirklichen. Auch von anderen Seiten blieben ihm die Auszeichnungen nicht versagt. Die Akademien von London, von Stockholm, von Utrecht, die Gesellschaft der Wissenschaften in Leipzig, die Akademien von Bologna und Paris, die kaiserliche Gesellschaft der Naturforscher (naturae curiosorum, wie der offizielle Titel lautet) in Wien ernannten ihn zu ihrem Mitgliede; auch Friedrich der Große bemühte sich, den berühmten Mann an seinen Hof zu ziehen, und nur Haller's Zaudern trug die Schuld, daß schließlich der König die Geduld verlor und der Plan sich zerschlug, was jener nachmals schmerzlich beklagte. Zugleich hatte man von Hannover aus Haller's Erhebung in den Adelsstand

des deutschen Reiches erwirkt, nachdem er von Georg II. von England schon früher zu seinem Leibarzte auserkoren worden war.

Alle dergleichen Anerkennungen und Ehrenbezeigungen aber vermochten nicht, ihn auf die Dauer seiner Schweizer Heimath und Vaterstadt zu entfremden; blieb doch das höchste Ziel seiner Wünsche eine Staatslaufbahn in Bern. Darum sehen wir denn Haller im Frühling des Jahres 1753 aus seinen Göttinger Verhältnissen scheiden, mit seiner Familie — nach dem baldigen Tode auch seiner zweiten Gattin, einer Landsmännin, Elisabeth Bucher mit Namen, hatte er sich zum dritten Male mit der Tochter eines Jenaischen Professors vermählt — nach Bern zurückkehren und sich hier, „um nur das Amt eines Gerichtsschreibers beanspruchen zu können, vorerst auf die vorgeschriebene Notariatsprüfung vorbereiten.“ Unter die zweihundert Mitglieder des Großen Rathes, des „Standes“, war er auf den Betrieb eines seiner inzwischen zum Schultheißen erhobenen Berner Freunde allerdings schon vorher erwählt worden, in die eigentliche Regierung, den „Kleinen“ oder „Täglichen Rath“ zu kommen, wonach sein eifrigstes Trachten ging, sollte ihm jedoch niemals gelingen. Auch war ihm das Loos nicht günstig, wenn es sich um Besetzung von Landvogteien und ähnlichen einflußreichen Aemtern handelte, die auf diesem Wege an die maßgebenden Ortes vorgeschlagenen Kandidaten vertheilt zu werden pflegten.

Nur eine an sich ziemlich geringfügige und, wie uns däucht, fast komische, wenn schon für ehrenvoll geltende Stelle warf das Loos ihm in den Schoß, den Posten

eines Rathhaus-Ammannes, dessen vorwiegend ceremonielle Verrichtungen eines Mannes von Haller's verdientem europäischen Rufe wenig würdig erscheinen. Er hatte die Aufsicht über das Rathhaus, mußte die Polizei in den Rathhausversammlungen ausüben, die Abstimmungen oder Ballotirungen leiten und bei offiziellen Banketten sogar die erforderlichen Bestellungen und Einladungen machen; gewiß ein seltsames Amt für einen so großen Gelehrten, einen Mann, welchen nach und nach fast alle bedeutenderen Akademien Europa's mit Stolz zu den Ihrigen zählten! Es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn ein damals viel genanntes Spottgedicht sich über diese Stellung des aus der ruhmvollsten Lehrthätigkeit zu dergleichen kleinlichen Geschäften Erniedrigten also vernehmen läßt:

„Wo (im Berner Rathhaus) ihm sein Ammannsamt pflichtmäßig anbefohlen,
Dem Schultheiß nachzugehn bis zum Versammlungssaal;
Dem Obersten in Bern die Thüren aufzumachen;
Denn dieses sind daselbst des Berner Ammanns Sachen.
So schickt ein Weiser sich in Länder, Glück und Zeit,
Der als Magnificus stolz dem Pedell gebeut."

Wohl schickte sich Haller in diese eigenthümliche Situation, seine derzeitige Stellung nur als die erste Stufe zum höheren Staatsdienst betrachtend, allein eine solche Beförderung ließ auf sich warten, und schon nahm er eine Rückkehr nach Göttingen wieder in Aussicht, wo man ihn sich gern zurückgewonnen hätte, während König Georg II. die Absicht äußerte, Haller direkt nach England zu berufen. Auch mit Berlin und Friedrich dem Großen ward von Neuem an-

geknüpft; abermals jedoch siegte die Heimath- und Vaterlandsliebe des Schweizers — Haller ließ sich von seinen Freunden in Bern halten, wohl hauptsächlich durch den Gedanken an seine Kinder, die er der Schweiz und dem Schweizerthume nicht entziehen mochte. Nach einigen Jahren ward ihm denn auch eine unabhängigere und seinen Neigungen und Ansprüchen mindestens einigermaßen zusagende Stellung zu Theil, indem ihm 1758 das Amt eines Direktors der in der Landschaft Aigle im Waadtlande bei dem Flecken Bex gelegenen Salzwerke übertragen wurde, der damals einzigen Saline der Eidgenossenschaft. Die Gegend, in welche er sich jetzt versetzt sah, gehört zu den landschaftlich reichsten und großartigsten der Schweiz, heute ein Lieblingsrastpunkt der fremden Touristen, die unter dem milden Himmel gern den Winter zubringen oder im Herbst die rundum üppig gedeihenden Weintrauben als Heilmittel gebrauchen. Haller, dem sein Aufenthalt auf dem unweit des Rhonestromes sich erhebenden Schlosse Roche angewiesen wurde, an dessen Mauern gegenwärtig die von Villeneuve am Genfer See nach Saint-Maurice und weiter nach Martigny und Sion im Wallis führende Eisenbahn dahin läuft, kannte das interessante und schöne Stück Erde schon von einem früheren Besuche her, als er im Auftrage der Berner Regierung die Salineneinrichtungen einer genaueren Untersuchung unterwarf, und mochte sich von seinen neuen Verhältnissen um so mehr befriedigt fühlen, als ihm kurz nachher durch den Tod des Landvogts zu Aigle auch dessen amtliche Geschäfte für einige Jahre zufielen.

Noch heute lebt Haller's Namen in Roche und Um-

gebungen im Munde des Volkes, denn seine Thätigkeit hat reichen Segen im Lande gestiftet. Griff er auch weniger in den technischen Betrieb des Salzwerkes ein, als vielleicht erwartet worden war, so ließ er sich dagegen um so eifriger die Verbesserung der Kultur der Gegend angelegen sein, die durch seine Bemühungen aus einer ungesunden Sumpfniederung in ein fruchtbares und dem Leben der Menschen weniger nachtheiliges Gelände verwandelt wurde. Als Verwalter der Landvogtei schenkte er gleichzeitig dem Justizwesen seines Bezirkes die angestrengteste Aufmerksamkeit und „sammelte, um alle Willkür fern zu halten, die Rechtsgebräuche und geltenden Vorschriften, die ‚us et coûtumes‘, zu einem eigenen geordneten Gesetzbuche, dem ‚code d'Aigle‘." Und bei einer so vielfachen amtlichen Thätigkeit war er selbst gelegentlich auch der Arzt seiner Landschaft und als solcher Hunderten seiner Pflegebefohlenen der Lebensretter, zumal während einer jener Sumpffieberepidemien, wie sie damals im Rhonethale des Unteren Wallis so häufig auftraten. Die sanitärischen Vorkehrungen, die er traf, trugen nicht wenig dazu bei, den bösartigen Charakter dieser Seuchen zu mildern. Während seines Aufenthaltes in Roche entspann sich auch ein lebhafter Briefwechsel zwischen Haller und dem im benachbarten Lausanne lebenden Voltaire, der zuerst des Anderen Freundschaft gesucht hatte. In der noch bei Lebzeiten Haller's durch den Druck veröffentlichten Korrespondenz der beiden geistvollen Männer finden wir viele interessante Einzelheiten über Haller's Wirksamkeit in Roche und den Ausdruck der Freude, welche dieser selbst über das Gelingen seiner landwirthschaftlichen Verbesserungen empfand.

„Ein ausgetrockneter Sumpf, in dem ich eine Ernte gewinnen werde," schreibt Haller unter dem 4. August 1759, „ein mit Dorngestrüpp bedeckter Hügel, der durch meine Fürsorge Esparsette tragen wird — das sind die Eroberungen, die ich zu machen liebe und die mir um so größere Befriedigung gewähren, weil ich sehe, wie diese von mir allein abhängt." Seine auf das ihm unterstellte Salzwerk sich beziehenden Beobachtungen und die daran geknüpften geognostischen Darstellungen aber hat Haller in einer eigenen Schrift niedergelegt, welche die Berner Regierung auf Staatskosten dem Drucke übergab.

Sechs Jahre wirkte Haller im Lande Aigle oder Aelen, wie der deutsche Schweizer spricht, dann, nach Ablauf seiner Amtsdauer, wandte er sich nach Bern zurück, um dies nun bis zu seinem Tode auf die Dauer nicht wieder zu verlassen, wiewohl sich im Jahre 1769 von hannover'scher Seite die Bemühungen erneuten, den großen Gelehrten als Universitätskanzler für Göttingen zu erwerben und der nunmehrige König Georg III. von Großbritannien, aus dem Schloß Saint James zu London, selbst die Republik Bern ersuchte, Haller aus ihren Diensten zu entlassen. Begreiflicher Weise blieb die Wirkung so außerordentlicher Bewerbungen um den Berner Gelehrten nicht aus; der einst so Mißachtete stieg mehr und mehr nicht nur in der Geltung bei seinen Mitbürgern, sondern vornehmlich auch bei der Regierung des Freistaates, die ohnedies aus seinen Erfolgen in Aigle schon erkannt hatte, daß Haller's praktische Leistungen ebenso ungewöhnliche waren, wie sein Wissen. Man zog ihn darum zu einflußreichen Stellen und umfänglicher Wirk=

samkeit heran, erwählte ihn zum Mitgliede des Appellations- und des Oberehegerichtes, zum „immerwährenden Beisitzer“ des Sanitätsrathes, zum Ehrenmitgliede des Collegiums der Inselspitalärzte und zum ersten und entscheidenden Examinator der jungen Mediciner.

Blieb somit Haller leider fortan und für immer einem Berufe fern gehalten, dem er, wie Wenige vor und nach ihm, zur höchsten Zier und Förderung gereichte, der akademischen Lehrkanzel und dem anatomisch-physiologischen Theater, so durfte er sich jetzt doch als den Mittelpunkt eines weitreichenden Kreises betrachten, in dem ihm des Guten zu stiften und seinem Vaterlande dauernde Wohlthaten zu erzeigen die vielseitigste Gelegenheit geboten war. Er regte in Bern die Gründung eines philologischen Seminars an; er reorganisirte das städtische Waisenhaus, dessen gegenwärtige vorzügliche Einrichtung wesentlich auf Haller zurückzuführen ist, wie nach dessen Angaben auch die jetzigen Gebäude der Anstalt aufgeführt wurden; er zählte zu den Stiftern der Berner ökonomischen Gesellschaft, die sich so große Verdienste um den Wohlstand des Landes erwerben sollte; er war es, der bei dem Rathe eine angemessene Besoldung der Waadtländer Geistlichkeit durchsetzte; er leistete der Schweiz den unvergeßlichen Dienst, daß er Frankreichs Vorhaben, in Versoix am Leman einen großen befestigten Hafen anzulegen und dadurch Genf kommerziell zu Grunde zu richten und von der Schweiz abzuschneiden, zu hintertreiben wußte. Haller verdankt endlich auch die Akademie zu Lausanne ihre zweckmäßige Neubildung.

Bei all diesen mannigfaltigen Bestrebungen aber ruhten

Haller's rein wissenschaftliche Arbeiten keinen Augenblick. Diese umfassen zwar die verschiedensten Gebiete der Naturwissenschaft, seine Hauptforschungen jedoch blieben immer auf die Kenntniß des menschlichen Organismus gerichtet, auf Anatomie, Pathologie und vergleichende Anatomie sich erstreckend, die er mit genialem Blicke nicht als künstlich getrennte einzelne Fächer, sondern als zusammengehörige Theile eines einheitlichen Ganzen behandelte. Mag auch die Gegenwart Haller's anatomisch-physiologische Arbeiten in einzelnen Stücken überholt haben, so wird ihm doch Niemand den Ruhm schmälern können, daß er zu diesen Ergebnissen unserer Zeit den Grund gelegt und die Bahn gebrochen hat und mit den ersten unserer jetzigen Koryphäen dieser Sphäre mindestens auf gleicher Stufe steht. Von seinem Handbuch der Physiologie, dem Werke, welches vor allen andern Haller's Weltruhm dauernd begründet hat, hebt Professor Dr. Ad. Valentin in Bern in seiner Abhandlung: „Albrecht v. Haller's Leistungen im Gebiete der medicinischen Wissenschaften" hervor: das Buch (dessen eigentlicher Titel lautet: „Elementa physiologiae corporis humani") enthält nicht nur eine vollständige Schilderung des gesammten physiologischen Wissens jener Zeit, eine Schilderung, welche eine große Menge neuer, von Haller gefundener Thatsachen umfaßt, sondern gibt auch in seinen Anmerkungen eine vollständige Literaturübersicht, so daß es leicht ist, bei Allem, was Haller darin anführt, sofort auf seine Quellen zurückzugehen und dieselben zu beurtheilen." Ein ausgezeichneter Physiolog aus dem ersten Viertel unseres Jahrhunderts aber, Karl Asmus Rudolphi, zuletzt

Professor der Anatomie in Berlin, sagt von dem Buche treffend: „Wenn alle Verfasser physiologischer Werke befragt werden sollten, welches darunter sie für das erste hielten, so kann Niemand etwas dagegen haben, wenn sie das ihrige nennen; allein wenn man sie weiter fragte, welches sie für das zweite halten, so bin ich überzeugt, daß sie alle ohne Ausnahme Haller's Physiologie nennen werden. Was allen Verfassern aber das zweite scheint, ist gewiß das erste. Nicht wegen seiner Hypothesen, nicht wegen der Anordnung der Materien, sondern wegen des Reichthums der Thatsachen. Daher bleibt sein Werk für alle Zeiten unschätzbar, denn man findet über Alles, was nur irgend dahin gehört, die gründlichste Belehrung."

Auch die vielen Exkursionen, die Haller in die Alpen und den nahen Jura unternahm, dienten zunächst wissenschaftlichen, vorzugsweise botanischen Untersuchungen, und die Schilderungen, die er von diesen Ausflügen und Reisen zu entwerfen pflegte — wie alle seine wissenschaftlichen Schriften, dem Brauche der Zeit gemäß, meist in lateinischer, einzelne auch in französischer Sprache abgefaßt — liest man noch heute mit Interesse, die seltene Beobachtungsgabe ihres Autors bewundernd. Eine eigenartige und geradezu einzige Leistung Haller's jedoch, die während dieser Berner Jahre entstand, „waren jene großartigen Sammelwerke oder ‚Bibliotheken', wie sie ihr Verfasser genannt hat, der Botanik, der Chirurgie, der Anatomie und der praktischen Arzneikunde, in welchen Haller die ganze Literatur des betreffenden Faches, im Ganzen etwa 53,000 wissenschaftliche Werke zum Erstaunen seiner Zeitgenossen ausgezogen,

besprochen und beurtheilt hat" — eine Riesenarbeit, die ihm so leicht kein Gelehrter nachthun wird. Zudem leitete er von Bern aus die Societät der Wissenschaften in Göttingen fort, blieb der Hauptmitarbeiter der Göttinger „Gelehrten Anzeigen", schrieb eine Menge von Abhandlungen auch für andere wissenschaftliche Zeitschriften und unterhielt wie mit den gelehrten Gesellschaften, deren Mitglied er war, so mit Freunden und Verehrern einen ungeheuren Briefwechsel. Füllen doch die in den Jahren 1724—1777 an ihn gerichteten Zuschriften, welche sich gesammelt im Besitze der Berner Stadtbibliothek befinden, nicht weniger als vierundsechzig Bände, aus mehr als dreizehntausend einzelnen Briefen von über zwölfhundert Korrespondenten bestehend! In diesem an das Fabelhafte streifenden Briefwechsel handhabte er mit gleicher Leichtigkeit und Zierlichkeit das gelehrte Latein, die französische, englische und deutsche Sprache, wie er der Mehrzahl der neueren europäischen Sprachen wenigstens in so weit mächtig war, um in ihnen verfaßte wissenschaftliche Werke lesen zu können.

Erwägt man ferner, daß Haller, „dem als echtem Schweizer das öffentliche Leben im Staate im Vordergrunde der Gedanken stand", seinen politischen Ansichten in einer Reihe von Schriften Ausdruck lieh, u. a. in dem 1771 erschienenen didaktischen Roman „Usong", daß er sich desgleichen eifrig mit moralphilosophischen und religiösen Fragen befaßte und dieselben in vielen mehr oder weniger umfänglichen Darlegungen und Aufsätzen erörterte, in denen er seinen Glauben denkend zu rechtfertigen und Angriffe auf die positive Religion nach verschiedenen Seiten hin abzu=

wehren strebte — so kann man ermessen, daß nur eine ganz exceptionelle Arbeitskraft, ein Fleiß, der sich keine Ruhepause gönnte, so daß sich Haller selbst am Morgen seines ersten Hochzeitstages in Aufgaben der höheren Mathematik vertiefte, und ein unglaubliches Gedächtniß im Stande waren, eine solche Thätigkeitslast zu bewältigen. Dazu gingen die Beweglichkeit und Energie seines Geistes so weit, daß er zu gleicher Zeit über die verschiedensten Gegenstände mit vollkommener Klarheit zu denken vermochte — eine Gabe, die nur einer sehr kleinen Elite hervorragender Menschen jemals verliehen gewesen ist. So erzählt einer der zahlreichen Besucher unseres großen Gelehrten: „er habe Haller bei seinem Eintritte schreibend angetroffen; während eines philosophischen Gesprächs ‚über den freien Willen' habe derselbe immer fortgefahren zu schreiben; es seien dann englische Zeitungen in's Zimmer gebracht worden, und nun habe er zu gleicher Zeit auch noch diese durchlesen und nachher über den Inhalt gesprochen."

Allein auch ein Haller mußte solchen geistigen Anstrengungen schließlich erliegen. Ein peinliches Unterleibsleiden, von dem sich schon in Göttingen Spuren gezeigt hatten, stellte sich ein und machte „seine letzten Lebensjahre zu einem ununterbrochenen Kampfe mit seinem Leibe". Sein Gemüth verdüsterte sich immer mehr, zumal er, um den qualvollen Schmerz zeitweilig zu bannen oder zu erleichtern, zu einem Mittel greifen mußte, das seine Nerven allmählig zerrüttete, zu von Woche zu Woche steigenden Dosen Opium. Derart nahte sich die Auflösung und am 4. Dezember 1777 begann der Todeskampf, den er selbst wissenschaft=

lich beobachtete, als wäre er ein fremder Kranker gewesen, an dessen Leidensbett er gerufen worden sei. „Meine Kinder, ich sterbe! Der Athem wird schwerer, der Puls schlägt nicht mehr!" — mit diesen Worten schloß Haller am 12. Dezbr. seine Augen, wenige Wochen nach Vollendung seines neunundsechzigsten Lebensjahres.

Die sterblichen Ueberreste des außerordentlichen Mannes wurden auf dem Friedhofe der französischen Kirche zu Bern bestattet, der heute längst beseitigt ist, so daß nicht einmal mehr die Ruhestätte von Berns größtem Sohne mit Bestimmtheit nachgewiesen werden kann. Auch Haller's ungewöhnlich reiche Büchersammlung — schon die von Göttingen nach Bern mitgenommenen Bücher hatten ein Gewicht von mehr als hundertundfünfzig Centnern! — blieb seiner Vaterstadt nicht erhalten; die österreichische Regierung kaufte sie an und zersplitterte sie dann an die oberitalienischen Hochschulen Padua, Pavia und Mailand, die sie noch heute besitzen.

Außer seiner Wittwe, Amalie Friederike Sophie, geborene Teichmeier, überlebten Albrecht v. Haller vier Söhne und ebenso viele Töchter. Mit ihnen aber weinten ganz Deutschlands Männer, wie der Schweizer Zimmermann, der berühmte Arzt und Verfasser des Buches „Von der Einsamkeit", nach Haller's Hintritt im „Deutschen Museum" bemerkt, um den Verstorbenen und gestanden, daß man seit Leibnizens Tode keinen für die Wissenschaft empfindlicheren Verlust erlitten. Und weit über die Grenzen Deutschlands hinaus erkannten die Zeitgenossen an, „daß Albrecht von Haller nicht allein ein großer Naturforscher und ein be-

deutender Dichter, sondern, mehr als dies Alles, auch ein großer Mensch gewesen ist — ein Charakter von tadelloser Sittenstrenge und Reinheit, von edelster Gesinnung und geistiger Hoheit, von aufrichtiger Frömmigkeit und innerer Demuth" — ein leuchtendes Vorbild für alle Zeiten und ein ewiger Ruhm für die deutsche Nation, die ihn, wir wiederholen dies, als den Ihrigen in Anspruch nehmen darf, denn auf deutscher Geistes- und Herzensbildung erwuchs die glänzende Erscheinung, deren Name „Albrecht v. Haller" nimmermehr vergehen wird.

In der Sklaverei bei den Patagoniern.

Aus dem Leben eines französischen Reisenden.

Von

H. Osterland.

Vor einer Reihe von Jahren begab sich ein junger Franzose im Alter von dreiundzwanzig Jahren nach Südamerika, theils um daselbst sich geographischen und naturwissenschaftlichen Studien zu widmen, theils und hauptsächlich aus Abenteuerlust und um dort sein Glück zu machen. Nach einem längeren Aufenthalte in Buenos Ayres durchstreifte er mit einem Genossen, einem Italiener, jagend die Pampas, jene baumlosen Grasebenen, die sich über den ganzen

Süden der argentinischen Konföderation und einen Theil Patagoniens bis zum östlichen Fuße der Anden ausdehnen, und lebte sammt seinem Kameraden Wochen lang von dem Ertrage seiner Büchse. Eines Tages stießen unsere beiden Jäger auf eine Indianerhorde, welche das Leben des Italieners zu einem jähen Abschlusse brachte und unseren Franzosen für todt auf der Wahlstatt liegen lassen wollte. Einer der Wilden erbarmte sich indeß des Schwerverwundeten, nicht sowohl aus menschlichem Mitgefühl, als in der Absicht, einen Sklaven in ihm zu gewinnen. Er zog dem Weißen seine Kleider aus und setzte den Halbnackten dann auf ein wildes Pferd, welches er neben demjenigen, auf dem er selbst ritt, mit sich führte.

Der Stamm, in dessen Gewalt Guinnard — so hieß unser Franzose — gerathen, waren die Poyuchen, die längs der Ufer des Rio Negro bis an den Fuß der Cordilleren nomadisirend umherschweifen, an der Grenze zwischen der argentinischen Republik und Patagonien, auf einem zum Theil von tiefen Thälern eingeschnittenen Gebiete. Nach einigen Monaten eines solchen Vagabundenlebens hatte Guinnard in seiner äußeren Erscheinung kaum noch eine Spur von einem Europäer aufzuweisen, und dergestalt akklimatisirt und nationalisirt, wurde er von den Poyuchen an einen bei ihnen zum Besuche verweilenden Puelchenhaufen gegen einen Gaul und einen Ochsen vertauscht; wie es scheint mehr als eine Kuriosität, denn als nutzbares Besitzthum. Indeß grinsten die braunen Gesichter seiner neuen Herren vor Freude über ihren Handel, was unseren Franzosen unter anderen Umständen sicher höchlichst ergötzt haben würde.

Sind Türken und Araber gegen einen ihrer Sklaven sehr heftig erzürnt, so drohen sie diesem regelmäßig damit, ihn verkaufen zu wollen. Die Bedeutung einer solchen Drohung, die Furcht vor dem Verkaufe hatte Guinnard kennen zu lernen reichliche Gelegenheit; wollte er doch lieber seine gegenwärtigen Leiden ertragen, als neuen Qualen entgegen gehen. Allein die Puelchen machten es wie die Poyuchen, sie verkauften ihn aus Gewinnsucht an eine Bande Patagonier, von denen er sich nicht viel Gutes versprechen zu dürfen glaubte. Doch sah er sich, zu seiner angenehmen Ueberraschung, von seinen dritten Gebietern im Allgemeinen etwas menschlicher behandelt, als von den vorhergehenden. Seine nunmehrigen Eigner waren riesengroße Gestalten, sämmtlich sechs Fuß hoch, ja noch größer, ihr persönlicher Typus aber wich nur wenig von dem der Puelchen ab. Ihre Büste war unverhältnißmäßig lang, so daß sie zu Pferde noch größer aussahen, als sie wirklich waren. Ihre breiten, fast viereckigen Gesichter mit den abgeplatteten Schädeln, das Vorspringen von Stirn und Kinn und ihre langen, schmalen Nasen verliehen ihnen ein sehr eigenthümliches und charakteristisches Profil.

Wie ihr Gefangener vielfach beobachten konnte, übertraf die Körperkraft der Patagonier — sie selbst nennen sich Tehuelchen oder Tsonecas — die Stärke der Europäer bei Weitem; namentlich war ihre Muskelkraft erstaunlich, noch bewundernswerther jedoch ihre Marschierfähigkeit, welche gar keine Grenze zu haben schien. Oftmals sah Guinnard, mit welcher außerordentlichen Geschicklichkeit sie den Lasso zu schleudern verstanden, wie sie damit das unbändigste Pferd

in seinem vollen Laufe aufhielten, bis es sich halb erwürgt auf der Erde wälzte, und bei solchen Leistungen, welche keiner unserer berühmtesten „Athleten" zu vollbringen im Stande sein würde, traten ihre Muskeln nicht mehr hervor als in normalem Zustande — ein Beweis davon, wie sehr die physische Organisation dieser Indianerstämme der des civilisirten Menschen überlegen ist. Mit einer beispiellosen Leichtigkeit ertragen sie Entbehrungen und Beschwerden jeglicher Art, oft zwei bis drei Monate beständig zu Pferde, fast ohne auszuruhen, vom Rio Negro bis gen Puntas Arenas in Chile durch die Pampa galopirend. Brechen sie vier- bis fünfhundert Stunden weit zu einem Raubzuge auf, so nimmt, außer den zwanzig bis dreißig Pferden, die jeder von ihnen bei sich hat, keiner der Männer etwas Anderes mit, als eine Anzahl von Lassos, einige Lanzen und große Messer, die sie sowohl zur Jagd, wie für allfällige Begegnungen mit feindlichen Horden gebrauchen. Höchstens, daß Dieser oder Jener unter das ihnen zum Sattel dienende Leder ein paar Schnitten in der Sonne gedörrten Salzfleisches legt, welches mit einer Mischung von Rinder- und Pferdefett genossen wird.

Das von den Patagoniern bewohnte ungeheure Areal, der südlichste Theil des amerikanischen Festlandes bis zur Magelhaes-Straße, ist übrigens nicht, wie man bisher wohl annahm, völlig unfruchtbar, mindestens ein Drittel des Gebietes, vornehmlich die Westseite und die Magelhaesspitze, bringt im Gegentheil eine reiche und mannigfaltige Vegetation hervor und enthält, wie Guinnard versichert, in der Nachbarschaft der Anden eine Reihe der pittoreskesten Land-

schaften mit einer Fülle des anmuthigsten Baumschlags, welche unser armer Gefangener trotz der traurigen Lage, in der er sich befand, nicht umhin konnte mit Entzücken zu betrachten. Ja die Gegend fesselte ihn so sehr, daß er das unstete, wilde Leben seiner Herren gern für immer getheilt haben würde, hätte ihn das harte Joch der Sklaverei, unter dem er seufzte, nicht ein baldiges tragisches Ende befürchten lassen müssen.

Es war ein entsetzliches Dasein, zu welchem er sich verdammt sah, das Dasein eines stummen Packthieres. Die Indianer ließen ihn nie in ihre Gesellschaft zu, und wenn ihn die eine oder andere Verrichtung einmal in ihre Toldos — die den Baracken unserer Zigeuner ähnlichen Hütten der Patagonier — rief, so wurde er stets unbarmherzig wieder in's Freie hinausgejagt, sowie sein Geschäft in der Wohnung vollbracht war. Entfernte er sich seinen Peinigern nicht schnell genug, so hatte er grausame Hiebe mit dem Lasso zu erdulden, die ihm nach und nach Brust und Rücken wund und blutrünstig schlugen. Sein Aufenthalt war draußen bei den Pferden und Rindern, welche er zu beaufsichtigen hatte; hier mußte er in allem Wetter bleiben, bei Tag und bei Nacht, häufig dem glühendsten Sonnenbrand ausgesetzt, der seinen nackten Leib versengte, oder von Wind und Regen, von Frost und Hagel bis in's Mark seiner Knochen erstarrt. Hände und Füße wurden ihm alsdann so steif und unbehilflich, daß er beim Absteigen vom Pferde sich mit den Zähnen an der Mähne festhalten mußte, weil er seine Gliedmaßen nicht gebrauchen konnte und schließlich völlig unbeweglich auf dem Erdboden liegen blieb und lange

Zeit sich nicht wieder zu erheben vermochte. War es daher nicht natürlich, wenn er nachgerade keinen anderen Gedanken mehr hegte, als den, wie er seine Flucht bewerkstelligen sollte?

Bei dem besten Willen, den er hatte, wollte es Guinnard nicht gelingen, sich in den verschiedenen patagonischen Leibesübungen gehörig zu vervollkommnen und sich die Geschicklichkeit anzueignen, die seine Gebieter von ihm forderten. Sonach war er in ihren Augen ein sehr unnützes Möbel, und darum verkauften sie ihn an einige Pampa-Indianer oder Pampas, die zu einem anderen Tehuelchen-Stamme gehören, der ein von dem Patagonischen verschiedenes Idiom spricht. Diesmal war der Preis, welcher für das zweifüßige Geschöpf bezahlt wurde, mehrere Pferde und einige Ellen rothen und schwarzen Tuches. Die neuen Herren des Franzosen wollten vor allen Dingen wissen, aus welchem Grunde er sein Vaterland verlassen habe. Guinnard antwortete ihnen, daß der Ehrgeiz ihn aus Europa getrieben habe; in seiner Heimath wohnten im Verhältnisse zu deren Flächenraum so viele Menschen, daß nur Wenige zu einer unabhängigen Existenz oder auch nur zu leidlicher Behaglichkeit gelangen könnten. In allen civilisirten Ländern seien Geld und äußerer Besitz die treibende Kraft, und daher suche von dem einen und dem anderen Jeder durch Ausübung irgend einer besonderen Thätigkeit so viel wie möglich zu erwerben, wiewohl die Mehrzahl kaum genug verdiene, um auch nur die nothwendigsten Bedürfnisse befriedigen zu können. So begäben sich denn gleich ihm alljährlich Tausende von Europäern in freiwillige Verbannung, in der Hoffnung, dort binnen kurzer Zeit so viel zu gewinnen,

um aller Sorge enthoben zu sein, oder in der Fremde ein vergnügteres Leben zu führen, als es ihnen daheim möglich sei. Endlich, schloß er seine Erwiderung, habe der Wunsch, seine unbemittelte Familie zu unterstützen, desgleichen wesentlich zu seinem Entschlusse beigetragen, in fernen Ländern sein Glück zu versuchen.

Die Indianer, denen ein patagonischer Dolmetscher Guinnard's Rede übersetzte, lachten verächtlich über seine Mittheilungen und versetzten, da er nun einmal durch das Schicksal zu ihnen verschlagen worden sei, so brauche er sich um seine Zukunft nicht länger zu kümmern. Er könne jetzt essen und trinken, ohne daß er zu arbeiten nöthig habe, und seine Familie werde schon ohne ihn verkommen müssen, weil sie ihn doch niemals wieder zu Gesicht bekäme. Bei ihnen sollte es ihm ganz wohl ergehen, wenn sie ihm auch kein Haus und keine Kleidung zum Schutze gegen die Unbilden der Witterung geben würden, und die nackte Erde, trocken oder naß, Felsen oder Gras seine Lagerstatt sein müßten. Er würde sich an diese Art von Leben mit der Zeit schon gewöhnen, wie sie selber ja daran gewöhnt seien, erschiene er ihnen doch genau von derselben Beschaffenheit wie sie, und wenn er sich ihnen treu und nützlich erweise, so wollten sie ihn auch gut behandeln. Uebrigens seien die Christen Narren — Uehsalmas — und Dummköpfe — Pofoß — daß sie arbeiteten, um Gold zu gewinnen und sich vom Kopf bis zu den Füßen mit wundersamen, unbequemen und ungesunden Kleidungsstücken zu bedecken, die jedenfalls nicht wenig mühevoll herzustellen wären.

Unter den Indianern Südamerika's hält sich jeder Mann

und jede Familie für absolut frei und unabhängig. In der That lebt Jeder, ohne von dem Anderen Notiz zu nehmen, so ziemlich auf seine Faust und nach seinem eigenen Gutdünken, trotz dieser Anschauungen und Gewohnheiten aber bekriegen die verschiedenen Stämme, in welche Poyuchen, Pampas, Mamuelchen und Tehuelchen oder eigentliche Patagonier zerfallen, sich einander meist so heftig, daß dadurch ihre persönliche Freiheit nicht selten arg beeinträchtigt wird, während die Noth sie zwingt, sich zu mehr oder minder zahlreichen Horden zusammen zu schließen und sich Häuptlinge oder Caziken zu wählen, denen sie widerspruchslosen Gehorsam zu leisten haben, so lange sie bei der Gesellschaft verweilen, die sie freilich früher oder später, ganz nach ihrem Gutdünken, wieder verlassen, um sich an einer anderen Bande zu betheiligen.

Der Wechsel des Klimas ist auf der patagonischen Pampa ein sehr regelmäßiger, hat diese doch nur den Unterschied zwischen Sommer- und Wintertemperatur aufzuweisen. Die letztere kommt nahezu den Wärmeverhältnissen unseres süddeutschen Dezembers gleich; Schnee fällt selten, jeden Morgen aber ist der Erdboden mit Reif überzogen. Dagegen entwickelt der Sommer eine entsetzliche Hitze, die nicht nur den Menschen, sondern auch den Thieren der Pampas, namentlich den Pferden, hart zusetzt, von denen manches der Glühhitze zum Opfer fällt. In einzelnen Landschaften des Gebietes, so in den von den Mamuelchen durchstrichenen Regionen, ist die Luft so außerordentlich trocken, daß an keinem lebenden Geschöpfe jemals eine Transpiration bemerklich wird und die Leichname der von der Hitze getöd-

teten Thiere nicht verwesen, sondern nur mumienartig zusammenschrumpfen.

Der Wuchs der Pampa-Indianer bleibt hinter dem der Patagonier nicht unerheblich zurück; mit wenigen Ausnahmen erreicht er selten mehr als fünf Fuß acht bis neun Zoll. Ihre Hautfarbe ist dunkler als die aller übrigen Indianer, ein tiefes Olivenbraun, das bei Manchen fast schwarz erscheint, die Haut selbst jedoch am ganzen Körper weich wie Seide, ebenso glänzend und ölig anzufühlen, was unter der Einwirkung der Sonne noch mehr hervortritt. Für gewöhnlich tragen sie ihr Haar in einem auf dem Scheitel mit einem Lederriemen zusammengebundenen dicken Büschel, in der Schlacht jedoch lassen sie es sich lang über das Gesicht hinabfallen, um die ihnen drohenden Gefahren nicht sehen zu können.

Der Gang aller Indianerinnen hat etwas eigenthümlich Ungraziöses, so, und vielleicht in noch höherem Grade, auch der Pampasweiber, woran zum Theil wohl die Art und Weise, wie sie sich niederzusetzen pflegen, Schuld tragen mag. Um dies zu bewerkstelligen, stützen sie sich mit der Fußspitze auf den Boden, beugen den linken Schenkel, kauern sich dann auf die Ferse nieder, legen das rechte Bein über das linke und setzen schließlich den rechten Fuß flach neben den linken, um dergestalt ihre gekreuzten Beine im Gleichgewichte halten zu können. Diese ermüdende Stellung, an die sie von Kindheit an gewöhnt sind, bringt eine seltsame Verunstaltung der linken Hüfte hervor, indem sie das Bein nach innen verdreht. Ihre Hände sind klein und zierlich, ihre Knöchel fein und wohlgebildet und auch ihre Füße

nicht groß, doch breit. Kann man ihre Formen im Allgemeinen zwar nicht eben als schön bezeichnen, so zeugen sie doch mindestens von einer außerordentlichen Körperkraft, einer Muskelstärke, die hinter denen der Männer nicht viel zurückbleibt. Die reichsten und vornehmsten tragen ein drei Finger breites Lederband um den Hals, das auswendig mit kleinen Halbkugeln oder Metallhalbperlen dicht besetzt ist, welche sie selbst sehr geschickt zu fabriziren wissen. Die Breite und Steifheit dieses sonderbaren Schmuckstückes, das sich zum Halsbande für einen großen Neufundländer Hund trefflich eignen würde, verleiht den meist so ernsten und würdevollen Zügen seiner Trägerinnen einen überaus komischen Anstrich.

Ihren Männern gehorchen die Pampa-Indianerinnen ohne Murren, immer thätig und arbeitsam, während ihre Gebieter lang hingestreckt der Ruhe pflegen, wie sie das jederzeit thun, wenn sie sich nicht auf der Jagd befinden oder die mit dem Lasso eingefangenen wilden Pferde und Rinder zu zähmen suchen. Bei dem häufigen Wechsel ihrer Lager- und Wohnplätze sind es stets die Frauen, denen der Transport des Haushalts obliegt. Sie beladen die Saumthiere, satteln ihren Männern die Pferde und sitzen dann selbst mit drei oder vier Kindern auf. So treiben sie mit Lanzen die Heerde vor sich her, während die Männer, nur mit ihren Lassos und Waffen belastet, unterwegs sich mit der Jagd ergötzen, ohne sich um ihre Familien weiter zu bekümmern, wie zärtlich sie auch sonst an ihren Kindern hängen. Am Ziele angelangt, haben die Weiber wiederum alle erforderlichen Geschäfte zu verrichten. Sie laden die

Pferde ab und eilen, die Zelte oder Bretterhütten aufzuschlagen, unter deren Dache ihre Eheherren alsbald die Ruhe suchen, während sie selbst ihnen die Mahlzeit zubereiten. Gleich allen seinen Stammesbrüdern lebt der Pampa eigentlich nur zu Pferde, mit einem einzigen flotten Sprunge sich in den hölzernen Bocksattel schwingend, der Kopf und Brust seines Renners einrahmt. Die Frauen sitzen in derselben Weise zu Pferde wie die Männer, nur sind ihre Sättel ganz anderer Art als die ihrer Gebieter; sie bestehen aus einem Gerüste mit sieben bis acht darüber gebreiteten Schaffellen, auf denen ein hohes rundes Rollkissen angebracht ist. Um auf dieses thurmartige Gebäude hinaufzuklettern, bedienen sie sich eines vom Halse des Pferdes herabhängenden Steigbügels.

Bei allen den wilden Stämmen, die unser Gefangener nach und nach kennen lernte, gilt die Vermählung als ein wichtiger Akt und Abschnitt des Lebens, wenn sie auch gewissermaßen ein Handelsgeschäft ist, ein Austausch des Weibes gegen eine Anzahl von Thieren und Geräthschaften. Wünscht sich der Indianer eine Frau zu nehmen und hat er zu solchem Behufe bereits seine Augen auf ein Mädchen der Nachbarschaft geworfen, so besucht er der Reihe nach seine sämmtlichen Verwandten und Freunde, unterrichtet sie von seinem Vorhaben und bittet um ihre Mithilfe bei dessen Ausführung. Je nach dem Grade seiner Verwandtschaft oder Freundschaft ertheilt hierauf jeder der also Angesprochenen seinen Rath und seine Zustimmung in einer langen Rede, deren Gewicht er durch allerhand passende Geschenke, wie Pferde, Rinder, silberne Sporen, Steigbügel

oder sonstige Erträgnisse unternommener Raubzüge, zu verstärken bemüht ist.

Bei der Geburt eines Kindes haben Vater und Mutter zu entscheiden, ob es leben bleiben soll oder nicht. Fällt ihre Entscheidung günstig aus, so wird es sofort der Gegenstand der größten Zärtlichkeit von Seiten seiner beiden Eltern, die sich selbst lieber den härtesten Entbehrungen unterziehen würden, wenn sie damit den unbedeutendsten Wunsch oder nur eine Laune des Kleinen befriedigen könnten — denn Kinder werden ja in der ganzen Welt verzogen. Eine Art von Leiter vertritt dem patagonischen Kinde die Stelle der Wiege. Mit Schaffellen umhüllt, ruht der Oberkörper des kleinen Menschen auf den dicht neben einander gefügten Sprossen, der Unterleib aber fällt in eine Art Vertiefung hinab, die rundum ein Holzgitter eingrenzt. An den vier Enden dieser merkwürdigen Wiege, welche oben und unten einen Fuß länger ist als das Kind, sind lederne Riemen befestigt, an denen der Apparat während der Nacht über dem Lager der Eltern aufgehangen wird, die so die Maschinerie in Bewegung setzen und das Kind wiegen können, ohne sich selbst große Mühe zu bereiten. Jeden Morgen wird das Kleine in das Freie hinausgetragen und auf einem Schaffelle in die Sonne gelegt; bei regnerigem Wetter bleibt es in seiner Wiege, die man dann an einen Pfosten des Zeltes oder der Hütte bindet, so daß das Kind auch dann nicht der frischen Luft entbehrt. Kaum jedoch können die kleinen Patagonier auf Händen und Füßen umherkrabbeln, so läßt man sie schon Messer und andere scharfe Waffen regieren

und gegen Jeden gebrauchen, der ihnen nahe kommt. „Was für prächtige Burschen!“ rufen dann wohl die entzückten Eltern aus; „die werden einmal tüchtige Christenfeinde abgeben!“

Eines von Guinnard's Hauptgeschäften bestand darin, diesen jungen Quälgeistern zur Zielscheibe zu dienen. Er mußte Alles über sich ergehen lassen und still halten, wenn ihn die ungezogenen braunen Rangen auf jede erdenkliche Art zu martern und zu belästigen strebten. Manchmal warfen sie ihn aus ihren Schleudern mit großen Steinen, zuweilen fingen sie ihn von ihren Pferden aus mit den Lassos und schleiften den von der Schlinge Halberwürgten im Galope hinter sich her — das Alles, wie man denken kann, zur höchsten Genugthuung ihrer werthgeschätzten Eltern, die sich um die blutenden Wunden des gepeinigten Europäers nicht mehr kümmerten, als um ein gebrochenes Bein eines oder des anderen ihrer Hunderte von Pferden.

Drei volle Jahre hatte der unglückliche Guinnard diese fürchterliche Sklaverei zu erdulden. Endlich aber schlug auch ihm seine Erlösungsstunde. Als der Stamm, der ihn gefangen hielt, einmal bis in die Nähe des Rio Negro streifte, gelang es ihm, in der Nacht zu entkommen. Er ritt buchstäblich um sein Leben und rettete sich in die Buenos Ayres umgebenden Pampas, wo er sich längere Zeit verborgen hielt, bis er auf einen Trupp argentinischer Vaqueros (Rinderhirten) stieß, die ihn nach der Hauptstadt der Republik mitnahmen. Nach Frankreich heimgekehrt, schilderte er seine Erlebnisse und Drangsale in einem hoch-

interessanten Buche, dem wir die Schilderung seiner Begebnisse in der südamerikanischen Wildniß entnommen haben.*)

Vierzehn Jahre später, von 1869—1870, durchzog ein anderer Europäer, der brittische Seeoffizier Georg Chaworth Musters, im Geleite einer Horde Tehuelchen-Indianer die gesammte Strecke der patagonischen Pampa und vervollständigte durch seine Berichte die von unserem Franzosen gegebenen Mittheilungen über das bis dahin nur wenig entschleierte Innere des südlichsten Zipfels des amerikaschen Kontinents. Vielleicht finden wir Veranlassung, unsere Leser auch mit den wichtigsten der Musters'schen Wahrnehmungen bekannt zu machen, denen freilich das romantische Moment einer Gefangenschaft bei den Wilden gebricht.

---

*) Trois ans de l'Esclavage chez les Patagons. Récit de ma captivité par A. Guinnard, mémbre de la Société de Géographie.

Das Vermählungs- und Einzugs-Fest eines spanischen Königspaares.

Ein Blatt aus der europäischen Sittengeschichte.

Von

A. Weidenthal.

(Nachdruck verboten.)

Die am 23. Januar d. J. festlich begangene eheliche Verbindung des Königs Alfons XII. von Spanien mit seiner Cousine Donna Maria de las Mercedes ruft uns die Vermählung eines anderen noch jugendlicheren Herrschers des nämlichen Reiches und die sowohl höchst eigenthümliche als entsetzliche Feierlichkeit in das Gedächtniß zurück, welch Spanien zu Ehren des freudigen Begebnisses veranstaltete. Gewiß sind vielen unserer Leser diese, wir müssen leider sagen echt spanischen Hochzeitsfestlichkeiten nicht bekannt geworden, wie man sie jetzt ja in Spanien selbst gern ableugnen möchte, wir glauben daher, mit der nachfolgenden Erzählung derselben ein allgemeineres Interesse zu erregen, unterlassen indeß, unsere authentischen Quellen entnommenen Mittheilungen mit jedweder weiteren Betrachtung oder irgendwelchem sensationellem Aufputze zu begleiten — die nackten Thatsachen sprechen ja selbst laut und eindringlich genug.

Es war ebenfalls im Monat Januar, 1680, als

König Karl II. von Spanien, ein siebenzehnjähriger Jüngling, mit seiner ihm neuvermählten Gattin, einer Prinzessin des französischen Bourbonenhauses, in seinen Staaten einzog, allenthalben im Lande vom Jubel des Volkes begrüßt. Um das Ereigniß in recht solenner und unvergeßlicher Weise zu feiern, fiel man in Madrid auf den Gedanken, als Hauptfestlichkeit ein allgemeines oder General-Auto de Fé, d. h. eine Ketzerverbrennung en gros und en masse, in's Werk zu richten, wie eine solche auch im Jahre 1632 in Scene gesetzt worden war, um die Mutter des Königs, Philipps IV. Gemahlin, auf spanischem Boden würdig zu empfangen. War es nicht ein in hohem Grade effektvoller Abschluß der Vermählungs- und Einzugsfestlichkeiten, wenn man die von den verschiedenen Inquisitionsgerichtshöfen verurtheilten Ketzer und sonstige Feinde des wahren Glaubens zusammenholte und in der Hauptstadt zu Ergötzen und Gedenken des jungen Königspaares den verdienten Feuertod erleiden ließ? Madrid hatte allerdings nicht die Ehre, ein gewöhnlicher Verbrennungsplatz der Inquisition zu sein, da hier selbst ein ständiges Tribunal fehlte, um so außerordentlicher und merkwürdiger aber wurde dadurch das beabsichtigte Festschauspiel. So beschloß man denn, die Ketzerrichter von Toledo, dem Hauptsitze der Inquisitionsprovinz, nach Madrid kommen zu lassen und ebenso ihre Gefangenen dahin überzuführen und in der königlichen Residenzstadt vor den Augen des Monarchen und dessen Gemahlin den Flammen zu überantworten, welche sie durch ihre Sünden verwirkt hatten.

An den nöthigen Opfern gebrach es nicht; man verfügte über Ketzer der mannigfaltigsten Schuldabstufungen, so daß das zu ehrende hohe Paar eine Anschauung der verschiedensten Strafen und Bußen gewinnen konnte, welche das geistliche Gericht zur größeren Ehre Gottes verhängte.

Da gab es eigentliche Ketzer, Hexenmeister, auch einen heimlichen Mohammedaner, der sich nicht hatte zum Christenthum bekehren lassen wollen, insbesondere aber eine stattliche Anzahl von rückfälligen Israeliten, auf die im damaligen Spanien eifrige Jagd gemacht wurde. Das Fest versprach mithin ein vollständiges und glänzendes zu werden, und der General-Inquisitor von Spanien, Don Diego Sarmiento de Valladares, brachte seine Einladung im Königsschlosse an und erhielt die Versicherung, daß die Majestäten einem so Gott wohlgefälligen Feste mit Freuden beiwohnen würden.

Die Feier selbst ward für den 30. Juni bestimmt, der Tag des heiligen Paulus, die öffentliche Ankündigung der zu erwartenden Festlichkeiten sollte jedoch schon einen Monat früher, am 30. Mai, stattfinden, dem Gedenktage an König Ferdinand III. oder den Heiligen (1217—1252), der einst mit eigener Hand das Holz für die Scheiterhaufen rückfälliger Juden herbeigetragen hatte. Auf Befehl des genannten General-Inquisitors mußten dreizehn in der Ketzerverbrennung mit reichlichen Erfahrungen ausgestatteten Provinzial-Inquisitoren die Anordnung des Ganzen leiten: den Bau einer prachtvollen Schaubühne; die Herstellung und Aufpflanzung der Fahne des heiligen Offiziums (der Inquisition); die Auswahl der berittenen Ehreneskorte des

Inquisitions-Rathes; die Errichtung der Ehrenplätze auf den Tribünen; die solenne Ankündigung des Aktes; die Aufstellung der großen Kreuzprozession; die Formation bewaffneter Zunftdeputationen; den sicheren Gewahrsam der herbeizuführenden Gefangenen und deren übliche Ketzervermummung; die Abfassung der Abschwörungs- und Absolutionsformulare, sowie der Formel des Eides, den der König selbst bei dem Auto de Fé zu leisten hatte; die gehörige Bewirthung des Königspaares und der sonstigen Notabilitäten, der Musikanten und Henkersknechte u. s. w., denn natürlich durfte die Ceremonie nicht ohne Pauken und Trompeten und andere weit schallende Instrumente vollzogen werden. Für dies Alles hatten die erwählten Inquisitoren von Cordoba, Aragonien, Toledo, Salamanca, Granada, Sevilla u. a. m. mit den ihnen beigegebenen Räthen, Kaplänen, Oberkerkermeistern, Universitätsrektoren, Professoren und geistlichen Rittern Sorge zu tragen.

Am Vorfeste, dem 30. Mai, wehte von Nachmittags 3 Uhr an vom Palaste des General-Inquisitors die seine Würde bezeichnende Fahne, eine mit Goldborden verzierte große schwarze Flagge, während aus allen Fenstern des imposanten Gebäudes karmoisinrothe Decken hinabhingen und die ganze Fronte desselben bekleideten. In den Eckfenstern aber standen Zinkenisten, die zwei Stunden hindurch helle Fanfaren schmetterten, während auf den Straßen vertheilte Trommler dröhnende Wirbel schlugen. Sowie es fünf Uhr schlug, thaten sich die Flügel des großen Portales auf, um eine Cavalcade der Inquisitionseskorte und ihrer Diener zu zeigen, die unter der Anführung eines Ober-

häschers des heiligen Offiziums und mit der Inquisitionsstandarte vor dem Palaste Aufstellung nahm. Eine neue Trompetenfanfare gebot der versammelten Menge Stillschweigen, dann trat ein Herold an die an ihren Zipfeln von zwei spanischen Granden gehaltene Fahne und rief mit mächtiger Stimme: „Allen Bewohnern und Eingesessenen dieser Stadt und Residenz Madrid, sowie Allen, die sich dermalen daselbst aufhalten, kund und zu wissen: daß das heilige Offizium der Inquisition für Stadt und Königreich Toledo am 30. Juni des laufenden Jahres auf der Plaza Mayor dieser Hauptstadt ein öffentliches Auto de Fé begehen wird und daß Allen so demselben beiwohnen und dabei hilfreiche Hand leisten, sämmtliche Gnaden und Indulgenzen (Ablässe) zu Theil werden sollen, die von den Päpsten für solche Theilnehmer und Hilfeleistende jemals bewilligt worden sind. Jeder, der diese Botschaft hört, soll sie weiter verbreiten." Nicht allein vor dem Inquisitionspalaste aber, sondern auf allen öffentlichen Plätzen Madrids wurde das bevorstehende Fest in der nämlichen Weise angekündigt, unter dem Geleite der Inquisitionsreiterei. Als der Herold vor dem königlichen Residenzschlosse seinen Spruch anhob, trat der König mit seiner Gemahlin auf den Balkon hinaus und hörte die Botschaft mit aller ihr gebührenden Andacht an. Die verhängnißvolle schwarze Fahne aber wurde, nachdem die Cavalcade ihren Umritt vollendet hatte, auf dem Inquisitionspalaste wieder aufgezogen und mahnte bis nach Sonnenuntergang an das herannahende Glaubensfest.

Den Plan zu der aufzuschlagenden Schaubühne entwarf der Unterkastellan der königlichen Schlösser und Oberkerker-

meister der Inquisition José del Olmo — derselbe, nach dessen 1680 erschienenem Schriftchen Fridolin Hoffmann in seiner unlängst veröffentlichten „Geschichte der Inquisition" (Bonn, Neußer, 1878), welcher unsere Darstellung folgt, die Einzelheiten des Auto's mitgetheilt hat — die Kosten des Theaters mußte die Stadt Madrid auf Befehl des Königs übernehmen. Auf der im westlichen Theile Madrids gelegenen Plaza Mayor errichtet, lehnte sich das Amphitheater an den Palast eines der spanischen Granden, die hinter den Fenstern und Balkonen des Gebäudes befindlichen Zimmer bildeten daher gewissermaßen die Logen der Bühne, aus denen die Ehrengäste, an ihrer Spitze die Majestäten mit ihrem Gefolge, die Hinrichtung der Ketzer in größter Bequemlichkeit mit ansehen konnten, denn die Verbrennungsstätte, der sogenannte brasero, war in unmittelbarster Nähe — ein acht Fuß langer und ebenso breiter Herd, zu dem man auf sieben, die ganze Breite des Platzes einnehmenden Stufen emporstieg. Von der Schaubühne gelangte man auf einer mit kostbaren Teppichen belegten Treppe in die Gemächer des Palastes und die verschiedenen zum Speisen und Trinken hergerichteten Räumlichkeiten. Sollten doch die hohen Herrschaften des aufregenden Schauspieles mit möglichstem Behagen genießen können.

Schon zwei Tage vor dem eigentlichen Drama begann das Vorspiel desselben. Am 28. Juni 1680 wurde von einer Schaar glaubenseifriger Männer das vor dem Thore von Alcala aufgestapelte Holz für die Scheiterhaufen in feierlichem Zuge abgeholt, der auf dem Rückwege vor dem

königlichen Palaste Halt machte, um durch seinen Hauptmann Karl II. eines der in Empfang genommenen Holzstücke zu überreichen, die von den Mitgliedern der Prozession wie eine Waffe geschultert wurden. Huldvoll empfing der König das ihm überbrachte Scheit, trug es zu seiner Gemahlin, die es mit frommer Inbrunst an das Herz drückte, und stellte es dann dem Hauptmann wieder zu mit dem Befehle, daß es bei der heiligen Ceremonie im Namen des Monarchen vor allen übrigen in die Flammen geworfen werden solle. Dabei äußerte der jugendliche Souverän, wie sein ernstes Absehen darauf gerichtet sei, seinem Ahnen, König Ferdinand dem Heiligen, der, wie schon erwähnt, mit eigener Hand Holz zum Scheiterhaufen für die Juden herbeigeschafft, ein würdiger Nachfolger zu werden. Genau die Worte, welche ihm sein Beichtvater, der Inquisitor von Toledo, Don Franz Estevan del Vado in den Mund gelegt hatte. Die Holzstücke schichtete man schließlich auf der Verbrennungsstätte in Haufen zusammen, auf daß sie am Tage der Feier alsbald zur Hand waren.

Mit der am nächsten Nachmittage veranstalteten „Prozession der Kreuze“, eines aus mehr denn siebenhundert Personen bestehenden Zuges, der durch fast alle Straßen der Residenz paradirte, „in vollkommenster Ordnung“, wie del Olmo versichert, wurde der heilige Akt selbst inaugurirt. Auf dem Hauptaltar der Kirche zur heiligen Mutter Gottes von Aragonien war das „Grüne Kreuz“, das Festbanner der Inquisition, aufgepflanzt worden; von hier aus schritt der erwähnte Zug durch die Stadt, zu beiden Seiten von einem Spalier uniformirter „Glaubensstreiter“ um-

geben. Vorauf marschirte der erste Anwalt der Inquisition von Toledo, hierauf der Chor der königlichen Kapelle, der die erschütternden Weisen das „Miserere“ anstimmte. Nun erschien das in schwarzen Krepp gehüllte Grüne Kreuz, auf der einen Seite vom Dominikanerprovinzial nebst drei Mönchen, auf der anderen vom Prior des Klosters „Unserer Lieben Frau von Atocha“ und drei seiner Konventualen geleitet, denen sich der Adel, die Konsultatoren und Censoren der Inquisition, die vornehmen und gelehrten Körperschaften, die grüne brennende Wachskerzen tragenden Inquisitionsnotare, die Diener des heiligen Amtes mit weißen Wachslichtern, die angeseheneren Inquisitoren, Mönche aller Orden, die Ritter vom Sankt Jakob anreihten. Die schwarze Standarte der Inquisition, von zweien der höchsten Granden des Reiches flankirt, und einige andere geistliche Brüderschaften, die Waisen- und Findelkinder u. s. w. machten die Nachhut der Prozession aus, in deren Mitte das Weiße Kreuz des katholischen Glaubens getragen wurde. Dieses letztere setzte man darnach auf einen Altar der königlichen Schloßkapelle nieder, das Grüne Kreuz hingegen brachte man zu den Dominikanern zurück, den von Amtes wegen berufenen Ketzerrichtern.

Der für das geplante Massen-Auto de Fé benöthigten Delinquenten war eine erkleckliche Anzahl zusammengebracht worden, nicht weniger denn achtundachtzig. Die Armen! Ohne zu erfahren, wohin sie geführt werden sollten, hatte man sie jählings mitten in der Nacht aus ihren toledanischen Kerkern gerissen und davon geschleppt. Und welche Fahrt mußten sie bestehen! Mit gefesselten Händen und ge-

knebeltem Munde ging es weiter, und immer nur bei Nacht und Nebel; Tages über setzte man sie wieder hinter Schloß und Riegel — sie hatten keine Ahnung davon, wo sie sich befanden. So gelangten sie endlich unter der Aufsicht ihrer Wächter, die kein einziges Wort zu ihnen sprachen, eine Stunde vor Mitternacht nach Madrid, um hier auf Karren nach dem behufs ihrer Aufnahme vorher geräumten Zuchthause befördert und daselbst in Einzelzellen eingeschlossen zu werden. Ueber dreiundzwanzig der Unglücklichen war schon vorher der Todesspruch ergangen — ohne daß ihnen Mittheilung davon geworden war! — Jetzt erst erfuhren sie das furchtbare Schicksal, das ihrer am anderen Morgen harrte, der Martertod auf dem Holzstoße. Der oberste der Inquisitoren begab sich mit seinem Sekretär zu jedem dieser mit Ketten gefesselten Gefangenen und las ihnen das Urtheil vor, indem er den Todeskandidaten je zwei Dominikaner mitbrachte, die dann mit ihnen eingeschlossen wurden — nicht sowohl um den Verurtheilten geistlichen Trost und den Beistand der Kirche zu spenden, sondern vielmehr, „um ihren Opfern etwas abzupressen, das einer Unterwerfung unter den römisch-katholischen Glauben ähnlich klang". Zwar retteten damit die also Gequälten nicht etwa ihr Leben, allein sie entgingen doch dem grausamen Feuertode — man erwürgte sie, sowie sie am Pfahle des Scheiterhaufens festgebunden worden waren. Von sämmtlichen dreiundzwanzig waren es indeß zunächst blos zwei schwache Frauen, welche die Angst zur Verleugnung ihrer bisher standhaft behaupteten Ueberzeugung trieb und „die Salbe des wahren Heiles" begehren ließ. Ganz ungewöhnlicher-

maßen wurde diesen Bekehrten nicht blos die Qual der Flammen erspart, sondern selbst das Leben geschenkt — zweifelsohne, um auch nach dieser Richtung hin das zu Ergötzung und Erbauung des jungen Königspaares unternommene Glaubensfest zu einem außerordentlichen und exceptionellen zu stempeln.

So hatte denn der Holzstoß nur noch einundzwanzig Verdammte zu empfangen. Kaum graute der Morgen, da erschienen bei ihnen die Knechte des heiligen Offiziums, um ihnen bei der erforderlichen Toilette zu helfen, d. h. die „Coroza", die mit Flammen und Teufeln bemalte spitzige Mütze, aufzusetzen und die „Zamarra", das mit einer runden Oeffnung zum Durchlassen des Kopfes versehene umgekehrte Schaffell, um die Schultern zu hängen, das auch mit allerhand Höllengestalten bepinselt war. Die übrigen Delinquenten, die vorläufig noch nicht zum Tode verurtheilt waren, steckte man in helle Ueberwürfe ohne Aermel, „Sambenitos", die keinerlei Teufelsbilder an sich trugen, weil die Kirche ja nicht alle Hoffnung aufgab, diese Gefangenen in ihren Schoß zurückzuführen. Eine ungeheure Volksmenge wogte auf den Straßen, als die Armen kurz nach sechs Uhr Morgens aus ihren Kerkern in's Freie hinaus geführt wurden; nicht blos ganz Madrid war auf den Beinen, das Schauspiel zu betrachten, auch die weite Umgegend hatte Tausende von Menschen nach der Residenz gesandt. Man würde jedoch irren, nähme man an, daß lediglich müßige oder „fromme" Neugier die Massen herbeigelockt, nein, „sicher", heißt es in Hoffmann's obengenanntem hochinteressanten Buche, „pochte manches Herz voll Theilnahme, wenn Diejenigen sichtbar wurden,

welche vor Jahren oder Monaten plötzlich aus ihren Lebenskreisen verschwunden waren, ohne daß man anfänglich ihr Schicksal ahnte, und die man nun, sei es, daß ihr Weg zum Tode führte oder in's Gefängniß zurück, wohl zum letzten Male sah. Man braucht sich nur der Anhänglichkeit der Israeliten an ihre Stammes- und Familienangehörigen zu erinnern, um sich vorstellen zu können, wie mancher heimliche Jude sich an diesem Morgen die bittere Genugthuung verschaffte, den letzten Blick eines Verwandten oder Freundes aufzufangen und ihm einen verstohlenen Abschiedsgruß zuzuwinken — — —."

Wiederum war es eine endlose Prozession, welche die Verurtheilten nach dem Richtplatze geleitete, wo unter einem Baldachine der Großinquisitor thronte, der am Tage eines Auto de Fé den amtlichen Titel führte: „Stellvertreter des Richters über die Lebendigen und die Todten." Nach del Olmo's gewissenhaftem Berichte haben wir uns den Zug folgendermaßen zusammengesetzt und geordnet zu denken: Zuerst kamen die „Streiter des Glaubens", jene Schaar von zweihundert und fünfzig Lanzenträgern, deren wir bereits gedacht; ihnen folgte das schwarz verhüllte Kreuz der Pfarrkirche von Sankt Martin, von zwölf Priestern in weißen Chorhemden behütet. Alsdann zeigten sich vierunddreißig auserlesene Männer von athletischem Gliederbau, von denen jeder eine mit „Zamarra" und „Coroza" angethane Puppe an einem Pfahle umhertrug. Diese Figuren stellten die Ketzer vor, welche durch Tod oder Flucht der Exekution durch das heilige Amt entgangen waren, und wurden an Stelle ihrer Vorbilder verbrannt. Andere Gruppen von

Männern hatten Kisten oder Särge auf den Schultern, in denen sich die sterblichen Ueberreste verstorbener Ketzer befanden, die zusammen mit jenen Puppen den Flammen überantwortet werden sollten. Besondere Aufmerksamkeit erregte die nunmehr einherschreitende Gruppe der Prozession — zwölf Reuige, die sich des Vergehens der Zauberei schuldig gemacht, ihre Sünden aber bekannt und bereut hatten. Nach ihnen sah man vierundfünfzig Israeliten, denen das Leben geschenkt worden war, weil man sie noch nicht im Rückfalle betroffen, die jedoch harte Bußen auszuhalten hatten und unter der speziellen Ueberwachung der Inquisition verblieben. Jetzt erst erschienen die einundzwanzig „Aufgegebenen", denen der Feuertod bevorstand, in der geschilderten „Höllentoilette" und gleich ihren Vorgängern brennende Kerzen in den Händen. Jeder hatte seine beiden Dominikanermönche neben sich gehen, die noch immer nicht von dem Versuch abließen, ihnen eine Abschwörung ihrer „sündhaften Irrthümer" abzupressen. Spanische Granden als sogenannte „Inquisitionsvertraute" oder „Familiaren", der Oberfiskal und die Inquisitoren von Toledo, die Inquisitoren von Madrid, der hohe Rath der Inquisition von Spanien und die schwarze Standarte des Glaubensgerichtes vervollständigten das Todesgeleite, welchem ein dichter Schwarm geistlicher und weltlicher Herren als freiwillige Begleiter nachströmte.

Nachdem der gespenstisch durch die Straßen Madrids dahin wallende Zug den Platz des Amphitheaters erreicht und die dazu berechtigten Zuschauer ihre Sitze eingenommen hatten, legte der Großinquisitor seine oberpriesterlichen Gewänder an und verfügte sich nach der im zweiten Stock-

werke des gedachten Palastes hergerichteten Loge des Monarchenpaares, um dem König den Eid vorzulesen, den derselbe zu leisten hatte. Aufrecht stehend, die eine Hand auf ein ihm dargereichtes Kruzifix, die andere auf das Evangelienbuch legend, welches dem General-Inquisitor von einem Diakonen übergeben worden war, hörte Karl II. die Schwurformel an, die also lautete:

„Eure Majestät schwören und geloben auf Euern Glauben und Euer königliches Wort, daß Sie als wahrhafter König von Gottes Gnaden und als katholischer Herrscher mit Ihrer ganzen Macht die katholische Religion, wie die heilige apostolische und römische Kirche sie enthält und lehrt, beschützen und Alles thun wollen, sie zu erhalten und auszubreiten; Sie schwören und geloben, daß Sie verfolgen und zu verfolgen befehlen wollen alle Häretiker (Ketzer) und Abtrünnige, die Feinde dieser Kirche; Sie schwören und geloben, daß Sie dem heiligen Offizium der Inquisition und ihren Dienern alle nothwendige Unterstützung leisten und zu leisten befehlen wollen, damit die Häretiker, die Störer des Friedens unserer heiligen Kirche, gefaßt und zur Strafe gezogen werden können, wie die heiligen Canones und Vorschriften es verlangen, ohne daß Eure Majestät irgendwen dawider in Schutz nehmen oder Einer weß Standes immer davon ausgenommen werde.“

„Ich schwöre,“ antwortete der Monarch mit fester Stimme und bekräftigte damit dies entsetzliche Dokument der unmenschlichsten Intoleranz und Grausamkeit.

Valladares kehrte hierauf zur Tribüne zurück, in deren Mitte sich ein Altar erhob, wo zunächst ein feierliches Hoch-

amt celebrirt wurde. Dann verlas einer der anwesenden Dominikanermönche eine zweite Eidesformel, mit deren Inhalt sich die Versammlung durch ein dreimaliges kräftiges „Amen!“ einverstanden erklärte. Jeder bemühte sich, dies so laut zu rufen, wie es seine Stimmwerkzeuge vermochten, um der Inquisition nicht etwa als lau im Glauben verdächtig zu werden. Eine lange Predigt, die von einem anderen Dominikanerpater gesprochen ward, endigte mit einem an das heilige Amt gerichteten Glückwunsch, „daß es diese abscheulichen Feinde Gottes, die da vor ihnen stehen, zum Tode führe und deren Seelen der Hölle übergebe, damit der Herr gerächt werde in seiner gekränkten Ehre.“

Jetzt gab der General-Inquisitor mit einer silbernen Glocke das Zeichen zum Verlesen der verschiedenen Urtheile. Nach jedem der auf Tod lautenden Strafsprüche sperrte man den damit Betroffenen in eine Art Käfig ein und trug ihn darin hinweg, um den Anwesenden seinen fluchwürdigen Anblick zu entziehen. In diesem schauerlichen Augenblicke ließen sich plötzlich die Stimmen eines Mannes und eines Weibes vernehmen, die, als ihre Namen unter den dem Tode Geweihten angeführt wurden, kläglich um Gnade winselten; sie sähen ein, jammerten sie, daß sie schuldig seien, und wollten jegliche Buße und Strafe auf sich nehmen, wenn man ihnen nur das Leben schenke. Auch sie fanden ausnahmsweise Gehör und wurden begnadigt — zu lebenswierigem Kerker in Ketten. Mithin blieben nur noch neunzehn Ketzer für die Flammen übrig.

Zuvor wurden die oben erwähnten menschlichen Ueberreste, Gebeine 2c. dem Feuer überliefert, auf dem Rande

des für die lebendigen Opfer bestimmten „Brasero". Dann setzte man die Letzteren sammt ihren Käfigen auf die Scheiterhaufen, ließ sie aus ihren Gewahrsamen heraus und fesselte sie mit großen eisernen Halsringen an die Marterpfähle, um welche Holz- und Reisigbündel aufgebaut lagen. Mit castilianischer Grandezza legte der mit solcher Stellvertretung betraute Edelmann das Holzscheit des Königs zu dem aufgeschichteten Brennmaterial, und — in wenigen Minuten schlug, vom entzündeten Pech und Schwefel genährt, die glühende Lohe über den Unglücklichen zusammen. Das grauenhafte Schauspiel währte jedoch bis in die Nacht hinein; erst um neun Uhr erlosch das Leben der letzten der einem grausamen Wahn geopferten Menschen, und so lange war es der Königsjüngling nicht müde geworden, dem „heiligen" Akte zuzusehen! Die zum Gefängniß begnadigten schaffte man mittlerweile in aller Stille, so wie sie gekommen, nach ihren dunkeln Verließen in Toledo zurück, während der ganzen Nacht aber wurden die Flammen geschürt, damit am anderen Morgen jede Spur des Geschehenen auf der Plaza Mayor getilgt sei. Und in der That war dort „um neun Uhr nichts mehr zu erblicken, was dem Auge eines castilianischen Cavaliers hätte widerwärtig sein können".

Also glaubte das fromme Spanien vor noch nicht zweihundert Jahren Vermählung und Einzug seines neuen Königspaares ehren zu müssen! Jedes weitere Wort über solche Feier ist von Ueberfluß, leider jedoch füllt diese blos eines der vielen schwarzen Blätter in der Geschichte der menschlichen Gesittung. Haben doch alle Völker und alle religiösen

Bekenntnisse ihr reiches Theil zu den Unthaten des Wahns und Glaubensfanatismus beigetragen, also daß keiner sich an die Brust schlagen und sprechen darf: „Seht! ich bin nicht wie die da!“

Ueber amerikanische Eisenbahnen.

Von

Friedrich Zimmermann.

Fast jeder Reisende, jeder Schriftsteller, der je die Vereinigten Staaten besuchte, hat sich veranlaßt gesehen, dem transatlantischen Eisenbahnwesen eine kürzere oder längere Besprechung zu widmen, so daß es fast als ein Wagniß erscheint, einen so oft besprochenen Gegenstand noch einmal zu berühren. Ich habe indessen die Erfahrung gemacht, daß trotz alledem selbst die Mehrzahl unserer Gebildeten einen durchaus unklaren Begriff über die Vorzüge und Nachtheile amerikanischer Bahnen, verglichen mit den europäischen, hat. Ich kann es daher nicht unterlassen, eine treue Schilderung transatlantischen Eisenbahnwesens, wie ich es aus eigener Erfahrung kennen gelernt, zu entwerfen, in der Hoffnung, irrige Ansichten, die gleichwohl die meisten Deutschen theilen, zerstreuen zu helfen.

Doch „to commence with the commencement“ — um mit dem Anfang zu beginnen. Das erste, was dem

Fremden in den Vereinigten Staaten auffällt, sind die wahrhaft erbärmlichen Bahnhöfe. Prachtbauten, wie sie Berlin, Stuttgart, ja überhaupt fast jede größere Stadt Deutschlands aufzuweisen hat, kennt man in Amerika nicht. New-York, Philadelphia und Baltimore, die bedeutendsten Städte der Union, besitzen Bahnhöfe, deren sich eine deutsche Provinzialstadt von 20,000 Einwohnern schämen würde. Ein einfaches gefängnißartiges Gebäude von mäßiger Größe, geschwärzt und düster, am Abend so nothdürftig erleuchtet, daß man kaum im Stande ist, sich zurecht zu finden, genügt den Ansprüchen des Amerikaners vollkommen. Ein paar Wartesäle mit kahlen getünchten Wänden, wie man sie kaum auf einer deutschen Dorfstation findet, ist Alles, was der amerikanische Bahnhof dem Publikum an Bequemlichkeiten bietet. Der Wartesaal für Damen (ladies-room), von dem für Herren streng geschieden, ist gewöhnlich mit Rohrstühlen ausgestattet, der für Herren enthält nichts als eine rings an den Wänden entlang laufende eiserne Bank mit abgetheilten Sitzen, damit auch in dieser Beziehung die republikanische Gleichheit gewahrt werde und der Wohlbeleibte sich auf Kosten des Mageren nicht zu viel Platz anmaßen könne. Nicht genug zu loben ist dagegen die Einrichtung, die ich vorzüglich auf den westlichen Hauptstationen gefunden, dem Publikum ein Waschzimmer zu öffnen, wo jedem Reisenden Wasser, Seife und Handtuch gratis zur Verfügung steht. Welche Wohlthat dies in der Sommerhitze ist, kann nur der begreifen, der tagelang bei 30 Grad Réaumur im Schatten im Wagen zu sitzen gezwungen war.

Das Rauchen ist innerhalb der amerikanischen Bahnhöfe verboten, in um so ausgiebigerer Weise ist indessen dafür gesorgt, daß die Yankees ihrer Nationalleidenschaft, dem Tabakkauen, fröhnen können, ohne die Zimmer zu sehr zu verunreinigen. Es steht nämlich vor jedem dritten Sitz etwa ein großer irdener Spucknapf mit kraterförmiger Oeffnung, die sich das wartende Herrenpublikum zur Vertreibung der Langenweile als Zielpunkte auserselen kann, den Tabakssaft mit von keinem anderen Volke der Erde annähernd erreichter Geschicklichkeit danach zu spritzen. Eine solche Reihe von Spucknäpfen bildet im Verein mit der eisernen Bank die ganze Ausstattung eines amerikanischen Wartesaales. Wer sich erfrischen will, muß nach dem in der Bahnhalle befindlichen Buffet gehen, um dort stehend zu genießen, was er bedarf. Ist auf diese Weise der Bahnhof der ungemüthlichste Aufenthaltsort, den man sich nur vorstellen kann, so ist im Gegensatz dazu Alles geschehen, dem Reisenden den Aufenthalt im Zuge selbst so angenehm und bequem wie möglich zu machen. Der Amerikaner sagt sich ganz richtig: „Auf der Station bleibe ich eine halbe, wohl auch eine ganze Stunde, im Zuge vielleicht drei Tage.“ —

Nehmen wir an, ich wolle eine Reise von Baltimore nach St. Louis unternehmen, so stehen mir drei Arten der Beförderung zu Gebote, der „express-train“ oder Kurierzug, der „limited-express“ oder Schnellzug und der „emigrant-train“ oder Auswandererzug, ein Bummelzug. Zu diesem letzten Zuge werden Billets zu ermäßigten Preisen ausgegeben, doch nur von den östlichen Städten nach dem Westen.

Auf der Rückfahrt gehen keine Auswandererzüge, so daß man in diesem Falle den Kurier- oder Schnellzug benutzen muß. Um ein- für allemal mit dem „emigrant-train“ fertig zu sein, erwähne ich noch, daß derselbe sich nur durch seine Langsamkeit und die größere Anzahl von Rauchwagen von den übrigen Zügen unterscheidet, sowie dadurch, daß er nur einmal täglich befördert wird und keine Schlafwagen führt.

Ich fahre also mit dem „express-train“, da ich die Wahl habe und die Fahrpreise zwischen diesem und dem „limited-express“ nicht differiren. Mein Fahrbillet (ticket) habe ich mir schon den Tag vorher in der Stadt, wo zahlreiche Billet-Bureaux dem Publikum geöffnet sind, gekauft. Mein Passagiergepäck ist ebenfalls bereits fort. Ich begebe mich zu einem der Eisenbahn-Bureaux, zeige mein Billet vor, nenne die Anzahl meiner Gepäckstücke, erhalte eine gleiche Anzahl nummerirter Messingmarken (checks) und brauche mich dann um nichts weiter zu bekümmern. Gegen Zahlung von 25 Cents für jedes Stück wird mir mein Gepäck aus dem Hause geholt, um mir bei meiner Ankunft in St. Louis wohlbehalten zurückgeliefert zu werden. Passagiergut ist frei. Es wird angenommen, daß durchschnittlich Niemand mehr als einen Centner Gepäck mit sich führt, man kann aber auch zwei haben, ohne einen Cent Ueberfracht zu zahlen. Andere Passagiere haben dafür weniger oder gar nichts, wodurch sich die Sache wieder ausgleicht. Die Amerikaner nehmen es eben mit Kleinigkeiten nicht so genau und fahren gut dabei.

Wir kommen nun zu einem Uebelstand, nämlich dem,

daß auf den transatlantischen Bahnen nur eine Fahrklasse existirt. Der Fahrpreis ist in Folge dessen ein außerordentlich hoher, fast so hoch, wie der der ersten Klasse in Deutschland, wodurch dem Unbemittelten das Reisen schwer, ja beinahe unmöglich gemacht wird. Der Amerikaner hilft sich über diesen Punkt hinweg, indem er kaltblütig sagt: „Wer kein Geld hat, soll nicht reisen“ — wobei er ganz und gar vergißt, wie thöricht und die republikanische Gleichheit geradezu persiflirend es ist, dem Armen die Berechtigung zum Reisen überhaupt abzusprechen. In dieser Hinsicht ist also in europäischen Ländern für die Gesammtheit des Volkes besser gesorgt als in den freien Staaten.

Indem ich den Bahnhof betrete, gewahre ich neben dem Billetschalter einen offenen Kasten mit verschiedenen Fächern, die mit Fahrplänen und Kärtchen der Bahnlinie und ihrer Verbindungen angefüllt sind. Dem Beispiele der übrigen Reisenden folgend, suche ich mir aus dem Kasten heraus, was ich für meine Route brauche. Diese Fahrpläne, die dem Publikum gratis zur Verfügung stehen, enthalten Alles, was einem Passagier wissenswerth sein könnte. Habe ich auf diese Weise ohne die geringsten Umständlichkeiten den Perron erreicht, so entsteht mir jetzt die erste Schwierigkeit, diejenige, den richtigen Zug zu finden. Kein Portier ist vorhanden, mich zurecht zu weisen, keine Schaffner sind da, die ich befragen könnte, ich muß mich an meine Mitreisenden wenden, mit deren Hilfe ich endlich den richtigen Zug erwische.

Die Wagen fallen dem Fremden durch ihre ungewöhnlichen Dimensionen auf, sie überragen in Länge, Breite und

Höhe die bei uns gebräuchlichen bei Weitem. Jeder Wagen bildet einen einzigen Raum, dessen Eingänge anstatt an den Längsseiten, an den Querseiten sich befinden, wie solche Wagen auch in Württemberg gebräuchlich sind. Ein Durchgang zwischen den beiden Thüren theilt den Wagen in eine linke und rechte Hälfte. Ein vorspringender, durchbrochener Oberbau dient zur Ventilation, einige Petroleum-Ampeln zur Erleuchtung, ein großer eiserner Ofen spendet im Winter die nöthige Wärme. Die Fenster sind, außer mit Vorhängen, noch mit beweglichen Holzjalousien versehen und in jedem Wagen befindet sich ein Behälter mit Eiswasser zum beliebigen Gebrauch, sowie ein Kabinet.

Die gepolsterten Sitze mit ihren niedrigen Lehnen stehen denen unserer zweiten Klasse an Bequemlichkeit etwas nach, haben dagegen einen anderen Vorzug. Man kann die Rücklehnen nämlich nach der einen oder anderen Seite überklappen, so daß es Bekannten stets möglich ist, zusammen zu sitzen. Außerdem pflegt man in Amerika die Waggons nicht zu überfüllen, wie dies in Deutschland vielfach mit beispielloser Rücksichtslosigkeit geschieht. Der Amerikaner ist nicht mit der Lammesgeduld eines deutschen Reisenden ausgestattet und läßt sich von einem groben Schaffner sein schwer bezahltes Recht auf Bequemlichkeit nicht streitig machen.

Vor jeder Eingangsthüre befindet sich eine eiserne Plattform, die mit der des nächsten Wagens in Verbindung steht, deren Betreten jedoch, wie angeschlagen steht, während der Fahrt verboten ist. Trotzdem kehrt sich Niemand daran, wenn ich sie doch betrete. Man kann sich eben in Amerika

seinen Hals auf eigene Rechnung brechen, wenn's Einem durchaus darum zu thun ist. Ich habe mich kaum im Wagen niedergelassen, so setzt sich der Zug plötzlich ohne einen Pfiff, ohne ein Abfahrtssignal in Bewegung. Er besteht höchstens aus fünf bis sechs Wagen, denn die Amerikaner lieben keine langen Züge und ziehen es bei großer Frequenz vor, Extrazüge zwischen die fahrplanmäßigen einzuschieben. Der nächste Wagen nach der Maschine ist der Rauchwagen (smoking-car), der allein für den Gebrauch der Herren bestimmt ist. Wo sich Damen befinden, ist Rauchen streng untersagt. Auf großen Strecken wird dem Zuge auch noch ein Salonwagen mit Schlafvorrichtung (Pulman-palace-car) angehängt, auf kürzeren statt dessen noch ein Rauchwagen. Letztere sind etwas einfacher eingerichtet und dienen außer zu dem angedeuteten Zwecke hauptsächlich den unteren Volksklassen zum Aufenthalt. Da gleiche Fahrpreise erhoben werden, so kann sich selbstverständlich Jeder niederlassen, wo er will. Der Arbeiter aber vermeidet aus natürlichem Anstandsgefühl die Wagen, worin die „ladies“ sich aufhalten und zieht den Rauchwagen vor, wo er Niemand genirt. Ist man allein, so setzt man sich als passionirter Raucher ebenfalls in den smoking-car, in Begleitung von Damen bleibt dagegen nichts übrig, als sich eine Stunde zu beurlauben, wenn die Begierde nach dem Genusse des edlen Krautes zu mächtig wird. Man durchschreitet, da die Wagen mit einander verbunden sind, den ganzen Zug während der Fahrt, bis man sein Ziel erreicht hat, und kehrt auf demselben Wege zurück. Ich rathe aber dabei Jedem, sich ordentlich

fest zu halten. Amerikanische Wagen ruhen, da man die Schienen sehr nachlässig zu legen pflegt, auf ganz besonders guten Federn und schwanken in Folge dessen wie ein Schiff auf hoher See. Ein Gehen oder Stehen, ohne sich anzuklammern, besonders aber das Ueberschreiten der Plattformen während der Fahrt ist mit der größten Gefahr verbunden.

Ein einziger Kondukteur (Conductor), der zugleich Zugführer ist, begleitet den Zug. Die Wagenreihen durchschreitend, fordert er die Billets ein und gibt dem Reisenden dafür einen Kartonstreifen, auf dem sein Name, sämmtliche Stationen der Strecke, für die er Dienst hat, und die Aufforderung, dies Billet an den Hut zu stecken, gedruckt sind. Ein genaues Verzeichniß der Haltestationen ist dem Reisenden schon deshalb unentbehrlich, weil nicht, wie bei uns, die Stationen angerufen werden. Jeder hat selbst danach zu sehen, daß er nicht zu weit fährt. Nachts hängt man seinen Hut an die Wand und legt sich unbesorgt schlafen. Man kann dann sicher sein, zur rechten Zeit geweckt zu werden. Der Kondukteur, ein höflicher Mann wie alle amerikanischen Beamten, geht still durch die Wagen, sieht die Billets nach, ohne den Passagier eher zu wecken, als bis er aussteigen muß. Er verschmäht es, die Wichtigkeit seines Amtes durch urwüchsige Grobheit zu erhöhen, obgleich er einen ungleich bedeutenderen Posten bekleidet, als ein deutscher Schaffner. Er ist nicht nur Kondukteur und Zugführer, der oberste Beamte auf der Strecke, sondern auch Billetverkäufer. Wer einsteigt, ohne ein Fahrbillet gelöst zu haben, kann es von ihm für den tarifmäßigen Preis er=

halten. Haben sich blinde Passagiere eingeschmuggelt, die nicht zahlen können, so zieht er an der Signalleine, die, jedem Arm erreichbar, durch sämmtliche Wagen läuft, der Zug hält und der Passagier wird ausgesetzt. Dergleichen kleine Intermezzos kommen im Westen täglich vor, ohne daß Feuerlärm geschlagen wird, wie in manchen anderen Ländern. Dem armen Teufel gar Hut und Stock abzupfänden, oder ihn der Polizei zu überliefern, wäre in Amerika ein Unding, hätte der Uebelthäter selbst schon die halbe Fahrt mitgemacht. Ich erinnere mich da einer komischen Episode, von der ich auf der westlichen Strecke zwischen St. Louis und Little-Rock Zeuge war. Ich saß gerade im Rauchwagen. Auf einer kleinen Urwaldstation, deren Name mir entfallen, stieg ein junger Bursche mit einem kleinen Bündel an der Hand ein, dem man den Farmarbeiter auf den ersten Blick ansah. Er setzte sich still mir gegenüber und begann mit unnachahmlicher Nonchalance seinen Thonstummel zu rauchen. Nachdem wir etwa eine Stunde gefahren waren, erschien der Kondukteur im Wagen.

„Ah,“ sagte er, auf den jungen Burschen zutretend, „da treffen sich ja alte Bekannte! Guten Tag, Sir, freut mich, Sie zu sehen — haben Sie Billet?“

„Danke Ihnen — nein!“

„Dann müssen Sie aussteigen.“

„All right.“

„Aber um's Himmels willen,“ rief der Kondukteur, „seit acht Tagen schon habe ich Sie regelmäßig ausgesetzt und immer wieder versuchen Sie mitzukommen. Was bezwecken Sie eigentlich?“

„Mitzukommen," sagte der Jüngling lakonisch.

„Wird sich schlecht machen. Ich setze Sie aus."

„Thut nichts. Ich steige in den nächsten Zug wieder ein."

Alle Passagiere lachten und der Kondukteur mit.

„Wo wollen Sie denn hin?" fragte er, in seiner Beamtenherrlichkeit durchaus nicht gekränkt.

„Nach Little-Rock — Arbeit suchen."

„Nun, dann bleiben Sie in des Teufels Namen sitzen, damit ich Sie endlich einmal los werde," sagte der Kondukteur, und der Jüngling kam mit nach Little-Rock.

Was den europäischen Reisenden anfänglich mit Schrecken erfüllt, ist die gänzliche Abwesenheit von Bahnwärtern, sowie der Barrièren an Straßenübergängen. Ein weißes Schild mit der Warnung „take care of the engine" oder „look for the locomotive" erinnert den biederen Landmann, die Augen aufzuthun, um nicht überfahren zu werden. Der Zug würde bei solchen Kollisionen gar keine Gefahr laufen, denn das eiserne Gitterwerk, der „cow-catcher" oder „Kuhfänger", der vorn an der Maschine angebracht ist, wirft jedes Hinderniß aus dem Wege. In den westlichen Gegenden, wo sich das frei in den Wäldern waidende Vieh oft auf dem Geleise aufhält, werden täglich Ochsen und Maulthiere von dem „cow-catcher" getödtet, ohne daß die Insassen des Zuges das Geringste davon verspürten. Der Deutsche, der an peinliche Aufsicht gewöhnt ist, lebt die ersten Tage in beständiger Angst vor Unglücksfällen, gewöhnt sich aber überraschend schnell an die neuen Verhältnisse, sobald er sieht, daß man ebenso sicher und dabei weit bequemer und ungenirter fährt als im Vaterlande.

Die kleinen Stationen, die der Zug passirt, besitzen gar nichts, was man ohne Uebertreibung einen Bahnhof nennen könnte. Ein Holzschuppen, unter dem die harrenden Passagiere Schutz vor den Unbilden der Witterung finden, steht neben dem Geleise. Der Zug hält unter freiem Himmel. Eine gedeckte Bahnhalle ist etwas, dessen sich nur die größten Städte rühmen können, der Mangel einer solchen wird aber in Amerika auch gar nicht empfunden, da man im Zuge Alles findet, was man braucht, so daß das Bedürfniß des Aussteigens auf Zwischenstationen gar nicht vorhanden ist. Vorn, im Gepäckwagen hat ein Fruchthändler sein Asyl aufgeschlagen und bietet während der Fahrt Apfelsinen, Feigen, Bananen, Nüsse, Biscuits und Cigarren in den Personenwagen feil. Sein Geschäftsfreund, der „fliegende Buchhändler", ist mit den verschiedenartigsten Zeitschriften, interessanten Reisenovellen &c. versehen und verkauft dieselben zu antiquarischen Preisen, arrangirt auch wohl eine kleine Lotterie mit einem Einsatz von 10 Cents. Bei uns, wo man auf kleinen Stationen die Zeit zu vertrödeln liebt, ist es in den meisten Fällen dem beklagenswerthen Reisenden auch auf großen Haltestationen unmöglich, sich zu restauriren, höchstens gelingt es ihm, in der Geschwindigkeit eine Tasse mit in kochendem Wasser verdünnter Bratenbrühe, die man euphemistisch „Bouillon" nennt, zu erobern. Drüben verfolgt man die entgegengesetzte Praxis. An unbedeutenden Orten wird nur wenige Minuten gehalten, ganz kleine passirt man im Schritt. Die Briefbeutel werden ausgewechselt, ein paar Passagiere springen, mit ihren Köfferchen in der Hand, auf die Platt=

formen, wie bei uns in den Omnibus, und der Zug geht weiter. Dreimal täglich aber hält er volle 20 bis 25 Minuten, auf eigens in den Fahrplänen bezeichneten Mahlzeitstationen (meal-stations), damit jeder Reisende im Stande ist, eine ordentliche Mahlzeit, auf die der Amerikaner große Stücke hält, zu genießen. Bei der Einfahrt in den Bahnhof sieht man einen wohlfrisirten und in schneeweißes Leinen gekleideten Negerkellner vor der Thüre des Eßsaales (dining-room) stehen, der durch Läuten mit einer großen Glocke den Hungerigen den richtigen Weg zeigt. Alles steht bereit, man braucht nur zuzugreifen. Zugführer, Maschinisten und sämmtliche Fahrgäste steigen dann aus und setzen sich gemeinschaftlich an die gedeckten Tische. Man löst an der Eingangsthüre ein Tischbillet, das gewöhnlich 75 Cents (3 Mark) kostet, für welchen Preis man so viel an Cotelettes, Beefsteaks, Braten, Eiern, gerösteten Austern, Pudding, Kartoffeln, Weißbrod, Biscuits, Kaffee, kurz von Allem, was eine amerikanische Tafel bietet, genießen kann, wie sich möglicherweise in der oben angegebenen Zeit mit einiger Geschicklichkeit und gutem Willen vertilgen läßt. Diese Prozedur wiederholt sich Morgens, Mittags und Abends. Bricht die Nacht herein, so macht man es sich, wenn man nicht vorzieht, für drei Dollars ein Billet zum Schlafwagen zu lösen, wo man wie im Hotel logirt, auf seinem Sitze bequem und schläft, von keinem schreienden Schaffner und ewig auf- und zuschlagenden Thüren geweckt, ganz vortrefflich, so daß man nach einer dreitägigen Reise in Amerika nicht halb so ermattet am Bestimmungsort anlangt, als hätte man in Europa eine Reise von 24 Stunden ge-

macht. Wer ein direktes Billet hat, braucht sich absolut um Nichts zu kümmern. In großen Städten hält vor dem Bahnhof ein Omnibus, in dem man kostenfrei von einem Bahnhof zum anderen befördert wird, wo der anschließende Zug schon wartet.

Ohne Aufenthalte, ohne wesentliche Veränderung der gewohnten Lebensweise reist man ununterbrochen von einem Ende der weiten Union zum anderen, wenn man eben — das Geld dazu hat. Was indessen die Fahrgeschwindigkeit anbelangt, so gebe man ruhig alle kühnen Phantasien auf. Der Expreßzug fährt nicht um das Geringste schneller als ein deutscher Kurierzug, und der „emigrant-train" ist der leibhaftige Zwillingsbruder unseres Bummelzuges. Im Westen, in den Urwäldern, durch welche nur eingleisige Bahnen gehen, fährt man sogar mit einer Bedächtigkeit und Vorsicht, die oft den Unwillen des ungeduldigen Passagiers erregt.

Füge ich nun noch hinzu, daß all' die Erzählungen von der Unsicherheit der transatlantischen Bahnen in das Gebiet der Reiseromane gehören, daß man ebenso sicher fährt, als zu Haus, wie ja die Statistik der Unglücksfälle mit überzeugender Gewißheit nachweist, so wird Jedermann die Ueberlegenheit amerikanischer Verkehrsanstälten in Bezug auf Bequemlichkeit und Einfachheit des Verwaltungsapparates anerkennen, wenn auch zugestanden werden muß, daß Reisen da drüben, mehr als irgend wo anders, ein Vergnügen für reiche Leute ist. Der amerikanische Grundsatz „theuer und gut" findet, wie auf den Gebieten des Handels und der Industrie, auch hier seine Anwendung. Für uns aber,

die wir unter ganz anderen Verhältnissen leben, als die Bürger der freien Staaten, verdient ein System den Vorzug, welches auch dem Unbemittelten ermöglicht, eine Reise innerhalb der Grenzen seines deutschen Vaterlandes zu unternehmen.

Die Schnecke

im

Volksglauben, als Nahrungsmittel und als Telegraph.

Von

Hugo Zeitzmann.

Die Schnecke ist ein wunderliches Thier, mit seltsamen Gewohnheiten und Neigungen und von sehr verschiedenartiger Geltung bei den Menschen. Manche von uns hegen eine nicht geringe Meinung von den geistigen Eigenschaften der Schnecke, schreiben sie ihr doch geradezu die Erfindung des elektrischen Telegraphen zu, Andere schätzen sie gar so hoch, daß sie das merkwürdige Geschöpf aufessen. Wie gerne aber die Kinder die Schnecke necken, ist bekannt, ebenso jenes durch ganz Deutschland gehende Lied, welches anhebt:

„Schnecke, Schnecke, Schliere,
Zeig' mir deine Hörner alle viere &c."

und ihr ankündigt, daß, wenn sie solchem Verlangen nicht pünktlich entspreche, sie ohne Weiteres von den Krähen verspeist werden werde. In Neapel hört man die Lazzaronibuben singen:

„Jesce, jesce, corna etc.“
was so ziemlich das Gleiche besagt wie unser altes deutsches Kinderlied; und ähnliche volksthümliche Neckverse finden wir in den meisten Ländern Europa's.

Im Mittelalter scheint man der Schnecke sehr kriegerische Gelüste zugeschrieben zu haben. So entsinnen wir uns in einem jener Zeit entstammenden Kalender einen kuriosen Holzschnitt gesehen zu haben, der eine Schnecke darstellte, wie sie den Angriff eines bewaffneten Mannes zurückschlägt. Ein anderes Bild desselben Kalenders zeigt uns gar, wie mehrere Männer und Frauen sich vergeblich bemühen, eine Schnecke in die Flucht zu treiben, die sich auf dem Wartthurm einer festen Stadt niedergelassen hat und die Angreifer durch ihre ausgestreckten Hörner in Schrecken setzt, während die beigefügten Reime die Tapferkeit der Schnecke noch ausführlicher verherrlichen.

Daß die Schnecke in Gärten und auf Feldern zuweilen ein sehr lästiger Gast ist, weiß Jedermann; sie frißt die Kohlblätter und andere schmackhafte Gewächse ab, welche für andere als Schneckengaumen bestimmt waren. Dagegen gibt es viele Gegenden, wo man die Schnecken zu medicinischen Zwecken sorgsam sammelt. In Milch gekocht, sollen sie für schwächliche Konstitutionen zum wahren Heilmittel werden, ja, hie und da glaubt das Landvolk steif und fest daran, daß der Genuß der sogenannten weißen Schnecke ein Specificum wider die Schwindsucht sei; anderwärts hält man die schleimige Masse des Schneckenkörpers für die beste aller Mundsalben. In früheren Jahrhunderten setzten auch die Aerzte selten ein Heilpflaster zusammen, ohne demselben

Bestandtheile des Leibes oder des Gehäuses der Schnecke beizumischen. Dem Schreiber dieser Zeilen selbst begegnete es, als er auf einer beschwerlichen Tour in Tirol sich das Knie etwas beschädigt hatte, daß ihm der Führer sagte: „Ich will gleich eine große schwarze Schnecke suchen; wenn Sie sich die einmal über das Knie kriechen lassen, so hat's mit dem Schaden sicherlich nichts mehr auf sich."

Nicht jedoch Kranken oder Verwundeten allein werden Schnecken als äußeres oder inneres Mittel verordnet, auch völlig gesunde und heile Menschen streben eifrig nach dem Genusse unseres interessanten Weichthieres, das, wie uns die Zoologen versichern, in mehr als 8000 verschiedenen Arten auf der Erde verbreitet ist. Und weshalb sollten denn nicht auch Schnecken eine ebenso leckere Speise abgeben wie Austern und allerhand größere oder kleinere Seemuscheln, welche letzteren neuerdings ja auch im deutschen Binnenlande mehr und mehr in Aufnahme kommen, wenn schon die Schnecke die Lieblingsspeise der wild umherziehenden Zigeuner abgibt, die sie am Wege auflesen und ohne alle weitere Zubereitung roh und schmutzig verzehren, wie sie das Thier finden? Haben wir doch von Naturvölkern noch viel minder appetitliche Schüsseln essen und als Leckerbissen würdigen lernen! In Italien wurden die Schnecken schon im Alterthum nicht blos vom Landvolke, sondern auch von den raffinirten Schlemmern der Kaiserzeit mit Vorliebe gegessen, und hier, namentlich in Rom selbst, figurirt sie auch heute unter den gewöhnlichen Gerichten, welche die Speisezettel der Trattorien und Osterien verzeichnen. Einer der ersten Straßenausrufe, die man Morgens in der ewigen Stadt

vernimmt, lautet: „Lumache, belle lumache!“ (Schnecken, schöne Schnecken!), von allen möglichen schrillen Stimmen zu uns herauf in's Zimmer tönend, und treten wir dann an's Fenster, so sehen wir Frauen und Mädchen aus der Campagna, die mit großen Körben voll von frisch aufgelesenen Schnecken umherwandern und von Hausfrauen und Köchinnen umringt werden, welche ihnen die Waare begierig abnehmen und dann entweder die Schnecken allein kochen oder sammt dem Gehäuse zur Minestra (Suppe) zubereiten oder, wenn ihre kulinarische Kunst sich zu höheren Leistungen versteigt, das Thier in Olivenöl backen und mit allerlei würzenden Zuthaten auf den Tisch bringen.

Man verläßt sich indeß in Italien wie in den angrenzenden Ländern, z. B. der südlichen Schweiz, einigen Gegenden Tirols ꝛc., nicht auf die Schneckenausbeute, welche der Zufall liefert, sondern geht systematischer zu Werke, indem man eigene Schneckengärten anlegt und darin das begehrte Weichthier künstlich züchtet, wie man an den englischen und französischen, belgischen und deutschen Meeresküsten sich der Austernkultur befleißigt. Ausgedehntere Schneckengärten trifft man u. a. in dem zu Tirol gehörenden Vorarlberg und im Kanton Uri in der Schweiz an, wo die Kapuzinerklöster, z. B. das sich über dem Flecken Altorf so malerisch erhebende, die Zucht der sogenannten Weinbergschnecke, einer besonders wohlschmeckenden Gattung, in's Große betreiben und die gewonnene Ernte meist als Fastenspeise nach anderen katholischen Gegenden, zunächst wieder an die Klöster versenden. Nachdem während der Sommermonate Gärten und Hecken, Büsche und feuchte Plätze von

Kindern gründlich abgesucht worden sind, werden die dergestalt zusammengebrachten Schnecken auf ein zu diesem Behufe abgesondertes Terrain von einem bis zwei Ackern Flächenraum verpflanzt, das, frei von allen Bäumen und Sträuchern, mit einem Wassergraben umgeben wird, welchen die Schnecke nicht zu überschreiten vermag. Hierauf breitet man über das Areal kleine Haufen von abgeschnittenen Bergtannenzweigen und weichem Moose aus, die den Schnecken als Schutz sowohl vor der glühenden Mittagssonne wie vor der Nachtkühle dienen sollen, und erneut diesen Schirm, sobald sein Dach durch die abfallenden Nadeln sich zu lichten beginnt. Jeden Tag werden die Schnecken mit Gras und Kohlblättern gefüttert und erhalten davon bei feuchtem Wetter eine Extraration. Kommt der Winter heran, so verbergen sie sich, so gut sie können, unter dem Moose und Tannengezweig, und nun naht die Zeit, wo sie für den Verkauf gesammelt und dann in mit kleinen Luftlöchern versehenen und mit Stroh ausgefütterten Körben verschickt werden. Je nach der Fülle von Gras und Kohlblättern enthält jeder dieser Schneckengärten 15,000 bis 20,000 Schnecken, von welchen allerdings eine Anzahl im Sommer zu Grunde geht, bei weitem die meisten jedoch die Fastentische der umliegenden Klöster und der Bewohner des südlichen Tirols bereichern helfen, welche Letzteren große Liebhaber vom Schneckenfleische sind. Unzweifelhaft verdient solche Schneckenzucht alle Aufmunterung und anderweitige Nachahmung, weil dadurch nicht allein der Garten- und Landbau von einer Menge von Feinden befreit, sondern auch, weil ein sonst ungenützt verloren gehender, immer-

hin zu beachtender Werth für die Volkswirthschaft gewonnen wird.

Noch andere Momente sind es aber, welche den Schnecken unsere Aufmerksamkeit zuwenden, um so mehr, als in dieser Beziehung noch manches Dunkel aufzuhellen bleibt. Will man doch behaupten, daß die Schnecke den elektrischen Telegraphen erfunden oder entdeckt habe, oder vielmehr, daß sie der elektrische Telegraph selbst und in eigener Person sei. Vor etwa dreißig Jahren wurde dies Thema, zumal in Frankreich, sehr eifrig diskutirt; während man anderwärts höchstens von sympathischen Schnecken sprach, hatten unsere leicht erregbaren Nachbarn jenseit der Vogesen schon ihren Télégraphe Escargotique (Schneckentelegraphen) fix und fertig — mindestens in der Theorie. Derselbe gründete sich auf die Wahrnehmung, daß, wenn gewisse niedere Thiere, darunter auch die Schnecken, mit einander in Berührung gebracht werden, sie sich in ihren Bewegungen und Verrichtungen identificiren. Diese Identität dauere, so versicherte man, fort, auch nachdem die Thiere wieder von einander getrennt seien, so zwar, daß wenn man den Kopf des einen berühre, der Kopf des anderen, ob auch in größter Entfernung, die Berührung ebenfalls empfinde und dies durch eine gewisse Bewegung seines Kopfes an den Tag lege; werde der Schwanz des einen Geschöpfes berührt, so zeige auch der Schwanz des anderen eine größere oder geringere Erregung, und so fort. Diese Wahrnehmung aber lasse sich praktisch verwerthen, indem man jeder Bewegung des Thieres eine bestimmte Bedeutung unterlege und daraus ein Alphabet oder ein System von verschiedenen Signalen

zusammensetze. Solchergestalt könnten wir uns der Schnecke als eines Telegraphen bedienen, das langsamste aller Thiere als schnellsten Boten gebrauchen.

Zwei französische Naturforscher, Allix und Benoit, waren die Ersten, welche hinsichtlich der telegraphischen Fähigkeiten der Schnecke eine Reihe von Versuchen anstellten und das Ergebniß derselben in wissenschaftlichen Zeitschriften veröffentlichten. Sie hatten, um uns so auszudrücken, zwei Alphabete Schnecken, in jedem so viele einzelne Schnecken, wie das französische A-B-C Buchstaben umfaßt, mithin für jeden Buchstaben eine eigene Schnecke. Jedes Paar (z. B. das A) war zunächst in Paris mit einander in Berührung gebracht worden, und derart hatten die beiden Thiere, die es bildeten, die instinktive oder unwillkürliche Fähigkeit erlangt, zu zittern oder sich zu bewegen, so oft das eine derselben berührt wurde, wenn sie auch sich in weiter Entfernung von einander befanden. Ein anderes Paar, ganz auf die nämliche Weise behandelt, stellte das B vor, und gleichermaßen ging es bis zum Z. Jetzt schaffte man das eine Alphabet über den Atlantischen Ocean hinüber, um hiedurch ein Telegraphensystem herzustellen, welches alle Kabel und Drähte entbehrlich machen sollte. Allix operirte in Paris, sein Freund Benoit in New-York.

Sollte nun ein Wort von Paris nach der Neuen Welt „geschneckt“ werden, so brachte man die den ersten Buchstaben desselben repräsentirende Schnecke mittelst eines galvanischen Apparates (der in der uns vorliegenden Darstellung aus Allix' Feder leider nicht vollkommen deutlich beschrieben ist) vorerst in einen Zustand der Erregung. Als-

bald erhielt der entsprechende Theil des Buchstabens in Amerika den gleichen galvanischen Schlag und zeigte die gleiche Unruhe, während alle übrigen Schnecken des Alphabetes vollkommen ruhig blieben, so daß somit kein Zweifel darüber obwalten konnte, welche Schnecke in Paris berührt, d. h. mit anderen Worten, welcher Buchstabe von da aus telegraphirt worden war. Nachher kamen einer nach dem anderen die übrigen Buchstaben an die Reihe, welche zu der über das Meer hinüber zu erlassenden Botschaft gehörten.

Der Bericht des genannten Naturforschers behauptet, daß das Experiment im Allgemeinen wohl gelungen sei, und mag uns das Ganze vielleicht auch sehr phantastisch und abgeschmackt erscheinen, so wird sich mindestens die Möglichkeit einer derartigen telegraphischen Uebermittelung doch nicht in Abrede stellen lassen, da sie vollkommen in Einklang steht mit den Sympathie-Erscheinungen, welche an vielen der niedriger organisirten Thiere beobachtet worden sind. „Es wäre in hohem Grade merkwürdig,“ äußerte sich einer der ersten der jetzt lebenden Physiker, „sähen wir am Ende allen Ernstes einen Schneckentelegraphen im Gange, der trotz der sprichwörtlichen Langsamkeit des genannten Geschöpfes an Geschwindigkeit mit dem elektrischen Strome wetteiferte und die Kommunikation auf diesem letzteren Wege an Sicherheit weitaus überträfe, da er ja keine von feindlichen Einflüssen so leicht zerstörbaren Drähte brauchte, überdies aber unendlich viel weniger kostspielig sein würde, weil alle Erfordernisse des Apparates in einer gehörigen Anzahl gehörig vorbereiteter Schnecken beständen.“

Vorderhand ist der Schneckentelegraph freilich über der-

gleichen Theorien und Versuche nicht hinaus gekommen. Seitdem der brittische Gelehrte, Professor William Gregory zu Edinburgh in Schottland, die angeführten Worte schrieb, haben dagegen die transatlantischen Compagnieen Millionen über Millionen auf Herstellung und Legung unterseeischer Kabelleitungen verwandt, die sie sich ohne Zweifel erspart haben würden, wären jene Schneckenexperimente nicht eben Experimente geblieben. Indeß ist noch nicht aller Tage Abend und aller Dinge Ende, und wer weiß, ob, wenn nicht wir selbst, so doch unsere Enkel ihre Telegramme nicht vielleicht durch eine gedankenschnelle Schneckenpost befördern und empfangen und ob so das jetzt als faul und schwerfällig geschmähte Geschöpf nicht noch die feurigsten Kohlen auf das Haupt der lästernden Menschen sammeln wird?

Mannigfaltiges.

Bei den Bewohnern Süd-Madagascars ist der Glaube an ein Fortleben nach dem Tode allgemein und tief eingewurzelt. Aus diesem Grunde ist es streng untersagt, auch nur den Namen eines Verstorbenen zu nennen, da derselbe jetzt als mächtiger Geist gedacht wird, dem Anbetung zu Theil werden muß. Besonders strafbar ist es, den Namen einer Person zu nennen, die im Leben eine bedeutendere Stellung einnahm, so daß beispielsweise denjenigen Todesstrafe treffen würde, der den Namen eines verstorbenen Königs nennen wollte. Die Begräbnißfeierlichkeiten sind deshalb verhältnißmäßig großartig. Zunächst legt man den Leichnam mehrere Stunden lang auf eine Ochsenhaut,

um ihn später auf einer Tragbahre nach dem Begräbnißplatz zu schaffen. Die Verwandten sind verpflichtet, in ihren prächtigsten Schmucksachen und Waffen dem Todten zu folgen. Der Zug begibt sich nunmehr an das Ufer des zunächst liegenden Flusses oder an die Küste des Meeres. Hier beginnen alle Betheiligten nach den Tönen des Tamburins zu tanzen, welchem Akte selbst die Leichenträger sich nicht entziehen dürfen. Ein unmäßiges Geheul und Geschrei, wie man es eben nur bei Naturvölkern finden kann, begleiten diese Ceremonie. Derselben liegt die Absicht zu Grunde, den Todten dadurch wieder zum Leben zurückzuführen. Gelingt dies, wie sich von selbst versteht, nicht, so wird derselbe an den Begräbnißplatz gebracht und daselbst in zwei hohlen Bäumen, die als Sarg dienen, untergebracht. Je nach dem Stande des Verstorbenen sind auch die Werthsachen, die man in den Sarg legt, unter denen Lebensmittel niemals fehlen dürfen. Dann häufen die Verwandten Steine auf, so daß von dem Leichnam nichts mehr zu sehen ist. Die Könige werden stets erst ein Jahr nach ihrem Tode beerdigt. Das ganze Jahr hindurch hängt ihr Leichnam, in Ochsenhäute gehüllt, zwischen zwei großen Bäumen und die Mitglieder der königlichen Familie sind verpflichtet, abwechselnd dabei Wache zu halten. Nach Ablauf der Frist wird der Leichnam heruntergenommen, Zähne, Finger und die großen Zehen nimmt der neue König an sich, um sie als Amulette aufzubewahren. Die übrigen Theile werden mit großem Pomp in der oben beschriebenen Weise beigesetzt. — Die Abneigung, die Namen Verstorbener zu nennen, finden wir außerdem bei den Eingeborenen Westaustraliens, bei einigen Indianerstämmen in ganz brittisch Columbia, bei den Indianern in Kalifornien, den Mosquito-Indianern, den Guaycurus am Paraguay, den Samojeden, auf den Shetlands-Inseln und bei den deutschen Zigeunern. Selbst in Japan und China finden sich hievon Spuren. R. Sch.

Ein Shakespeare-Fälscher. — In der zweiten Hälfte

des vorigen Jahrhunderts entstand in England eine sonderbare Epidemie der literarischen Fälschungen. Macpherson ließ seinen gefälschten Ossian erscheinen und erregte damit den Enthusiasmus der ganzen gebildeten Welt, die anfänglich an die einstmalige Existenz des gälischen Barden glaubte, bis es der gelehrten Forschung gelang, die Unechtheit nachzuweisen. Dann folgte der jugendliche geniale Chatterton mit Gedichten, die angeblich von Rowley, einem Mönche des 15. Jahrhunderts herrühren sollten, doch wurde bald die Täuschung entdeckt. In beiden Fällen jedoch zeigten sich die Fälscher als ausgezeichnete Talente, deren Leistungen von poetischem Werthe sind und es bleibt namentlich des unglücklichen Chatterton's Schicksal zu beklagen, der sich, kaum achtzehn Jahre alt, vergiftete, weil er sich aus dem tiefsten Elende nicht mehr zu retten wußte. Rowley und Ossian waren die Namen erdichteter Poeten, denen Chatterton und Macpherson ihre Geisteserzeugnisse unterschoben; es wurde also dadurch nicht die Reputation eines älteren Dichters alterirt. Das Gegentheil war der Fall bei der dritten berühmten Fälschung aus jener Zeit, als nämlich ein junger unbekannter Mensch es wagte, seine Machwerke dem großen Shakespeare unterzuschieben. Es lebte zu London ein begeisterter Shakespeare-Verehrer, Namens Samuel Ireland, ein früherer Kaufmann und als Verfasser mehrerer Reisewerke bekannt, der mit schwerem Gelde alte seltene Shakespeare-Ausgaben und sonstige Reliquien des unsterblichen Dichters zusammenkaufte, wobei denn freilich manche Täuschungen mit unterlaufen mochten. Sein Sohn William Henry Ireland, ein lustiger talentvoller Tausendsasa, ärgerte sich über diese Verschwendungen des Vaters, die ihm thöricht erschienen, und beschloß endlich, da er doch nicht hoffen durfte, ihn von seiner Sammelwuth zu heilen, von der väterlichen Manie Nutzen zu ziehen. Zu diesem Behufe studirte er eifrigst die wenigen echten Originalhandschriften Shakespeare's in des Vaters Sammlung und begann dann mit außerordent-

lichem Geschick eine lange Reihe von Fälschungen. Zuerst fertigte er einen Taufschein des Dichters und einige auf ihn bezügliche gerichtliche Dokumente, die er dem alten Ireland durch Vermittlung dritter Personen in die Hände spielte, dann aber verstieg er sich zu Höherem. Er fälschte Shakespeare'sche Liebesbriefe, eine Handschrift des „König Lear", ein Fragment von „Hamlet" und endlich brachte er sogar ein bisher unbekanntes, angeblich Shakespeare'sches Drama „König Vortygerne" zum Vorschein, das er selbst wie alles Uebrige fabrizirt hatte. Der alte leichtgläubige Ireland war außer sich vor Freude über diese vermeintlichen Schätze, für die er hohe Summen bezahlte, ohne Ahnung natürlich, daß dieselben von seinem leichtsinnigen Sohne durchgebracht wurden und theilte im Jahre 1795 alle seine „Shakespeareana" in einem prächtig gedruckten Folioband der literarischen Welt mit. Einige Gläubige fanden sich unter den Shakespeare-Gelehrten und „König Vortygerne" wurde sogar auf dem Drurylane-Theater als bisher unbekanntes Meisterwerk des großen Dramatikers aufgeführt, doch bald lieferte die gediegene Kritik des Shakespeare-Commentators Malone die unwiderleglichsten Beweise für die Fälschung. Der alte, höchst erstaunte Ireland redete darauf seinem Sohne in's Gewissen, bis er den gespielten Betrug aufrichtig bekannte, den er dann auch in einer eigenen Schrift der Welt reumüthig enthüllte. Er wurde später ein beliebter Unterhaltungs-Schriftsteller. F. L.

Wunderliche Fastnachtsspiele. — Nach einem vorliegenden halbvermoderten Manuscript von 1518 wurde in diesem Jahre zu Zwickau, der Metropole des sächsischen Steinkohlenreviers, vom Kurfürsten Friedrich dem Weisen die Fastnacht gefeiert, wozu er acht Fürsten, zehn Grafen, drei Bischöfe und eine große Anzahl Ritter, Edelleute, vornehme Gelehrte und Rathsherren ansehnlicher sächsischer und thüringischer Städte eingeladen hatte. Zu Ehren dieser vornehmen Gäste waren von der Stadt allerhand Veranstaltungen zur Vergnügung getroffen worden, welche

ein charakteristisches Zeugniß des damaligen Zeitgeschmackes liefern. Am Montag rückten die Zwickauer mit all ihrem Geschütz nebst Zubehör und 600 gerüsteten Streitern in einer Schlachtordnung aus und stellten sich vor den Fürsten auf, wobei die Geschütze gelöst wurden. — Am Abend desselben Tages wurde auf dem Rathhause die Comoedia ‚Eunuchus‘ des Terenz ordentlich und wohl gespielt; zwischen diese Aktion aber zu größerer Ergötzlichkeit eine Zugabe eingereiht, die Magister Hausmann, der Schloßkaplan, gedichtet hatte. Diese Einlage stellte vor, wie sich sieben Weiber um einen Mann zankten und schlugen, desgleichen wie sieben Bauernknechte um eine Magd streiten. Dies Alles ging zierlich und wohl ab, zum Ergötzen der Fürsten und übrigen hohen Zuschauer. — Tages nachher haben zwanzig vermummte Männer, welche sämmtlich Fleischhauer waren, einen verkleideten Menschen auf eine Kuhhaut gesetzt und darauf so lange in die Höhe geschnellt, bis er fast außer Athem gewesen. 24 Personen in Harnischen führten einen Schwertertanz auf. Dann erschienen ihrer 18, als Störche verkleidet, und lasen mit den Schnäbeln Nüsse auf, die ein vorangehender Bär ausstreute. Als es Nacht geworden, tanzten auf dem Schloßhofe die 24 Geharnischten einen Fackeltanz und nach ihnen ebenso viele Tuchknappen einen Reifentanz, wobei Jedem ein Windlicht auf dem Kopfe befestigt war. Ein großer zottiger Hund, welchen der Thorwart vom Frauenthorthurm darstellte, zog einen Schlitten durch die Straßen, worin zwei schreiende Kinder, eines seine Frau und das andere sein Vetter, der lange Petzold, saßen. — Die Fürsten und der Adel stellten am Aschermittwoch ein Turnier mit großem Mummenschanz an, wobei Hans v. Carlowitz, Graf Reinhard zu Solms und der Ritter Wolf v. Planitz die „Dänke und Kleinode" erhielten. 19 Hofleute hielten ein Gesellenstechen mit Krücken, was „eitel Gelächter" gab. — Das Fest währte eine Woche. Während desselben ließ der Kurfürst an drei Tagen eine Spende aus-

theilen, wobei jeder arme Mensch einen Pfennig, zwei Hofbrode und einen Hering erhielt. — Obengenanntes Prellen auf der Kuhhaut muß den Zwickauer Fleischhauern zu ehrendem Andenken gereicht haben, denn 43 Jahre später, am 22. August 1561, erhielt der Rath zu Zwickau einen Befehl des Kurfürsten August, den Fleischermeistern aufzuerlegen, sich mit der Kuhhaut ausgerüstet in Leipzig einzufinden, um allda beim kurfürstlichen Beilager Kurzweil damit zu treiben. O. Msr.

Die strenge Wahrheitsliebe des Herzogs von Wellington äußerte sich oft in der seltsamsten Weise, wie folgendes Beispiel beweisen mag. Als der Herzog von Taubheit befallen wurde, zog er einen berühmten Ohrenarzt zu Rathe, der, nachdem er alle Heilmittel ohne Erfolg angewendet hatte, den letzten Versuch machte, dem Kranken eine starke Auflösung eines Aetzstoffes in das Ohr zu spritzen. Dieser verursachte die stärksten Schmerzen, aber der Leidende ertrug sie mit gewohntem Gleichmuth. Als der Hausarzt eines Tages gelegentlich vorsprach, hatte der Herzog rothe Backen, mit Blut unterlaufene Augen und schwankte, als er aufstand, wie ein Betrunkener. Der Arzt bat um die Erlaubniß, ihm in's Ohr blicken zu dürfen und fand eine schreckliche Entzündung, die, wenn man ihr nicht auf der Stelle Einhalt that, bald das Gehirn erreichen und den Tod herbeiführen mußte. Sogleich wurden starke Mittel angewendet und die Entzündung gemildert. Das Gehör wurde aber in diesem Ohr vollständig zerstört. Als der Ohrenarzt von der Gefahr hörte, der er den Kranken durch seinen Aetzstoff ausgesetzt hatte, eilte er zu ihm, um seine Beschämung und seinen Kummer auszusprechen. Der Herzog sagte blos: „Verlieren Sie kein Wort weiter, Sie haben ja nach bester Ueberzeugung gehandelt.“ — Es wäre sein Untergang, fuhr jener fort, wenn die Welt erführe, daß er Sr. Durchlaucht so viel Schmerzen und Gefahr bereitet habe. — „Es braucht ja Niemand davon zu wissen; schweigen Sie nur

selbst und seien Sie überzeugt, daß ich gegen Niemand ein Wort äußere." — „Dann erlauben mir Ew. Durchlaucht wohl, daß ich meine Besuche fortsetze, damit die Welt sieht, daß Sie mir Ihr Vertrauen nicht entzogen haben?" — „Nein," antwortete der Herzog freundlich, aber fest, „das kann ich nicht, denn das wäre eine Lüge." Ed. Braunfels.

Octavio Piccolomini und die Steckenpferdreiter. — Der bayrische Historiker Murr erzählt in seinen „Beiträgen zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges" von der größten Heerschaar, welche Steckenpferdreiter wohl jemals gebildet haben. Es kamen nicht weniger als 1476 Knaben der Stadt Nürnberg im Jahr 1650, den 22. Juni, als an dem Tage, wo man daselbst das Fest des Osnabrücker Friedensschlusses feierte, aufgeritten auf ihren Steckenpferden vor das Haus des kaiserlichen Kommissarius Octavio Piccolomini, Herzogs von Amalfi. Der Herzog erwies den freundlich gesinnten Knaben eine ebenso ausgesuchte Gegenehre. Für jeden dieser 1476 ließ er einen silbernen Friedenspfennig prägen; auf der einen Seite ist ein Knabe mit einem Käpplein bedeckt, auf dem Steckenpferde reitend und um das Viereck zieht sich die Umschrift: Frieden-Gedächtnus in Nürnb., auf der anderen Seite ist der gekrönte Doppeladler mit der Inschrift: Viv. Ferd. III. Rom. Imp. Als dann ein Spaßvogel unter den Gassenjungen verbreitete, auch sie würden solche Münzen erhalten, wenn sie am folgenden Sonntag den Ritt nachahmten, so erschien darauf wirklich ein noch größerer Haufe vor des Fürsten Wohnung. Piccolomini lachte herzlich über diesen Aufzug, bestellte die Kinder über 8 Tage wieder, da ritten sie in großen Schaaren und förmlich schwadronenweise vor ihm auf und empfingen gleichfalls Jeder seine Denkmünze. Th. B.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein in Stuttgart.







